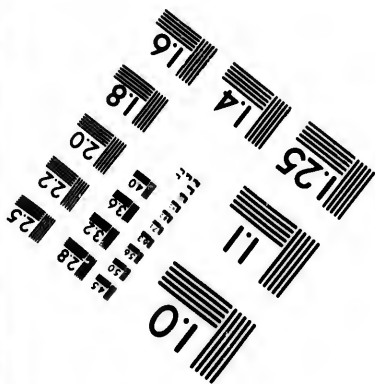
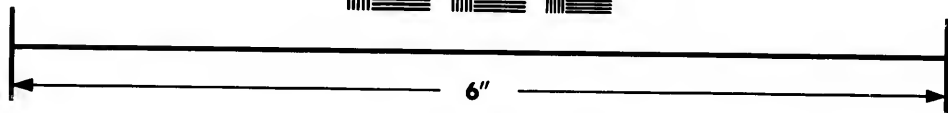
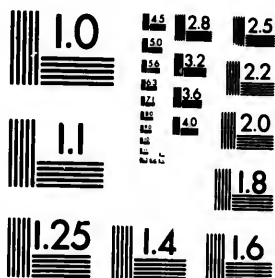


**IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)**



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

25
28
32
36
40
44
48
52

**CIHM/ICMH
Microfiche
Series.**

**CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.**



Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

110

© 1982

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

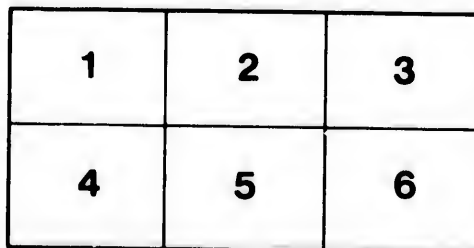
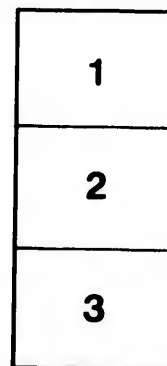
Library Division
Provincial Archives of British Columbia

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol \rightarrow (meaning "CONTINUED"), or the symbol ∇ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

Library Division
Provincial Archives of British Columbia

Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole \rightarrow signifie "A SUIVRE", le symbole ∇ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.

ails
du
odifier
une
mage

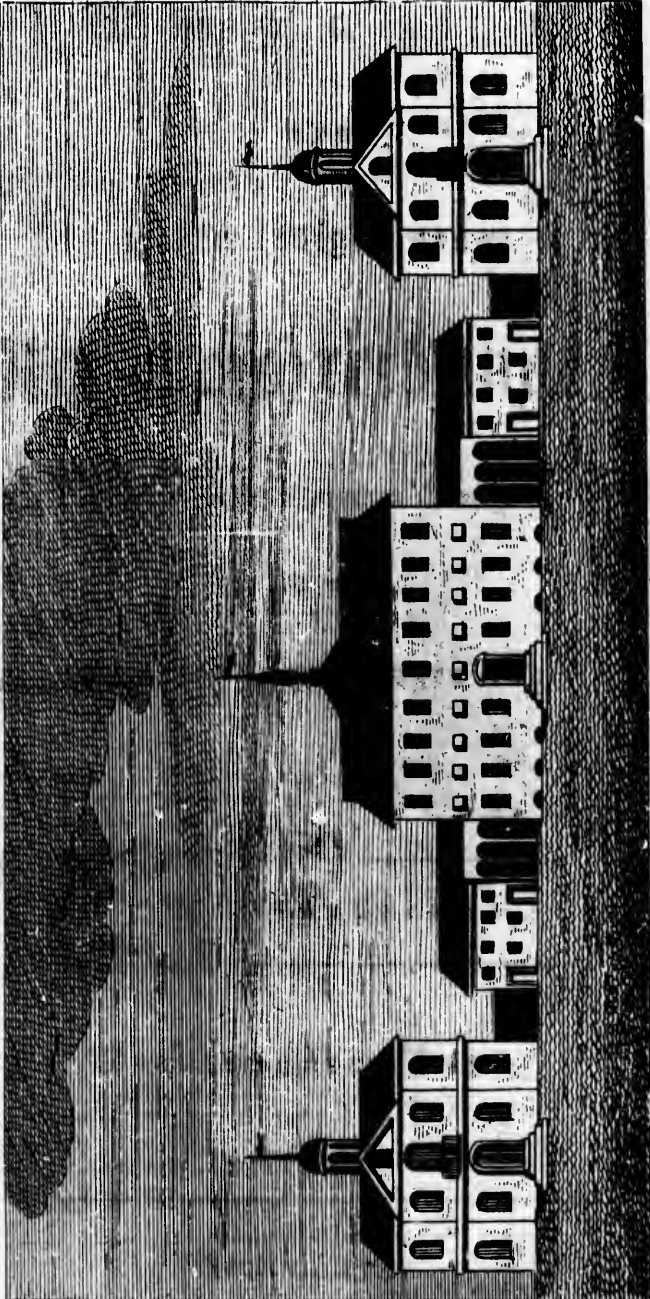
rata
o

elure,
à



George Washington
Präsident der vereinigten Staaten

80 Jahr alt
1791.



Das Statutenhaus in Philadelphia
400 Fuß lang und 100 Fuß tief

1797

Verzeichnis

Verzeichnis

der in dem

und

in dem

der

Verzeichnis

Berlin 1797

In der Buchhandlung

Handwritten notes in the left margin, including a large circular stamp or mark.

DE 11 033

M a g a z i n

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersezt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.



Wierzehnter Band.

Berlin, 1797.

In der Woffischen Buchhandlung.

NW
972
H436re

DEC 18 '58

Amtmann

11 1 2 0 0 0 500 #35.00

1100

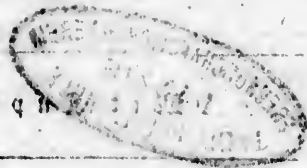
Verordnungsamt

Verordnungsamt

Das Verordnungsamt hat die Ehre, Ihnen hiermit zu berichten, dass...

Die Beschlüsse der Gemeindeversammlung vom 12. Dezember 1858...

zu dem Zweck, dass...



11 1 2 0 0 0 500

Verordnungsamt

1858

Das Verordnungsamt hat die Ehre...

ann
00

Inhalt.

- I. **Samuel Hearne's Reise von dem King von Wallis
Fort an der Hudsons Bay bis zu dem Eismeere.**
 - II. **Heinrich Wansley's Tagebuch einer Reise durch die ver-
einigten Staaten von Nordamerika.**
-

198951

3712 18
Nachweisung der Kupfer zu Hearne's Reisen.

Tab. I. Gehört zu dem von dem Herrn von Kalm in dem Jahre 1744

II. in dem Jahre 1745 in dem Lande der Indianer am 270

in dem Lande der Indianer am 270

in dem Lande der Indianer am 270

in dem Lande der Indianer am 270

in dem Lande der Indianer am 270

in dem Lande der Indianer am 270

in dem Lande der Indianer am 270

1821

Samuel Hearne's

Reise

von

dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay

bis zu dem Eismeere,

in den Jahren 1769 bis 1772.

Aus dem Englischen übersetzt.

Mit Anmerkungen

von

Johann Reinhold Forster,

Professor der Naturgeschichte und Mineralogie in Halle, Mit-
glied der R. Pr. Akademie der Wissenschaften etc.

1774

101

Das Original der hier in einer Handschrift befindlichen
 letzten Willensverfügung des nachgelassenen
 A. Joubert, nach dessen Willen die Fortsetzung
 Hubler's Bay, in der nördlichen Ozean; an der
 taken by order of the Hudson's Bay Company,
 for the discovery of copper mines, a north
 West-Talage, etc. in the Year 1774, 1775, 1776
 and 1777. By Samuel Hearne, London, printed
 and for A. Saurin and T. Cadell, 1777. Die
 Hauptstücke, welche die Geschichte der
 Entdeckung dieser Bay, in dem Jahr 1774 und
 in der Fortsetzung zu seinem Buche enthält.
 Der Erfolg hat nicht der Hoffnung, die man von
 der Aufdeckung, noch eine nördliche Durch-
 fahrt erwartete; aber das nimmt der Heile, und dem
 Nutzen, der sie machte, ihren Werth nicht. Er
 besteht, für den Staat, in welchem er die größte
 in Beschleunigung und Beförderung der
 der seiner Eigenschaften und der Beschaffenheit

... und ...

V o r r e d e.

... und ...

Das Original der hier in einer Uebersetzung gethe-
ferten Reisebeschreibung hat nachstehenden Titel:
**A Journey from Prince of Wales's Fort in
Hudson's Bay, to the northern Ocean; under-
taken by order of the Hudson's Bay Company,
for the discovery of copper mines, a north-
West-Passage, etc. in the Years 1763, 1770, 1772
and 1779. By Samuel Hearne. London, print-
ed for A. Strahan and T. Cadell: 1796.**

Die
Hauptersachen; weshalb H. e. r. n. e. seine Reise un-
ternahmen magte; giebt er selbst im dem Titel und
in der Einleitung zu seinem Buche hinlanglich an.
Der Erfolg war nicht der geoffen, da H. e. r. n. e. von
den Kupfergruben, noch eine nordwestliche Durch-
fahrt antraf; aber das nimmt der Reise, und dem
Manne, der sie machte, ihren Werth nicht. Er
verdient, für den Muth, mit welchem er die größ-
ten Beschwernisse und Gefahren ertrug, das
Lob seiner Zeitgenossen und der Nachwelt; seine

Reise gehört in so fern zu den wichtigsten, da sie
 die so lange streitige Frage: „ob die nordwestliche
 Durchfahrt aus den Europäischen Meeren in die
 Asiatischen möglich sey,“ beinahe mit völliger Ge-
 wissheit entschieden hat; und über dies ist diese Reise
 ein sehr beträchtlicher Beitrag zur Geschichte der
 Menschheit, da sie die Sitten eines Völkerstam-
 mes schildert, das vorher noch fast völlig unbekant
 war. Die Beschreibung der Naturgeschichte der Inseln
 ist sehr genau; und die Nachrichten von den Män-
 nern, die, wohl Chinesen, aber nicht sehr viele
 können. Daher findet die Deutsche Leser, die
 zwar alles Bekannte, was in den meisten auf dem
 Lande des Originals steht, doch nicht so vor-
 züglich Wiederholungen, und die meisten Fehler her-
 gen. Die Regeln des Stils, die dasselbe sehr richtig
 und ebenfals schön. Das ganze ist, Kapitel des
 Originals ist naturhistorischen Inhalts; wobei es
 fehlt, was Menschen ähnlich; an wissenschaftlichen
 Kenntnissen der Naturgeschichte, und so könnten seine
 Naturgeschichte nicht vom großen Werthe seyn. Die-
 ses Kapitel ist, in der Uebersetzung ganz weggelassen,
 worden, da sich denken läßt, daß irgend jemand die
 wichtigen, darin stehenden brauchbaren Nachrichten
 in der Naturgeschichte eigenlich gewissermaßen
 Wort für Wort, aus dem Original, in die Deutsche
 Sprache übersetzt worden.

Samuel Hearne's Reisen.

Einleitung.

Viele Jahre lang glaubte man allgemein, die Hudsons-Bay-Kompagnie sey gar nicht geneigt, Entdeckungen von irgend einer Art zu machen; sie begnüge sich mit dem Gewinne von ihrem kleinen Kapitale (wie man es damals nannte), und brauche ihren Handel nicht zu erweitern. Was frühere Mitglieder der Gesellschaft in Betreff des ersten unter diesen Vorwürfen gedacht haben mögen, kann ich nicht sagen; ich bin indeß überzeugt, daß sie sowohl als die gegenwärtigen Mitglieder immer bereit gewesen sind, jeden annehmbaren Plan zur Erweiterung des Handels auszuführen. Zum Beweise dieser Behauptung brauche ich bloß der ungeheuren Geldsummen zu erwähnen, die sie zu verschiednen Zeiten, obgleich ohne Erfolg, angewendet haben, um Fächerereien anzulegen; und die in gegenwärtigem Buche beschriebene Reise, so wie die mancherlei von Bean, Christopher, Johnston und Duncan angestellten Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt zu

Hearne's Reisen. A.

finden, sind ganz neuere Beweise, daß die jetzigen Mitglieder eben so sehr Entdeckungen zu machen, als ihren Handel zu erweitern wünschen.

Vielleicht schreiben diese Vermuthungen sich von dem geheimnißvollen Wesen her, mit dem man ehemals bei einigen Geschäften der Kompagnie zu Werke ging; und die ungegründeten Behauptungen, die ungerechten Beschuldigungen von Dobbs, Ellis, Robson, Dragge und dem Amerikanischen Reisenden mögen dazu beigetragen haben, das Publikum in dieser Meinung zu bestärken. Dies sind die Schriftsteller alle, welche über die Hudsons-Bay geschrieben haben; und jeder von ihnen hat, entweder aus Interesse, oder aus Nachbegierde, besonders Vergnügen daran gefunden, das Verhalten der Kompagnie zu kritisiren, ohne wirklich Kenntniß von ihren Schritten zu haben, oder ihren Dienst aus Erfahrung zu kennen. Die meisten dieser Schriftsteller behaupten übrigens solche handgreifliche Ungeheimheiten, daß selbst Personen, die schon von Vorurtheilen gegen die Kompagnie eingenommen sind, ihnen keinen Glauben beimessen können *).

Von Robson, der sechs Jahre an der Hudsons-Bay und in Diensten der Kompagnie zugebracht hat, sollte man natürlicher Weise glauben, er müßte das Klima und den Boden zunächst um die Faktoreien, in denen er sich aufhielt, einigermaßen kennen; aber sein ganzes Buch ist offenbar voller Vorurtheile, und sollte ihn dafür rächen, daß die Kompagnie seine

*) Seitdem ich dies geschrieben habe, hat ein gewisser Herr Amkraville eine Nachricht von der Hudsons-Bay bekannt gemacht; aber mit eben dem bösen Willen, wie die früheren Schriftsteller, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihm die Hoffnung, eine (nicht offen geordnete) Befehlshaberstelle in der Bay zu erhalten, fehlgeschlagen war.

romanhaften und gar nicht zusammenhängenden Pläne verworfen hatte. Ueberdies weiß man wohl, daß Robson weiter nichts als ein Werkzeug in Herrn Dobbs' Händen war.

Der Amerikanische Reisende ist freilich ein eleganterer Schriftsteller, hat aber noch weniger Anspruch auf unsre Rücksicht, da er mit seinen Behauptungen unserem Glauben noch mehr zumuthet. Seine Versicherung (American Traveller, p. 23.), daß er mehrere große Klumpen von dem schönsten gediegenen Kupfer gefunden habe, ist eine so handgreifliche Unwahrheit, daß sie keiner Widerlegung bedarf. Niemand, weder ein Engländer, noch ein Indianer, fand jemals ein Stückchen Kupfer südwärts von 71^o Grad N. Br., wenn anders nicht zufälliger Weise irgend einer von den entfernteren nördlichen Indianern es auf seinem Wege nach der Faktorei der Kompagnie verloren hatte.

Die Eingebornen, welche den großen Strich Landes nordwärts vom Churchill'schen Flusse mehr durchstreifen, als bewohnen, haben zu wiederholtenmalen Proben von Kupfer nach der Faktorei gebracht. Viele von unsern Leuten vermutheten daher, daß es nicht weit von unsern Niederlassungen gefunden würde; und da die Indianer ihnen sagten, daß die Gruben ziemlich nahe bei einem großen Flusse wären, so nahm man allgemein an, daß dieser Fluß sich in die Hudsons-Bay ergießen müßte. Man konnte sich nemlich keinsweges vorstellen, daß irgend eine Art von Menschen, sollte ihre Lebensart auch noch so wandernd seyn, jemals einen so großen Strich Landes durchstreifen könnte, als diese es müßten, wenn sie um die nördliche Gränze der Bay herumgingen, umdort ohne Schiffe. Nachstehendes Tagebuch wird indeß zeigen, wie sehr diese Leute sich

irren, und auch, wie unwahrscheinlich es ist, daß ihr Lieblingsplan, Bergwerke zu eröffnen, ausgeführt werden könne.

Die Faktorei der Kompagnie am Churchill'schen Flusse bekam gleich nachher, als sie angelegt worden war, im Jahre 1715, Nachrichten von diesem großen Flusse, und Proben von Kupfer; man findet aber nicht, daß früher als im Jahre 1719 Versuche gemacht worden sind, den Fluß oder die Kupfergruben zu entdecken. Damals ließ die Kompagnie eine Fregatte, die *Albany*, Kapitain George Barlow *), und eine Schaluppe, die *Discovery*

*) Kapitain Barlow war Gouverneur von Albany's Fort, als die Franzosen im Jahre 1704 zu Lande aus Kanada kamen, um es zu belagern. Die Kanadier und ihre Indianischen Begleiter hielten sich in der Nachbarschaft von Albany mehrere Tage lang verborgen, ehe sie den Angriff machten, und tödteten vieles von dem Viehe, das auf den Marschländern weidete. Ein treuer Haus-Indianer, der auf der Jagd war, entdeckte diese Fremden, vermuthete, daß sie Feinde wären, und kehrte sogleich zu dem Fort zurück, um dem Gouverneur Nachricht zu geben. Dieser glaubte ihm nicht recht; indeß nahm man alle Maßregeln, das Fort zu vertheidigen, und der Steuermann einer Schaluppe, die in einiger Entfernung lag, bekam Befehl, bei dem ersten Kanonenschusse, den er hören würde, mit aller möglichen Eil nach dem Fort zu kommen.

Mitten in der Nacht, oder vielmehr am Morgen, kamen die Franzosen an das Fort, und verlangten eingelassen zu werden. Herr Barlow, der auf der Wache war, sagte ihnen: der Gouverneur schliefe; er wolle aber die Schlüssel sogleich holen. Als die Franzosen dies hörten, erwarteten sie keinen Widerstand, und drängten sich so dicht, als sie nur stehen konnten, bei dem Thor zusammen. Barlow benutzte die Gelegenheit; anstatt das Thor zu öffnen, ließ er nur zwei Schießlöcher aufmachen, hinter denen zwei mit Kartätschen geladene Sechspfünder standen. Diese wurden sogleich abgefeuert, und dadurch eine beträchtliche Anzahl Franzosen, unter andern auch der Befehlshaber, ein Irländer, getödtet. Ein so unerwarteter Empfang machte, daß die Uebrigen sich mit großer Eilfertigkeit zurückzogen. Der Befehlshaber der Schaluppe fuhr, als er die Kanonen hörte, so schnell er nur konnte, nach dem Fort; aber

(Entdeckung), Kapitain David Vaughan, ausrückten. Das Kommando dieser Expedition bekam indes einzig und allein Herr James Knight, ein Mann von großer Erfahrung im Dienste der Kompagnie, der mehrere Jahre Gouverneur der verschiedenen Faktoreien an der Bay gewesen war, und das erste Etablissement am Churchill-Flusse angelegt hatte. Bei aller Erfahrung, die Herr Knight in den Geschäften der Kompagnie haben mochte, und bei aller seiner Kenntniß der Gegenden um die Bay, in denen er sich aufgehalten hatte, läßt sich doch nicht vermuthen, daß er mit dem Wesen des ihm jetzt aufgetragenen Geschäftes bekannt war, da er sich nach weiter nichts richten konnte, als nach den unbestimmten, unvollkommenen Angaben der Indianer, die man damals wenig kannte, und noch weniger verstehen konnte *).

einige Franzosen, die an dem Ufer des Flusses versteckt lagen, tödteten ihn und seine sämmtliche Mannschaft.

Die Franzosen zogen sich nur mit großem Widerwillen von diesem Plage zurück; denn einige von ihnen hörte man noch zehn Tage nach dem misslungenen Angriffe in der Nachbarschaft des Fort schießen. Ein Mann besonders ging einen ganzen Tag lang die Platteform auf und nieder, die von dem Thore des Fort zu dem Starpel führte. Herr Fullarton, damaliger Gouverneur von Albany, rebete ihn Französisch an, und versprach, ihm Quartier zu geben, wenn er es annehmen wollte. Jener antwortete nicht, und schüttelte nur den Kopf. Herr Fullarton sagte ihm nun: wenn er sich nicht freiwillig erzebe, so würde er ganz gewiß auf ihn schießen. Hierauf kam der Mann näher an das Fort, und Herr Fullarton erschoss ihn aus seinem Kammerfeuster. Vielleicht machten die Mühseligkeiten, die der arme Mann bei seiner Rückkehr nach Kanada erleiden zu müssen fürchtete, daß er lieber sterben wollte. Daß er sich aber weigerte, von so menschlichen und edelmüthigen Feinden, wie die Engländer, Quartier anzunehmen, ist erstaunlich.

U. d. Verf.

*) Bei allen Entdeckungswegen muß man sich vorzüglich bemühen, die Sprache der Einwohner kennen zu lernen. Eine kleine Sammlung von einzelnen Wörtern und Kurz-

Diese unglücklichen Umstände, und sein hohes Alter (er war damals nahe an Achtzig) nahmen dem kühnen Abentheurer keinesweges den Muth. Er war vielmehr von einem glücklichen Erfolge und den beträchtlichen Vortheilen, die aus seinen Entdeckungen entspringen würden, so überzeugt, daß er einige große mit Eisen beschlagene Kisten machen ließ und mitnahm, um den Goldstaub und andre schätzbare Sachen, welche er thörichter Weise in diesen Gegenden anzutreffen hoffte, darin zu verwahren.

Die Instruktion, die Herr Knight von der Kompagnie erhielt, ist vom 4ten Juni 1719, und trägt ihm auf, mit „Gottes Erlaubniß die Straße Anian zu entdecken, um alsdann nordwärts Gold und andre schätzbare Waaren zu suchen.“

Herr Knight verließ Grave und in Kurzem, und trat seine Reise an. — Da das Schiff nicht in diesem Jahre, der Erwartung gemäß, nach England zurückkam, so glaubte man, es hätte in der Hudsons-Bay überwintert; und da es einen guten Vorrath von Lebensmitteln, das Fachwerk zu einem Hause, nebst allen nöthigen Handwerkern, und eine große Quantität von Handelswaaren bei sich hatte; so dachte man wenig oder gar nicht daran,

den Lebensarten, die man Anfangs hat, kann man mit der Zeit sehr bequem vermehren und berichtigen; und zuletzt wird man sich im gemeinen Leben und bei Geschäften fast immer verständlich machen können. — Nächste dem muß man sich Kenntnisse von den Sitten, den Gebräuchen, dem Charakter und der Denkungsart des Volkes zu verschaffen suchen. Unterläßt man dies, so kann man sich leicht, gegen seinen Willen, Feindschaft und Haß zuziehen. Kein Reisender bezug sich in diesem Stücke klüger und mit mehr Menschenkenntniß, als Le Bailiant, aus dessen Buche wir, die künftig unbekante Länder besuchen wollen, sehr viel lernen können. Nicht hin ist aber auch unser Hearne mit seinem Betragen gegen rohe Völkerschäffen zu empfehlen.

daß es nicht in Sicherheit seyn könnte. Als aber auch im folgenden Jahre (1720) weder das Schiff, noch die Schaluppe nach England zurückkehrte, gerieth die Compagnie ihrentwegen in große Unruhe, und schickte mit ihrem Schiffe, das im Jahre 1721 nach Churchill segelte, einer Schaluppe, unter dem Steuermann John Scroggs, den Befehl zu, jene beiden Fahrzeuge zu suchen. Das Schiff kam erst spät im Jahre zu Churchill an; dieser Befehl konnte also nicht eher als im folgenden Sommer (1722) ausgeführt werden.

Die Nordwest-Küste der Hudsons-Bay war damals wenig bekannt; und da Herr Scroggs durch Untiefen und Klippen in große Verlegenheit gerieth, so kehrte er nach dem Prinz von Wallis-Port zurück, ohne in Betreff des vorhin erwähnten Schiffes oder der Schaluppe irgend etwas Gewisses entdeckt zu haben. Denn alle die Merkmahle, die er unter den Eskimovern an der Wallfisch-Bucht sah, waren weiter nichts, als einige Dinge, die bei einem unbedeutenden Vorfalle zur Beute gemacht seyn, und die man folglich nicht als Beweise eines gänzlichen Schiffbruches ansehen konnte.

In Europa herrschte damals fast allgemein das Vorurtheil, daß es einen nordwestlichen Weg durch die Hudsons-Bay geben müsse. Daher vermutheten Viele, daß die Herren Knight und Barlow diesen Weg gefunden hätten und über Kalifornien in die Südsee gesegelt wären. Es vergingen viele Jahre, ehe man einen andern überzeugenden Beweis vom Gegentheile bekam, als daß Midleton, Ellis, Bean, Christophor und Johnston nicht im Stande gewesen waren, eine solche Durchfahrt zu finden; und obgleich Jahr für Jahr eine Schaluppe nach Norden auf Entdeckung, und

zum Handel mit dem Eskimoern, ausgeschiedt wurde, so wahrte es doch bis zum Sommer des Jahres 1767, ehe man zuverlässig erfuhr, daß der arme Herr Knight und Kapitain Barlow in der Hudsons-Bay umgekommen waren.

Die Gesellschaft trieb jetzt den Wallfischfang, und bestimmte die Marmorinsel (Marble-Island) zum Sammelplaz: Theils, weil der dortige Hafen bequem ist; Theils, weil man bemerkt hatte, daß die Wallfische sich bei dieser Insel in größerer Anzahl aufhielten, als an irgend einem andren Theile der Küste. Jetzt hatten die Boote, wenn sie auf Fische lauerten, häufig Gelegenheit, dicht an die Insel hinan zu rudern; und so entdeckten sie nicht weit von dem östlichen Ende derselben einen neuen Hafen, an dessen vorderem Theile sie Kanonen, Anker, Kabelletaue, Ziegelsteine, einen Amboss und viele andre Sachen fanden, welche die Zeit noch nicht zerstört hatte, und welche, entweder weil sie den Eingebornen unnüz oder für sie zum Fortbringen zu schwer waren, noch auf ihrer ersten Stelle lagen. Das Haus ist zwar wegen des daran befindlichen Holzes und Eisens von den Eskimoern zertrümmert; doch die Ueberbleibsel sind noch deutlich zu sehen, und eben so der Kiel, oder vielmehr der Körper, des Schiffes und der Schaluppe, die, gegen den Eingang des Hafens hin, ungefähr in fünf Faden Wasser liegen. Das Schnigwerk am Vordertheile des Schiffes, die Kanonen u. s. w. sind der Kompagnie zugeschiedt worden, und dienen zu einem sichern Beweise, daß die Herren Knight und Barlow ihr Leben auf jener unwirhbaren Insel verloren haben, wo weder Baum noch Strauch zu sehen ist, und die nahe an sechzehn (Englische) Meilen von dem festen Lande liegt. Dieses ist freilich wenig besser, da es

nur aus einem Gemische von unfruchtbaren Hügeln und Felsen besteht, die mit weiter gar nichts als mit Moos und Gras bewachsen sind; denn in dieser Gegend findet man erst einige hundert (Engl.) Meilen weit von der Seeküste Waldungen.

Im Sommer 1769 sahen wir in diesem Hafen, als wir die Fischerei betrieben, einige Eskimoer. Da wir bemerkten, daß ein Paar von ihnen sehr alt waren, so legten wir aus Neugierde ihnen einige Fragen in Betreff des erwähnten Schiffes und der Schaluppe vor. Wir konnten das um so besser, da wir einen Eskimo bei uns hatten, der als Dolmetscher im Dienste der Kompagnie stand und, als solcher, jährlich die Fahrt in einem ihrer Schiffe machte. Die Nachricht, die wir von ihnen erhielten, war hinlänglich, deutlich, offen, und folgenden Inhalts: Als die Schiffe hier (bei der Marmor-Insel) ankamen, war es schon spät im Herbst, und das größere wurde, bei dem Einlaufen in den Hafen, sehr stark beschädigt. Doch sie kamen hinein; und die Engländer, deren Anzahl sich damals ungefähr auf funfzig zu belaufen schien, fingen nun an, das Haus zu bauen. Sobald das Eis es erlaubte, im folgenden Sommer (1720), machten die Eskimoer einen andern Besuch bei ihnen. Damals hatte die Anzahl der Engländer sich schon beträchtlich vermindert, und die noch lebenden schienen sehr ungesund zu seyn. Sie waren sehr beschäftigt; doch womit, das konnten uns die alten Eskimoer nicht recht beschreiben. Wahrscheinlich vergrößerten sie das lange Boot; denn nicht weit von dem Hause liegt noch jetzt eine große Menge Spähne von Eichenholz, die ganz gewiß von Zimmermannsarbeit herrühren.

Krankheit und Mangel an Lebensmitteln verursachten unter den Engländern eine solche Verwilt-

stung, daß, als der zweite Winter herankam, ihre Anzahl sich bis auf zwanzig vermindert hatte. In diesem Winter (1720) schlugen einige Eskimoer ihre Wohnungen an der andern Seite des Hafens auf, (der gegenüber, wo die Engländer ihre Häuser *) gebauet hatten), und brachten ihnen häufig, was sie bringen konnten, besonders Wallfischspeck, Robbenfleisch und Thran. Im folgenden Frühjahr gingen die Eskimoer wieder nach dem festen Lande. Als sie im Sommer des Jahres 1721 die Marmorinsel aufs neue besuchten, fanden sie nur noch fünf von den Engländern am Leben; und diese litten solchen Mangel an Nahrungsmitteln, daß sie Wallfischspeck und Robbenfleisch, so wie sie es von den Eingebornen gekauft hatten, ganz roh mit Begierde verzehrten. Dies war ihnen so nachtheilig, daß drei von ihnen in wenigen Tagen starben, und die beiden Andern sie nur mit großer Anstrengung beerdigen konnten. Diese Beiden lebten noch viele Tage; sie gingen oft auf die Spitze eines nahen Felsen, und sahen mit Sehnsucht nach Süden und Osten, als ob sie erwarteten, daß Schiffe kommen und sie retten sollten. Wenn sie dann eine geraume Zeit da beisammen geblieben waren, und sich nichts sehen ließ, setzten sie sich dicht neben einander nieder, und weinten bitterlich. Endlich starb einer von Beiden; und die Kräfte des Andern waren so erschöpft, daß auch er niederfiel und starb, als er ein Grab für seinen Unglücksgefährten zu machen versuchte. — Die Schedel und andre größere Gebeine dieser zwei Männer liegen noch jetzt dicht bei dem Hause über der Erde. Der zuletzt

*) Ich habe die Ueberbleibsel dieser Häuser mehreremale gesehen. Sie befanden sich an der Westseite des Hafens, und werden wahrscheinlich noch viele Jahre lang zu unterscheiden seyn. N. S. V.

übrig gebliebene war, wie die Eskimoer erzählten, immer damit beschäftigt, ihnen Werkzeuge aus Eisen zu verfertigen; wahrscheinlich ist es der Schwertfeger oder Schmid gewesen.

Einige nördliche Indianer, die um des Handels willen im Frühlinge 1768 nach dem Prinz von Wallis's Fort kamen, brachten weitere Nachrichten von dem so genannten großen Flusse, und auch einige Stücke Kupfer, als Proben von dem Erze der dabei befindlichen Gruben. Dies bewog Herrn Norton, den damaligen Gouverneur von Churchill, der Gesellschaft die Sache, als ihrer Aufmerksamkeit würdig, vorzustellen. Er ging noch in demselben Jahre nach England zurück. Nun hatte er Gelegenheit, alle ihm mitgetheilten Nachrichten vorzulegen, und zugleich seine Meinung davon, nebst einem Plane, wie man diese Kupfergruben am besten entdecken könnte. Auf Herrn Norton's Vorstellungen, entschloß sich die Kommittee, einen verständigen Mann zu Lande auszuschicken, der die Länge und Breite an der Mündung des Flusses beobachtet, das Land, durch das er käme, in eine Karte bringen, und die Bemerkungen, die er auf seiner Reise zu machen Gelegenheit hätte, niederschreiben sollte. Ich wurde zum Anführer bei dieser Unternehmung ausgewählt. Mit dem Schiffe, das im Sommer des Jahres 1769 nach Churchill kam, schickte die Kompagnie einige astronomische Instrumente, die sich leicht fortbringen ließen und zu solchen Beobachtungen, wie von mir verlangt wurden, sehr tauglich waren. Zu gleicher Zeit ersuchte sie mich, die Reise zu machen, und versprach mir nach meiner Rückkehr eine Belohnung, die den Unruhen und Beschwerlichkeiten, von denen ich auf meiner Reise leiden könnte, angemessen seyn sollte.

Ich trug kein Bedenken, dies Verlangen der Kompagnie zu erfüllen; und als im folgenden November einige nördliche Indianer zum Handel kamen, traf Herr Norton, der damals zu seiner Befehlshaberstelle im Prinz von Wallis-Fort zurückgekehrt war, Verabredungen mit einigen unter ihnen, von denen er glaubte, daß sie am besten meine Wegweiser seyn könnten. Aber keiner von ihnen war schon an dem großen Flusse gewesen.

Ich wurde mit Allem, was man für nöthig hielt, und mit Ammunition auf zwei Jahre versehen. Zu meinen Begleitern bestimmte man zwei Bedienten der Kompagnie, zwei (südliche) Hauswächter-Indianer *), und eine hinreichende Anzahl von nördlichen, die mein Gepäck tragen und ziehen, mir Lebensmittel anschaffen sollten, u. s. w. Doch, zur bessern Uebersicht dieser Einrichtungen ist es vielleicht rathsam, die mir ertheilte Instruktion, dem wesentlichen Inhalte nach, hierher zu setzen, da sie, wenn ich hin und wieder einige Bemerkungen hinzusetze, mehr Licht über mein Tagebuch verbreiten wird.

I. „Da die achtbare Hudsons-Bay-Kompagnie durch Nachrichten von Indianern erfahren hat, daß sehr wahrscheinlich beträchtliche Vortheile zu erwarten sind, wenn wir ihr Land besser kennen lernen, als bisher; und da die Kompagnie von dem ernstlichen Verlangen belebt ist, jeden Umstand zu benutzen, der ihr, oder der Nation im Ganzen, vortheilhaft seyn kann: so hat sie Euch aufgefordert, diese Unternehmung anzuführen; und da Ihr bereitwillig gewesen

*) Home-guard Indians. Unter dieser Benennung versteht man gewisse Eingeborne, die unmittelbar unter dem Schutze der Kompagnie-Offizianten stehen, auf der Pflanzung wohnen und zum Jagden für die Faktorei gebraucht werden.
H. v. Verf.

seyh, besagte Reise zu machen, so ersuchen wir Euch hiermit, sie so bald als möglich anzutreten, und zwar mit William Isbestor, Matrosen, und Thomas Merriman, die Beide Willens sind, Euch zu begleiten, als Gefährten; ferner mit zwei südlichen Hauswächter-Indianern, die Euch auf der Reise begleiten und behülflich seyn sollen; ingleichen mit dem Kapitain Tschatsch:ndah (Chawchinahaw) seinem Lieutenant Nabiah (Nabyah), und sechs bis acht der besten nördlichen Indianer, die wir bekommen können, nebst einem kleinen Theil ihrer Familien, welche Euch führen, Euch, mit den nöthigen Bedürfnissen versehen, und Euch, so wie Eure Gefährten, in Allem, was in ihren Kräften steht, Beistand leisten sollen, so wie es ihnen besonders befohlen ist.“

II. „Da Ihr und Eure Gefährten mit Allem, was wir für nöthig halten, auch mit Proben von leichten Handelswaaren versehen seyh, so sollt Ihr diese nicht verhandeln, sondern sie entfernten Indianern, denen Ihr vielleicht begegnet, schenken, und mit ihren Anführern Euer Friedens-Kalumet *) rauchen, um Freundschaft mit ihnen zu schließen. Ihr müßt sie auch so viel als möglich davon abbringen, daß sie einander nicht bekriegen; ferner sie ermuntern, daß sie sich Mühe geben, Pelzwerk und andre Handelsartikel anzuschaffen, auch ihnen versichern, daß sie in der Faktorei der Kompagnie gute Bezahlung dafür bekommen sollen.“

„Es wird Euch und Euren Begleitern ernstlich empfohlen, die Eingebornen mit Höflichkeit zu be-

*) Das Kalumet (hier im Originale Calimut) ist ein langes, verziertes Pfeifenrohr, und bei allen Stämmen von Indianern, die den Taback kennen, stark in Gebrauch, besonders bei feyerlichen Gelegenheiten, u. B. wenn Krieg oder Friede beschlossen wird, bei allen öffentlichen Belustigungen, Reden u. s. w. A. d. Verf.

handeln, so daß sie keine Ursache zu Klagen oder Widerwillen bekommen: so wie sie, ihrerseits, strengen Befehl haben, Euch nicht im mindesten zu beleidigen, sondern Euch in Allem, was Ihr zum Vortheile des Unternehmens von ihnen verlangen mögt, Hülfe und Beistand zu leisten.“

„Treffet Ihr Indianer an, die nach dem Fort hin wollen und geneigt sind, Euch entweder Lebensmittel oder Bekleidung anzuvertrauen, so schließt mit ihnen einen Handel über diese Waaren, und übersendet durch sie einen Brief, worin Ihr die Quantität von jedem Artikel angebt; dann sollen sie, nach Eurer Verabredung, bezahlt werden. Dem Befehle der Kompagnie gemäß, sollt Ihr auch bei aller Gelegenheit an mich, oder den jedesmaligen Befehlshaber von dem Prinz von Wallis-Fort, berichten; und da Ihr mathematische Instrumente bei Euch habt, so müßt Ihr mir, oder dem mir nachfolgenden Befehlshaber, melden, in welcher Länge und Breite Ihr zu dieser oder jener Zeit Euch befindet; ferner die Hauptsachen aus Eurem Tagebuche: welche Nachrichten dann der Kompagnie durch die zurückkehrenden Schiffe mitgetheilt werden sollen *).“

III. „Die Indianer, welche jetzt zu Euren Begleitern bestimmt sind, sollen Euch zu den Gränzen der Athapusk-Indianer **) bringen, wo der

*) Da sich während meiner letzten Reise keine andre bequeme Gelegenheit fand, als am 22sten März 1771, und da sich bis zu dieser Zeit gar nichts von Bedeutung ereignet hatte, so hielt ich es nicht für nöthig, einen Auszug aus meinem Tagebuche zu überschieken. Ich schrieb bloß einen Brief an den Gouverneur, worin ich von meiner Lage, mit Hinsicht auf die Breite und Länge, Nachricht gab; ferner von der Begegnung, die ich von den Eingebornen erfuhr, u. s. w.

**) In meinem früheren Tagebuche und meiner Beschreibung hatte ich irrig: Arathapesco w, geschrieben.

Capitain Matonabbi im Frühlinge des Jahres 1770 mit Euch zusammentreffen soll *), um Euch zu einem Flusse zu führen, von welchem die Indianer sagen, daß es bei ihm Kupfererz, Thiere mit Pelzwerk etc. in Ueberfluß gebe. Er soll so weit nordwärts seyn, daß mitten im Sommer die Sonne gar nicht untergehe; und die Indianer glauben, er ergieße sich in irgend einen Ocean. Diesen Fluß, den die nördlichen Indianer Nithasansan-Dagen, das ist den Weit-weg-Metall-Fluß, nennen, müßt Ihr, wo möglich, bis zu seiner Mündung verfolgen und dort die Länge und Breite, so genau Ihr nur könnt, bestimmen; besonders wenn Ihr findet, daß er schiffbar ist, und daß daselbst mit einiger Sicherheit, oder mit einigem Vortheile für die Compagnie, eine Niederlassung angelegt werden könnte.“

„Beobachtet auch sorgfältig die Ergänge in der Nähe des Flusses, die Art des Wassers in dessen Mündung, und die Entfernung der Wälder von der Seeküste; ferner den Lauf des Flusses, die Beschaffenheit des Bodens und dessen Produkte. Ueberhaupt müßt Ihr alle Bemerkungen machen, die Ihr entweder für nöthig, oder doch für angenehm haltet. Ist es wahrscheinlich, daß der besagte Fluß von einigem Nut-

*) Dies war eben nicht wahrscheinlich, da Matonabbi damals noch gar nichts von meiner Reise wußte, und noch weniger Befehl erhalten hatte, mich zu der hier angegebenen Zeit an dem bestimmten Orte zu treffen. Und wären wir ja zufälliger Weise einander begegnet, so würde er die Reise ganz gewiß nicht eher angetreten haben, als bis er in der Faktorei gewesen wäre und seinen Record mit dem Gouverneur geschlossen gehabt hätte; denn kein Indianer hat Lust, den Engländern irgend einen besondern Dienst zu leisten, wenn er nicht vorher weiß, welche Belohnung er dafür bekommen soll. Ueberdies würde ich, wenn ich bei meinem Aufbruche den angegebenen Weg genommen hätte, einige hundert Meilen weit von meiner Richtung abgekommen seyn. Man vergleiche meine Reiseroute im Winter 1770, und im Frühling 1771.

zen seyn könnte, so nehmt ihn für die Hudsons-Bay Compagnie in Besitz, und zwar dadurch, daß Ihr Euren Nahmen, ingleichen das Jahr, den Monat und s. w. in irgend einen von den Felsen hauet *).

Wenn Ihr diesen oder irgend einen andern Fluß untersuchen wollt, so müßt Ihr dafür sorgen, daß die Indianer eine hinlängliche Anzahl von Kanovs haben, um die Tiefe des Wassers, die Stärke der Strömung, u. s. w. erforschen zu können. Solltet Ihr durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall, oder ein Unglück, außer Stand gesetzt werden, den besagten Fluß zu erreichen, so wird Euch ernstlich empfohlen, wo möglich das Ende der Wa g e r s Straße **) kennen zu lernen; denn, nach den letz-

ten
*) Ich war nicht mit Werkzeugen versehen, mit denen ich hätte in Stein hauen können; doch der Formlichkeit wegen schnitt ich meinen Nahmen, das Datum u. s. w. in ein Stück Bret, das in einem Indianischen Schilde ges dient hätte, und stellte es in einem Häufen Steine, auf einer kleinen Erhöhung nahe bei dem Eingange des Flusses, und zwar auf der Südseite.

**) Es schadet gewiß nicht, wenn eine Instruktion die größte Vollständigkeit erhält; aber doch läßt sie wohl nicht läugnen, daß diese beiden Punkte recht glücklich hätten wegbleiben können. Da weder Nidblerton und Ellis, noch Christoph er im Stande gewesen waren, weit genug in diese Einfahrten (inlets) einzudringen, um irgend eine Begeratten, Moos und Gras auszunehmen, noch viel weniger als Waldungen, zu entdecken, so ließ sich wohl nicht mit Wahrscheinlichkeit glauben, daß sie seit ihrer Zeit diese Gegenden wesentlich weiter verbessert haben könnten, um einem Veruche zu weiteten Entdeckungen in ihnen meine Zeit aufzusetzen. Besonders, da ich auf meiner zweiten Reise Gelegenheit hatte, zu erfahren, daß in der Breite von Chesterfield Einfahrten bis eine Meile (Engl.) Meilen von der See her, gar keine Waldungen anzutreffen sind. Da der Rand der nordwärts liegenden Waldungen sich nur bis nach Westen hin erstreckt, so muß in der Breite der Wa g e r s Straße eine Entdeckung von der See her noch viel größer seyn. Diese Gegenden sind schon länger von den Offizianten der Compagnie untersucht, und liegen in Wa g e r s Kanonen; Ihr durch ihr Vertrauen zugesichert, Gräben, die davon folgen nicht erst in Besitz genommen zu werden.

ten Entdeckungen; welches sie so vorgekelt, als ob sie sich in kleine Flüsse und Seen endige. Sehet zu, wie weit die Wäldungen von den schiffbaren Theilen derselben entfernt sind, und ob es einigermaßen rathsam wäre, eine Niederlassung daselbst anzulegen. Fändet Ihr das Gegentheil, so müßt Ihr oben so mit Baker's See verfahren, welcher der Eingang zu Bowden's oder Chesterfield's Einfahrt (Inlet) ist; ingleichen mit jedem andern Flusse, den Ihr etwa antreffen möget. Und könnte einer wahrscheinlich von einigem Nutzen seyn, so müßt Ihr ihn, auf die schon angegebene Art, für die achtbare Hudsons's Bay-Kompagnie in Besitz nehmen. Eine Zeichnung von Bowden's Einfahrt und Wager's Straße gebe ich Euch mit, damit Ihr Euch von diesen Gegenden, im Falle daß Ihr sie besuchen solltet, einen bessern Begriff machen könnt.“

IV. Noch ein anderer wichtiger Punkt wird Euch empfohlen: nemlich, wenn Ihr könnt, entweder durch eigene Reisen, oder durch Belehrung von den Indianern, ausfindig zu machen, ob es einen Weg durch diesen Weisheit gieb. Es wird sehr nützlich seyn,

Das feste Land von Amerika ist viel breiter, als wir zu glauben, wie z. B. besonders Robson, welcher sich einbildete, das so genannte stille Meer sey nur einige wenige Eisberge von der Westküste der Hudsons's Bay. Dies ist aber ganz und gar nicht der Fall. Als ich am weitesten westwärts war, nahe an fünfshundert (Engl.) Meilen vom Prinzen von Wallis's Fort, trugten die Eingebornen, meine Wegweiser, sehr wohl, daß noch viele Indianer Stämme westlich von uns wohnten, und kannten das Ende des Landes in dieser Richtung nicht. Auch habe ich nur Indianer, so wenig nördliche als südliche angetroffen; die jemals das Meer nach Westen hin gesehen gehabt hätten. Uebrigens wußte der unterrichtete Theil der Kompagnie-Officianten, sehr wohl, daß ein ausgebreiteter und zahlreicher Stamm von Indianern, welche J. A. r. s. c. (Chinooks) heißen, und deren Land weit westwärts von

Herüber, wo möglich, zur Gewissheit zu kommen, um
 für die Zukunft weitern Zweifel über eine Fahrt aus
 der Hudson's Bay in den westlichen Ocean zu
 verhüten; so wieder Amerikaniſch Deſſen
 de noch ganz neuerlich eine vorgestelt hat. Die be-
 ſonderen auf diesen Punkt Beziehung habenden Be-
 merkungen müßt Ihr in Euer Tagebuch eintragen,
 das dann der Compagnie mitgetheilt werden soll.
 Auf was ich mich beziehe, das ist ein Bericht von
 dem Indianer, der zu Mr. S. Morton, Gouverneur
 der Isbeye und Meximan, die in meiner
 Instruktion erwähnt werden, begleiteten mich bei
 meinem ersten kurzen Veruche wirklich; aber die
 Indianer, die wohl wußten, daß Beide nur gemei-
 ne Leute waren, besorgten ihnen, besonders in Bezug

auf die allen Niederlassungen der Compagnie über der Kanaden
 liegt, mit den Spaniern auf der Westseite des festen Lan-
 des Handel treiben muß; denn einige von den Indianern,
 welche ehemals nach Dorf Dorf handelten, fah-
 ren, wenn sie mit jenem Westschiffer Krieg, fah-
 ren, sehr häufig Sämel, Rämme, Glinsen, und viele andre zu-
 gehörende Artikel, die ohne Zweifel von Spanischer
 Arbeit waren. Ich habe mehrere Indianer gesehen,
 die sich so weit nach Westen hin bewegt hatten, daß sie
 über den Gipfel der unermesslichen Gebirgskette gekom-
 men waren; welche durch das ganze America von Mas-
 ſen nach Süden hin läuft. Ich muß dieses nicht ge-
 wisse alle Ströme nach Westen. Ich muß dieses noch
 bemerken, daß alle Indianer, die ich jemals von ihren
 Streifereien in diesem Lande erblickt habe, ohne Aus-
 nahme so weit südwärts gegangen waren, daß sie gar
 nicht von einem Winter, weder Sommer noch Er-
 sehen, ohleichmäßiger Abwesenheit hinwegten, anderthalb
 oder zwei Jahre gedauert hatte.

*) Eine Durchfahrt durch America, von der Hudson's
 Bay aus ist, obgleich Herr Ellis für ihr Daseyn ge-
 wiss ist, und ob sie gleich in der Kommission durch des
 Herrn Ellis, die Reise hat zu thun, nicht gefunden
 worden, so ist sie lange verſucht worden, daß es nicht der
 Mühe lohnt, weiter etwas darüber zu sagen. Sogar die
 Briten, die sich herbeiführen, beweisen hinlänglich, daß
 keine solche Durchfahrt existirt.

ten des Wangel's, die Ungleichheit, daß sich viel gete
 waser verästelt, sie wüßten verhungern müßten
 und daß ich mich sehr glücklich schätzte, als ich sie
 wieder nach den Faktoren gebracht hatte. Diefsamung
 gewöhnliche Beiträge den Infanteren bewog mich zu
 dem Entschlusse auf meinen beiden späteren Reisen
 eine kleine Caropäe mitzunehmen. Ich nun, nach dem
 Ueber den Punkt in meiner Instruction, der mich
 anweist, die Beschaffenheit des Bodens, dessen Pro-
 ducte, u. d. m. zu beobachten, muß ich bemerken, daß
 ich mich während meiner ganzen Abwesenheit vom
 Fort den Gümmer hindurch unabänderlich in steini-
 gen Hügeln und unfruchtbaren Ebenen befand; und
 ehe wir uns im Herbst den Wadungen näherten,
 war der Boden immer beträchtlich tief mit Schnee
 bedeckt, so daß ich niemals Gelegenheit hatte, irgend
 etwas von den kleinen Pflanzen und Sträuchern nach
 Westen hin zu sehen. Ueber, nach dem niedrigen,
 zweigartigen Wuchs der Wadungen, u. s. w. (aus-
 genommen in dem Uthausstom-Kande) wur-
 de kein Vieh gezoget ohne Zweifel noch weit wenis-
 gen als irgend ein Produkt, als bei der nächststen
 Niederlassung der Compagnie. Und ostwärts von
 der Wadung auf dem unfruchtbaren Boden so
 wohl Hügel als Thälern, wachst, so weit gar nichts
 als Moos, welches von den Menschen gezeget wird,
 und kleine, kleine Zwergweiden, die dazwischen hin
 kriechen. Hier und da steht man wohl einige Wich-
 a-cappica, und ein wenig Waschnadel, was sehr
 selten ist.

tere ist kaum hinreichend für die Gänse und andre Zugvögel, so kurze Zeit sie sich auch in diesen Gegenden aufhalten, da sie fast immer auf der Reise sind, ausgenommen, wenn sie brüten oder mausern.

Da ich das Verlangen der Kompagnie erfaßt, und diese Reisen erternahm, so kann man leicht vorher voraussehen, daß ich alle notwendigen Einrichtungen traf, um bei den vielen Unbequemlichkeiten, die ich notwendig zu ertragen haben mußte, meine Bedürfnisse u. s. w. leichter in Ordnung halten zu können. Ich entwarf auf einer großen Pergamentstük eine Karte, die zwölf Grade der Breite, und dreißig Grade der Länge, westwärts von der Churchill's Bay, in sich begriff. In diese Karte zeichnete ich die ganze Westküste der Bay, ließ aber die inneren Theile leer, um sie während meiner Reise auszufüllen. Auch setzte ich einzelne Stücke nach einem viel größern Maßstabe für jeden in der großen Karte enthaltenen Grad der Breite und Länge vorläufig in Bereitschaft. Auf diese einzelnen Stücke zeichnete ich meinen täglichen Weg und meine Entfernung; auch trug ich alle Seen, Flüsse u. s. w. hinein, die ich antraf, und bemühte mich, durch genaue Erkundigungen bei den Eingebornen die Kommunikation der Flüsse unter einander und ihren Zusammenhang mit den in diesem Lande so zahlreichen Seen ausfindig zu machen. Hatte ich dann Gelegenheit, so berichtigte ich ihre Lage nach Beobachtungen, und trug sie in die Generalkarte ein. Diese und verschiedene andre notwendige Vorbereitungen, mein Tagebuch und meine Karte leichter, geschwinder und genauer führen und zeichnen zu können, wurden gebilligt. Für mich selbst konnte nicht viel gethan werden, da man auf lange Reisen in diesen Gegenden auch nicht einmal die gewöhnlichsten Bedürfnisse an Kleidung u. s. w. mit-

~~... die ...~~
... die ...
... die ...
... die ...
... die ...

Reise nach dem nördlichen Ocean.

... die ...
... die ...
... die ...
... die ...
... die ...

Vorfälle auf meiner ersten Reise.

... die ...
... die ...
... die ...

Als ich die nöthigen Anstalten zu meinem Aufbruche getroffen hatte, nahm ich am 6ten November 1769 von dem Gouverneur und meinen übrigen Freunden im Prinz von Wallis's Fort Abschied, und trat meine Reise an, wobei ich mit sieben Kanonenschüssen begünstigt wurde.

Da die Witterung zu dieser Zeit sehr mild, und alle meine Mannschaft schwer beladen war, so ging es mit dem Schlittenfahren nur mittelmäßig *) und wir konnten nur kurze Tagereisen machen. Doch gingen wir am 8ten über den nördlichen Arm des Po-ho-riak's, des Flußes, und kamen diesen Abend an einen kleinen Busch, zwischen diesem und dem Robben-Flusse. In der Nacht entließ einer von den nördlichen Indianern; und da alle meine übrige Mannschaft schwer beladen war, so sah ich

*) Je kälter die Witterung ist, desto leichter können die Schlitten über den Schnee gleiten. A. d. Verf.

mich genöthigt, den von ihm zurückgelassenen Schlitzen selbst zu ziehen, welcher indeß kaum über sechzig Pfund schwer seyn mochte.

Die Witterung blieb noch gut und angenehm. Wir reisten in der Richtung West-Nord-West, und gingen am 9ten, früh Morgens, über den Robben-Fluß. In diesem Tage begegneten wir verschiedenen höflichen Indianern, die mit Pelzwerk und Wildbret nach der Faktorei gehen wollten. Da wir seit unster Abreise vom Fort noch gar kein Wild geschossen hatten, so kaufte ich von diesem Fremden einige Wildkeulen, und gab ihnen wegen ihrer Bezahlung eine Note an den Gouverneur, womit Alle vollkommen zufrieden zu seyn schienen.

Als wir auf der Nordwestseite des Robben-Flusses waren, fragte ich den Kapitain Etschaisch einähah, wie weit es wohl noch bis zu den Hauptwäldungen wäre; und er versicherte mir nicht über vier bis fünf Tagereisen. Diese Nachricht gab mir und meinen Gefährten guten Muth. Wir setzten nun unsre Reise zwischen West gen Norden und N. Westen fort, und hofften mit jedem Tage an diese Wäldungen zu kommen, von denen man uns gesagt hatte, daß wir in ihnen Alles, was das Land nur habe, finden würden. Aber jene Nachricht war nichts weniger, als richtig, als wir die angegebene Zeit schon doppelt auf unserm Wege zugebracht hatten, bekamen wir in der Richtung, die wir hielten, noch immer keine Spuren von Wäldungen zu sehen. hingegen bemerkten wir sehr oft in Entfernungen ganz von fern einen Ansehn von Bergketten. Da es jetzt sehr kalt, unser Vorrath von Englischen Lebensmitteln gänzlich verzehret, und auf den traurigen Hügeln, über die und seit einiger Zeit unser Weg geführt hatte, nicht das Mindeste zu be-

konnten, war, so mußten wir uns nothwendig mehr
 nach Westen hin halten. Dies thaten wir; und am
 nächsten Abend (den 19ten) kamen wir an einem
 kleinen Fleck mit altem, niedrigem Holze, worin
 wir verschiedene Spuren von Wild bemerkten und
 einige wenige Repphühner schafften. Der Weg, den
 wir schon seit vielen Tagen gehet hatten, war durchs
 gänzlich so rauh und steinig, daß unsere Schlitzen täg-
 lich zerbrachen, und, was diese Unbequemlichkeit noch
 grösser machte, — das Land war so unfruchtbar,
 daß wir gar keine Materialien zur Reparatur dersel-
 ben finden konnten. Doch die kleine Holzung, an
 die wir jetzt kamen, versorgte uns reichlich mit die-
 sem Bedürfnisse; und da wir nun im Stande wa-
 ren, jede Nacht gehörig Belte aufzuschlagen, so be-
 fanden wir uns weit besser, als in vielen vorhergehenden
 Nächten, wo wir auf dem nackten Boden liegen
 mußten und uns noch sehr glücklich schätzten, wenn
 wir nur Strauchwerk genug zu einem Feuer zusam-
 men scharren konnten. Fast nie hatten wir einen
 andern Schutz gegen das Wetter, als daß wir ein
 Stück in den Schlitzen bis auf das Wasser hinunter,
 gruben, und in unsere Kleider gewickelt, hinein leg-
 ten, und die Schlitzen, dem Winde entgegen, davor
 stellten. So als nun nun (I. 20ten vom 20ten) wir
 nach Westen hin machten, so half die Indianer
 uns nicht auf die Land während das die Weiber
 haben, so das Eis lieben und in einem kleinen See
 neben welchem wir uns Belte aufgeschlagen hatten,
 einige Fische fingend. Abends kamen die Indianer mit
 einem kleinen Boot, da sie drei Stück Rache
 mit sich brachten. Auf welcher Weise war uns
 das sehr unangenehm, aber da unsere Gesellschaft aus
 sechs Personen bestand, und da die Indianer unge-

heuren Appetit haben, so blieb nach den ersten
 zwei oder drei guten Mahlzeiten weiter nichts mehr
 übrig, als einige kleine Scher. Als wir unser Wild-
 bret verzehrten und an unserm Schilten, ingleichen den
 Schneeschuhern, die höchwendigen Reparaturen vorge-
 nommen hatten, womit wir alleu einen Tag zubrach-
 teten, setzten wir unser Weis fort, und zwar durch
 niedrige, grünefellige Fichten, zwischen denen einige
 zwergartige Bärchenbäume standen, die man in den
 Hudson's Bay gemeinlich Wachholdern nennt.
 Wir sahen auf unserm Wege häufig Spuren von
 Rothwild, und viele Wisant-Stiere^{*)}, wie sie dort
 genannt werden; aber keiner von meinen Begleitern
 hatte das Glück, einen zu schießen. Einige wenige
 Repphühner weiter konnten wir nichts zu unserer
 Nahrung bekommen; und auch diese zeigten sich fa-

*) Alle wilden, nomadischen Völkerschaften hören, wenn
 sie auf der Jagd oder bei dem Fischfange glücklich ge-
 wesen sind, nicht eher auf zu essen, als bis auch das
 Letzte verzehrt ist. Durch dieses, einem achteten Eu-
 ropäer ungläublich scheinende, Karle Essen, erweist sich
 der Magen solcher Menschen außerordentlich hart. Sie
 könnten ohne Vagegen, wenn es ihnen an Lebensmitteln
 fehlt, auch erstaunlich lange ohne alle Nahrung ausdauern,
 und dennoch große Strecken auf ihren Wanderungen zu-
 rücklegen. S.

*) Wisantstier (*Bos moscharus* L.) nennt man eine Art von
 wildem Rindvieh, das man nur in nördlichen Theilen von
 Amerika und Ostindien antrifft. Diese Thiere sind so
 groß wie Büffel, und von Farbe bis zum Schwarz-
 ein wenig, doch fast ganz schwarz. Sie haben auf
 einem weißen Flecke auf dem Rücken. Das Haar ist
 lang, und steht dicht an. Die Haut ist sehr stark,
 und schmeckt hart. Man findet sie in den Gebirgen
 von es nicht anders als bei großen Wägen angetroffen
 werden. Aber bei dem Allen ist es doch eine sehr gute
 Speise. Der Name dieses Thieres ist in der Sprache
 der Indianer, die sich durch den Genuss dieses Fleisches in
 Kurze zu sehr fett machen. Man findet diese Thiere in kleinen Heer-
 den von zehn bis fünfzehn Stück, wie auf hohen, fels-
 igen Bergen, die sie mit bewundernswürdiger Leichtig-
 keit ersteigen. S.

selten, daß wir oft nicht einen halben Vogel für den
 Wams auf einen ganzen Tag hatten; und das war
 dem, da es uns an allen andern Lebensmitteln fehl-
 te, in der That fast so gut wie gar nichts, auf vier
 und zwanzig Stunden. Ich fand ich, daß dem Capitain Tschatschei
 nicht das glückliche Erfolg des Unternehmens gar
 nicht am Herzen lag. Er schilderte die Schwierig-
 keiten oft mit den schwarzesten Farben, wendete jedes
 Mittel an, mich und meine Europäischen Gefährten
 zu weichen, und deutete verschiedentlich den
 Wunsch an, daß wir nach der Faktorei zurückkehren
 möchten. Da er aber sah, daß ich entschlossen war,
 weiter zu reisen, so wählte er Mittel, von denen er
 glaubte, daß er durch sie seinen Endzweck am besten
 erreichen könnte. Eins davon bestand darin, daß er
 gar nicht für Lebensmittel sorgte. Wir hatten eine
 bewächseliche Zeit hindurch weiter nichts zu essen,
 als was uns die beiden Haus-Indianer anschafften,
 und das wenige, was ich und die beiden Europäer
 schleppen konnten. Das stand aber mit unsern Be-
 dürfnissen gar nicht in Verhältnis, da wir auch meh-
 rere uns befindliche Weiber und Kinder versor-
 gen mußten. Da Tschatschei sah, daß er durch
 diese Art von Beschränkung wohl schwerlich seine Absicht
 erreichen würde und daß wir uns nicht in Nachgie-
 bigkeit hineinhangern ließen, so bewog er am Ende
 einige der besten nördlichen Indianer, des Nachts
 (am 20ten) zu erlaufen, und diese nahmen mir
 denn mehrere Beutel mit Ammunition weg, ferner
 verschiedene Eisenwerkzeuge, als Meißel, Eisenkel, Fei-
 len, und mancherlei andre nützliche Sachen. Ich
 habe schon anderswo angemerkt, daß die Wilden
 in Nord-Amerika durch den langen Umgang mit

Als ich diesen schlechten Streich erfuhr, befragte ich mich, was ich thun sollte, um die Ursache meines Unheils zu entdecken. Ich bekam zur Antwort: er wüßte gar nichts von der Sache; da es nun aber einmal geschehen wäre, so würde es nicht rathsam seyn, noch weiter zu reisen. Er und alle seine Landsleute ständen mit Begriff einen andern Weg einzuschlagen, um wieder zu ihren Weibern und Familien zu kommen. Man gab mir eine kurze Anweisung, wie ich am nächsten zu dem Robben-Risse kommen könnte, aber den wir, sagte er, am besten nach Hause zurückkehren würden. Dann übergab er uns seine Leute mit die meisten Sachen, die sie aufgeladen hatten, gingen nach Südwesten, ließen die Waldwägen vor ihrem Geleitzer erschallen, und überließen uns dem Nachdenken über unsere unglückliche Lage. Wir befanden uns beinahe zweihundert (Engl.) Meilen weit vom Prin; von Wallis-Fort, schwermüthlich schwer beladen und durch Hunger und Beschwertheit sehr entkräftet.

Unsre sehr beunruhigende Lage erlaubte uns nicht, viele Zeit auf Ueberlegungen zu verwenden. Ich habe beladen wie unsre Schlitten, so gut wir konnten (wobei wir indeß einige Beutel mit Pulver und Blei wegwerfen mußten), und machten uns sogleich auf den Rückweg. In diesem Tage hatten wir drei verschiedene Kapphähner zu schlessen; wovon wir uns denn sehr freueten, da sie uns seit mehreren Tagen nicht

Europäern äußerst verderbt geworden sind. Die Kriegereien und Grausamkeiten der Handelsleute (Traders) haben so eublich genährt, die Europäer, so daß sie können, mit gleicher Mühe zu bezahlen. Der Wilde (wenn wir nun einmal diese Benennung gebrauchen wollen) ist von Natur gut und rechtschaffen, dienstfertig, zuvorkommend und gastfrei. Ich selbst habe hier von auf meiner Reise um die Welt in Neu-Seeland angenehme Erfahrungen gemacht.

gekennet: wieder eine Mahzeit haben. Wirklich hater
 ten wir an dem fünf: vorbergehenden Tagen nicht ein
 mal ein halbes Krepphuhn auf den Mann: und an
 manchem sogar nicht einen Bissen gehabt. Während
 daß wir uns in dieser Noth befanden, litten die
 nöthlichen Indianer ganz und gar keinen Mangel;
 denn da sie immer vorans waren, so hatten sie
 zehnmal öfter, als wir, Gelegenheit, Krepphühner,
 Kaninchen, oder sonst etwas zu schießen. Aus
 serdem hatten sie mir gleich im Anfang der Reise
 bedächtliche Vorräthe von Weizen und Hasermehl,
 nach andern gewöhnlichen Lebensmitteln, veruntreuet.
 Daß einer von meinen Haus-Indianern, Mahmesch
 Wäldsch ei, und seine Frau, von Geburt eine
 Weib-Indianerin, immer zu den Zelten der Mehrte
 ges gingen, wo sie reichlich mit Lebensmitteln verser
 hen worden; zu wem weder ich noch meine Leute, sie
 nem Wissen zu essen hatten; so konnte ich wohl mit
 Recht dem Verdacht liegen, daß sie bei dieser Ver
 untreuung vorzüglich die Hand im Spiele gehabt ha
 ben müßten. In der That waren der Mann und
 seine Frau jedes Verbrechens fähig; so abscheulich es
 auch seyn mochte, und am Ende des Jun 1790
 (den 1ten und 2ten December) hatten wir für die jetzige
 Jahreszeit sehr schönes und angenehmes Wetter.
 Die machten uns früh Morgens auf, und kamen
 nach dem eben dem Tage zu dem Hohe n Fluß her
 längt: da wir unsere Reise mehrere Tage lang fortset
 zten. Heute schossen wir eine Menge Krepphühner,
 welche uns sehr nützlich sind. Die Thiere haben
 Röhren, welche sie durch die Nase haben (Krep
 phühner). Sie haben verhältnismäßig längere
 Röhren, als unsere Hasen, und große Ohrenspitzen.
 Im Winter werden sie sehr warm. Sie ruben hauptsächlich
 in hohen Höhlen, und man findet sie bloß in
 Nord-Amerika.

und sahen viel Rothwild, das Wiederwörter nicht
 so außerordentlich fetter, daß die Indianer von dem
 letzteren nur zwei Stück schloßen konnten. Jetzt hatten
 wir Wildbret in solchem Ueberflusse, daß alle unser
 Besorgnisse vor Hunger verschwanden; und ob wir
 gleich schwer beladen waren und ziemlich stark
 gereisen machten, so kamen wir doch, da wir guten
 Muth hatten, allmählig wieder zu Kräften. Inmitten
 Auf unserm Wege, den wir oben Fl. schiffen
 ter, begegneten wir am 7ten einem Fremden, nemlich
 nördlichen Indianer, der auf der Jagd war. Obwohl
 gleich an diesem Tage gar kein Glück gehabt hatte, so
 lud er uns doch freundlich in sein Zelt ein, und sag-
 te, er hätte Wildbret in Ueberflusse, das wir zu
 Dienste stände. Zu meinen südlichen Indianern sagte
 er: Es gäbe nicht weit von seinem Zelte zwei oder
 drei Biberbaue, und er würde sich freuen, wenn sie
 ihm helfen wollten, einige zu fangen. Es waren nemlich
 nur Ein Mann und drei Weiber in dem Zelte.
 Ob wir gleich für jetzt gar keinen Vorrath von
 Lebensmitteln hatten, so nahmen wir demselben
 Einladung an und machten uns mit unserm
 Wegweiser auf. Er bestimmte durch Vergleichung
 die Entfernung seines Zeltes aus auf fünf (Engl.)
 Meilen von dem Orte, wo wir ihn abtraten, und
 fanden aber, daß sie demselben fünfzehn betrug, so
 wir erst allereit in der Nacht am Dreunderten
 kamen. Als wir uns dem Zelte näherten, wurde durch
 einen oder zwei Flintenschüsse das Gerächsel
 von ankommenden Fremden gegeben, welches
 der Mann in dem Zelte sogleich beantwortete. Er
 wie wir vor dem Eingang standen, trat der gute Mann
 heraus, schüttelte nur die Hand, und lud uns
 zu ihm herein zu gehen. Zu oberst des Zeltens
 nicht alle fassen konnte, so befahl er seinen Weibern,

daß sie uns helfen sollten, das unfrige aufzuschlagen. Während der Zeit bewirthete er mich und so viele von meinen Begleitern, als in seiner kleinen Wohnung Raum fanden, mit dem Besten, was er besaß. Die Pfeiler gingen trachtet herum. Das Gespräch fiel natürlich auf die Behandlung, die wir von Eschacschethahah und seiner Rotte erfahren hatten. Dazu sagte unser Wirth immer: „Wo, wenn ich da gewesen wäre, es sollte nicht so gegangen seyn! Aber er würde so gaffrei er auch bei dieser Gelehrtheit war, es gewiß nicht besser gemacht haben, als die Andern, wenn er mir zu der Gesellschaft gehört hätte.“

Als wir uns mit einer reichlichen Mahlzeit stärkt hatten, nahmen wir auf eine Weile von unserm Wirth Abschied, und kehrten in unser Zelt zurück. Dabei wurde mir aber sehr deutlich zu Gemine gegeben, daß man vielerlei von mir erwartete, ehe ich mich gänzlich entfernte.

Am folgenden Morgen ganz früh hatten meine Indianer die schon erwähnten Wiberbau erobert. Da aber diese nur klein waren, und überdies einige Diebe entkamen, so konnten nur sechs geschossen werden. Diese schlachte man noch denselben Abend, und verschlang sie gütig als eine fettliche Mahlzeit. Auch mir gaben die Indianer einige Stücke Wildbret, die wenigstens zwei Thiere betrug. Ich wollte für Alles bezahlen; aber ich fand, daß Macatseei und sein Weib das Beste von dem Fleische bekamen. Als ich hierüber etwas gegen meine Wirth äußerte, zeigten sie so viele Nationalliebe, daß sie es dem erwähnten Indianer schenkten, damit er mir es doppelt so theuer verkaufen könnte, als Wildbret sonst in diesen Gegenden bezahlt wird. Dies ist ein hinlänglicher Beweis, welche große Vortheile die Ein-

geborenen dieses Landes gegen einen Engländer ha-
ben, wenn dieser so weit von der Schreyen der
Kompagnie entfernt ist, daß er in Ansehung der Le-
bensmittel gänzlich von ihnen abhängt.

Als ich endlich lange genug hier gewesen zu seyn
glaubte, gab ich Befehl alles zu unserm Anbruch
in Stand zu setzen. Ich kaufte noch so viel Fleisck
daß ich hoffen konnte, bis zu unsrer Ankunft im Fort
damit auszureichen.

Am 8ten früh Morgens nahmen wir endlich
Abschied von unserm Wirthe und traten unsern wei-
tern Rückzug an. Einen von den Schweden be-
trietete uns. Ich konnte zuerst nicht errathen, was er
wollte, doch bald nach unsrer Abreise in den
Faktorei hörte ich, daß er Besahlung für den Fleisck
verlangte, welches Macthaf bei unsrer Abwesen-
heit, in seinem Belte, an sich genommen haben
sollte.

Das Wasser war anhaltend sehr sehr
obgleich sehr kalt. Obgleich wir noch etwas, das
mankenweniges begegnete, konnte wir es nicht
December glücklich wieder nach den Anstalten
bis zu unsrer Ankunft in meinem ersten Verhauften
zu nicht geringen Verminderung des Lebenserwehens
den vorherigen. Esch an sich ein sehr sehr
feil und wegen großes Vergnügen gelobt hatte.

Am 10ten früh nahmen wir Abschied von
dem Wirthe und traten unsern Rückzug an. Ich konnte
nicht errathen, was er wollte, doch bald nach unsrer
Abreise in den Faktorei hörte ich, daß er Besahlung
für den Fleisck verlangte, welches Macthaf bei unsrer
Abwesenheit, in seinem Belte, an sich genommen haben
sollte.

Das Wasser war anhaltend sehr sehr
obgleich sehr kalt. Obgleich wir noch etwas, das
mankenweniges begegnete, konnte wir es nicht
December glücklich wieder nach den Anstalten
bis zu unsrer Ankunft in meinem ersten Verhauften
zu nicht geringen Verminderung des Lebenserwehens
den vorherigen. Esch an sich ein sehr sehr
feil und wegen großes Vergnügen gelobt hatte.

Am 11ten früh nahmen wir Abschied von
dem Wirthe und traten unsern Rückzug an. Ich konnte
nicht errathen, was er wollte, doch bald nach unsrer
Abreise in den Faktorei hörte ich, daß er Besahlung
für den Fleisck verlangte, welches Macthaf bei unsrer
Abwesenheit, in seinem Belte, an sich genommen haben
sollte.

Das Wasser war anhaltend sehr sehr
obgleich sehr kalt. Obgleich wir noch etwas, das
mankenweniges begegnete, konnte wir es nicht
December glücklich wieder nach den Anstalten
bis zu unsrer Ankunft in meinem ersten Verhauften
zu nicht geringen Verminderung des Lebenserwehens
den vorherigen. Esch an sich ein sehr sehr
feil und wegen großes Vergnügen gelobt hatte.

lagent
viele
Woh-
bekaf,
ch fiel
t vor
e hat
a ich
eyn!
Geles
adelt
ft ge
is g
e im
te zu
veri
ered
meine
beru
inigg
offen
hend
zeit
Bild
olte
che i
nem
erte
e ers
op-
onst
hin
Eins

Zweitens Kapitels
 Worfalls sei meiner Rücksicht nach bei Johnson, die zum
 Muzitte der indianer Mith, und Nachricht von hier bis
 zu dem Jahr, da ich das Unglück hatte, den Quabaum
 zu gebrechen.

Während meiner ersten Abwesenheit von dem
 Ort von Wall's Fort, waren verschiedne Worte
 Indiana's großes Roth nach der Faktoret gefoms
 men, und man hatte angebracht, Kerpflücker für
 anstre Leute zu schießen. Einer von diesen Indianern,
 Nahmens Kaner's, sagte: er wäre sehr
 nahe bei dem Fluß gewesen, zu dem ich hinfahren
 sollte. Dem gemäß nahm Herr Norton mit ihm
 and zwei andern Nord's Indianern Korohe, das sie
 bei diesem zweiten Marsche meine Gefährten fern
 sollten; um aber alles überflüssige Geschloße so viel
 als möglich zu vermeiden, wurde es nachsamt gefun
 den, das keine Gefahr anzunehmen. In dem die In
 dianer für heutige Vorsorgen zu sorgen hätten. Ein
 rothen, welcher ich nicht wieder bei mir haben, oder
 zwei Hundwächter Indianer sollten mich, wie das
 vorigemal, begleiten. Joffester wäre sehr gern
 wiederamt mit gegangen, und sein Schwert war
 auch ganz für ein so beschwerliches Unternehmen ges
 macht; aber ich habe schon im vorigen Kapitel gesagt,
 wie die Indianer sich gegen ihn und gegen Merri

*) Dieser Vorfall ist der Gouverneur, ob er gleich wohl
 erachte, daß wir nicht brauchen, in unserm Lande zu
 ziehen, Felle zur Kleidung in Stand zu setzen, unser Zeit
 aufzuschlagen, aber anzunehmen, u. s. w.

man betrogen. Der Letztere bot übrigens seine Dienste nicht wieder an, sondern schien sich vielmehr glücklich zu schätzen, daß er wieder gesund zu seinen Freunden gekommen war; daher er wurde von solchen Streifereien immer förmlich krank, und hatte sich auf dem Rückwege nach der Faktori eine sehr heftige Erkältung zugezogen.

Als der schon erwähnte Entschluß gefaßt und die Anzahl der Indianer, die mich begleiten sollten, fest bestimmt war, wurden wir abermals mit einer beträchtlichen Vorrathe von Pulver und Blei, so wie mit andren nützlichen Sachen, als wir bequem fortbringen konnten, und einigen Proben von teurem Handelswaaren, zu Geschenken für die Indianer, versehen.

Meine diesmalige Instruktion enthält weiter nichts, als den Befehl, so schnell wie möglich abzureisen; wegen des Uebrigen wurde ich auf die feste here verwiesen.

Sobald Alles in Bereitschaft war, am 27sten Febrar 1770, trat ich meine zweite Reise an, und zwar in Begleitung von drei Nord-Indianern, und zwei südlichen, so genannten Hauswächtern. Ich verlangte übrigens ausdrücklich, daß *Watah* mit mir ob er gleich ein vortrefflicher Jäger war, auch wieder begleiten sollte, da er sich auf meiner ersten Reise so einen vorzüglichen Gewinn geholt hatte.

Der Schute lag jetzt auf den Bänken so nahe, daß man nur wenige von den Händen sehen konnte; sonst hätte der Gouverneur nicht bei solcher Abreise, wie das vorgefallt, begreifen lassen. Doch da eine solche Ehrenbezeugung für meine Reise gar keinen Nutzen hatte, so that ich auch gern darauf Verzicht. Anstatt ihrer gaben der Gouverneur, die Officiere und die Leute mit einem dreimaligen Zuruf

Searne's Reisen.

C

Nach dem Aufbruche von der Kantonet hielten wir fast eben die Richtung, wie auf meiner vorigen Reise, bis wir an den Robben-Fluß (Seal-River) kamen. Doch, anstatt über ihn hin, und dann, wie vorher, auf dem unfruchtbaren Boden zu gehen, folgten wir dem Laufe des Flusses, ausgenommen an zwei Stellen, wo die Krümmungen sich so weit nach Süden erstreckten, daß wir, durch den Weg über zwei, etwa fünf, bis sechs (Engl.) Meilen breite Landengen, uns jedesmal beinahe zwanzig Meilen ersparten und dann doch wieder zu dem Hauptflusse kamen.

Das Wetter war so ungestüm und veränderlich gewesen, daß wir öfters zwei oder drei Nächte an derselben Stelle hatten bleiben müssen. Zum Erfolge für diese Unbequemlichkeit war in den ersten acht oder zehn Tagen solcher Ueberfluß an Rothwild, daß meine Indianer so viel schossen, als wir brauchten. Wir konnten aber unmöglich viel von dem Fleische mitnehmen, da wir Alle schon so schwere Lasten hatten. Ich merkte bald, daß dieser Umstand uns großen Unbequemlichkeiten aussetzte, da wir, im Falle daß wir drei oder vier Tage hinter einander gar nichts schossen, in großen Mangel gerathen müßten. Wir legten uns indess selten ganz ohne gegessen zu haben zum Schlafen nieder; doch am 8ten März konnten wir, ob wir gleich am Morgen nur acht Englische Meilen gingen und den ganzen Ueberrest des Tages mit der Jagd zubrachten, uns gar nichts, selbst nicht einmal ein Knepphuhn zum Abendessen verschaffen. Auch hatten wir an diesem Tage gar keine Spur von irgend etwas gesehen, die uns Hoffnung zu besserem Glücke auf morgen hätte geben können. Bei diesen Umständen bereiteten wir einige Fischangeln, da unser Ziel gerade zu einem in dem R o b

Den gerappt gehörigen See Fluß, der durch seine Lage und Umgestalten einen glücklichen Erfolg verspricht.

Früh Morgens, am 17ten, brachen wir unser Zelt ab, und gingen ungefähr fünf Englische Meilen nach W. gen E., zu einem Theile des Sees, welcher zum Fischen bequemer schien, als der, an welchem wir die Nacht vorher zugebracht hatten. Sobald wir an diesen Ort kamen, mußten sogleich Einige von uns Löcher in das Eis hauen, während daß Andre Holz anschaften, u. s. w. Die, welche das Zelt aufgeschlagen hatten, gingen, da es noch früh am Tage war, auf die Jagd, und Abends kam einer von ihnen mit einem Stachelschwein zurück. Die Fischer fingen mit ihren Angeln einige schöne Forellen (?), an denen wir ein reichliches Abendessen und so gar noch etwas zum Frühstück hatten.

Im Winter unter dem Eise Fische zu fangen, erfordert weiter keine Anstalten, als daß man runde Löcher von Einem bis zwei Fuß im Durchmesser in das Eis hauen, und einen Angelhaken mit Köder hinein hänge, der dann unaufhörlich in Bewegung gehalten wird. Theils, um zu verhindern, daß das Wasser nicht so bald wieder zufrieren kann, als in dem Falle, wenn es ganz ruhig bliebe, Theils, weil man bemerkt hat, daß es zugleich ein wirksames Mittel ist, den Fisch zu der Öffnung im Eise hin zu locken. In dieser Gegend schnappt heimlich der Fisch weit eher nach einem Köder, der bewegt wird, als nach einem andern, der in Ruhe bleibt.

Früh Morgens am 18ten legten wir unsern Angeln fort, da wir aber den ganzen Vormittag hindurch nichts fingen, so brachen wir unser Zelt ab, und schlugen es ungefähr zwei Englische Meilen weiter nach Westen an eben dem See wieder auf. Dort

hieben, wie mehr Messungen zum Vogelid in das Eis,
 und stigen in der Nacht (einige schone Nächte) in
 folgenden Tage (lagen) wie umgeschien fünf (Englisch)
 Meilen nach Südwesten in einem kleinen Glasse.
 Hier schlugen wir unser Zelt auf, und fingem in vier
 Tagen die wir ausschpannten, keine Menge schöner
 Fische, besonders Hechte, Forellen, Schnäpel (Gang-
 fisch, Salmo Larvatus L.) und eine Art von Groben
 Fischen, die man in dem Hudsons Bay nicht dem
 Nahmen Met h y h kennt. und die noch nicht
Da dieser Ort, wie es schien, und so weit
 mit Fischen versehen konnte, so schlug man Regma-
 ser mir vor, so lange hier zu bleiben, bis die Gänse
 anfangen zu fliegen, welches in diesen nördlichen Ge-
 genden selten vor der Mitte des Mayes geschieht.
 Seine Gründe schienen mir allerdings wichtig. Die
 Bitterung, sagte er, ist jetzt zu kalt, als daß wir auf
 dem unfruchtbaren, holzleeren Boden fortgehen könnten;
 und die Waldungen ziehen sich von hier so weit nach
 Westen hin, daß unsre Nahrung, wenn wir nur aus-
 gemessen geschülgt bleiben wollten, gerade nach West-
 Süd-Westen gehen müßte. Dadurch können wir aber
 ganz von unsrem Wege abbleiben, wir hingegen
 hier, bis die Bitterung uns erlaubt, neben dem un-
 fruchtbaren Boden gerade nach Norden zu gehen, so
 werden wir dann in einem Monate weiter zu dem
 Ziel unsrer Reise kommen, als wenn wir den gan-
 zen Ueberrest des Winters hindurch der Richtung der
 Wälder folgten. Die vorerwähnte vorerwähnte
Die vorerwähnte vorerwähnte
Die vorerwähnte vorerwähnte
 Diese Sibianische Bevölkerung bezeichnet unser Quappe,
 oder Nasraupe, (Gadus Lota L.) Der Verfasser läßt
 hier noch eine umständliche Beschreibung von dem Ge-
 schen unter dem Eis folgen, da aber die Methode sich
 in Deutschland gewöhnlich ist, so kann die hier ge-
 gebene Uebersetzung nicht weglassen.

Diese Arbeit scheint mir sehr richtig; und da
 der Plan sich wahrscheinlich ohne viele Mühe aus-
 führen ließ; so halfs er meinem ganzen Beifall. Nun
 gab es mir nichts mehr Mühe mit unsrem Zelt; und
 machten es so bequem, als die vorhandenen Mate-
 rialien und Umstände erlaubten. Ich erlaubte mich
 nicht zu sagen, daß ich die Arbeit nicht für
 mich allein, sondern für alle meine Brüder
 anstellte. Denn wann im Winter ein Indianisches Zelt
 aufzuschlagen will, muß man zuerst ein ebnes Stück
 trocknen Boden suchen. Dies kann man nicht er-
 weislich bestimmen, als so; daß man auf dem ganzen
 ausgeflachten Plage eine Stange durch den Schnee
 bis auf dem Boden stößt. Hat man einen bequemem
 Ort gefunden, so wird das Schnee in einem Rufe
 bis auf das Wood weggeschafft; und ist man Will-
 kens, länger als eine oder zwei Nächte an derselben
 Stelle zu bleiben; so wird auch das Wood wegge-
 stoßen und weggeschafft; und es, wenn es trocken
 geworden ist leicht Feuerfänger; und den Leuten im
 Zelt viel in Ruhe vorzusatz. Am Dawn schaffs man
 Stangen an, die an Zahl und Länge gemeinlich der
 Höhe des Zeltes gleich ist. Und die Anzahl von Menschen,
 die in dem Zelt wohnen sollen, so gleiches sind
 von einander, die Stangen nicht gleichförmig, so wird
 der Zelt nahe bei der Spitze zusammengebunden; dann
 aufgeschoben und ihre unteren Enden so weit, als der
 Durchmesser des Zeltes seyn soll; aus einander ge-
 zogen; die unteren Stangen werden ringsum mit glei-
 chen Entfernungen von einander und in solcher Ord-
 nung aufgestellt, daß ihre unteren Enden einen völ-
 ligen Ring bilden. Die unteren Enden werden an
 einer dicken Stange befestigt, und unter auf der
 Wetterseite liegt um die Stangen gelegt, so daß die
 beiden Enden welche über einander laggen und den
 Eingang ausmachen, unter dem Winde sind. Ich

muss aber anerkennen, dass diese Methode nur dann
gebraucht wird, wenn die Indianer, sich jedem Tag
von einem Orte zum andern begeben, denn wenn
sie Willens sind, einige Tage an derselben Stelle zu
bleiben, so bringen sie die Doffnung ihres Zeltes im-
mer nach Süden.

Die Zeltdecke ist gewöhnlich von Eleu-Beher,
das die Indianer selbst zugetrocknet haben, und hat
in ihrer Gestalt Ähnlichkeit mit einem umgekehrten
Fächer, so dass, wenn die größte Krümmung die un-
tersten Enden der Stangen einschließt, die kleinste
immer hinreichend ist, die Spitze zu bedecken: ein
Loch, ausgenommen, das man abschließt, Theils zu
einem Rauchzuge, Theils zu einem Fenster, offen
lässt.

Das Feuer wird mitten in der Mitte auf dem
Boden angezündet, und der übrige Raum im Zelte
ganz mit kleinen Fichtenzweigen belegt, welche sowohl
zu Sitzen als zu Betten dienen. Außerhalb, rings
um die Stangen, legt man eine Quantität von Fich-
tenspitzen und Zweigen, über welche dann der Rand
des Zeltes geschlagen wird. Dann überdeckt man das
Ganze mit einer Quantität Schur, welcher die düs-
tere Luft abhält, und viel zu der inneren Wärme
beiträgt. Das hier beschriebene Zelt ist ein solches,
wie die südlichen Indianer es brauchen, und wie ich
einst in der Faktorei bekam; denn die Zelte, deren
die nördlichen Indianer sich bedienen, werden von
andern Materialien gemacht und sind auch von ganz
andrer Gestalt, wie ich weiterhin beschreiben werde.

Die Lage unsres Lagers war jetzt in der That
sehr angenehm, besonders für eine Frühlingswohnung.
Es stand auf einer kleinen, erhöhten Spitze, von
der man eine weite Aussicht über einen großen See
beherrschte. Dessen Ufer waren reichlich mit man-

cherei Holz besetzt, als mit Nichten, Särchenblumen,
 Birken und Kappeln; und an manchen Orten Ras-
 chen dagegen sehr schön mancherlei hohe Hügel ab, die
 mit ihrer von Schnee bedeckte Spigen über die höchsten
 Wälder hervorragten. Ungefähr zwei hundert Schritte
 weit von dem Zelte war ein Wasserfall, oder so ge-
 nannter Kapl, der wegen seiner schnellen Strömung
 auch in dem kältesten Winter nicht zufriert. In der
 Ende dieses Falles, der sich in den erwähnten See
 ergießt, war schönes offnes Wasser, beinahe eine Meile
 lang, und wenigstens eine halbe Meile breit. In
 dem Rand desselben hättend wir unsre Nege aufger-
 stellt, und zwar so, daß wir sie aus dem Zelte über-
 sehen konnten.

Der übrige Theil dieses Monats verfloß ohne
 irgend etwas, das unsre Nege hätte stören können,
 oder des Erzählens werth wäre. Unsre Nege verfa-
 hen uns täglich mit Fischen; und die Indianer wa-
 ren zu gute Philosophen, als daß sie sich außerdem
 viele Mühe hätten geben sollen; denn während der
 ganzen Zeit erbot sich nicht Eines von ihnen, sich nur
 nach einem Heppuhne oder sonst etwas, das uns
 einmal ein hundertmal Erlich hätte verschaffen könn-
 ten, anzusehen.

Da man leicht vermiethen wird, daß mir die
 Zeit unter diesen Umständen sehr lang gedählet habert
 mag, so ist es wohl nicht undienlich, wenn ich dem
 Leser sage, wie ich sie zubachte. Vor allem andern
 benutzte ich jede günstige Gelegenheit, die Stelle des
 Ortes zu bestimmen. Sie war, nach dem Durch-
 schnitte von mehreren Beobachtungen, 78° 46' 30" N.;

Gleichmüthigkeit, oder Sympat, ist ein Ebenalterung
 aller wilden Nationen. So lange sie irgend eine Speise
 in Ueberflus haben, denken sie nicht daran, sich Abwech-
 selung zu verschaffen.

und die dinsten nach Berechnungen und ist die W. vom
 pe in f. u. om. Wa U i z b G i o e. Nach der Methode mit
 meine Rechnung nach der letzten Beschreibung, bruch
 erweise in Tagewort in Ordnung, namentlich meine
 Karte, bis zu dem Orte hin, wo ich unten jetzt bei
 ständem Stück nach dem Fall, und denen ich einige
 Maßen stieg und der meine Plammation zu spa
 ren sollte in Schlingen für Nepphähner auf. In
 dem ersten nimmt man einige Holzstücke, die so
 gefast werden, daß der Wader, wenn er die für
 ihn hingelagte Lockstelle wegzunehmen sucht, sehr leicht
 ein kleines Holzchen unterreißt, welches das ganze
 Gewicht der Falle trägt. Wird das Loh nach durch
 die Schwere der ersten Holz erschlagen, so bleibt
 es doch eingesperrt, bis es sich gefroren ist, oder bis
 der Jäger, wenn es keine Kunde macht, es abtrifft.
 Die Nepphähner in Schlingen zu fangen, erfordert
 auch nicht viele Anstalten. Man macht einige
 Fenstler Säune quer über einen Weg, oder bringe
 sie auch unter rechten Winkel auf der Seite rechts
 einer Weideninsel an, welche, wie man bemerkt
 hat, von diesen Vögeln oft besucht wird. In jeder
 Hecke oder jedem Säune muß man einige Lockstellen
 haben, daß die Nepphähner hindurch können, und
 vor jede legt man damit eine Schlinge. Wenn nun
 die Nepphähner nach ihrer Gewohnheit längs dem
 Weiden in ihrer Nahrung hin kuppeln, so gerathen
 bald einige von ihnen in die Schlingen, wo sie denn
 gerade auf die hier beschriebene Art fangen, auch die
 am Ruffen und die Sibirischen Wälderhaften Wader, und
 die Solche, welche in dem Lande hat, zu fangen, müssen.
 Der Jäger über die Lohwerte, welche man
 nicht zu fassen, und über dies dem Falle, dieselben nach
 der Methode, so es eben ist, oder vom Schoten durch
 lochert würde, und folglich an einem Orte verlore.

eingesperrt bleiben, bis man sie herausnimmt. Ich
 habe durch diese sehr einfache Erfindung, bei der
 man nur Messer und Abends die Schlingen zu ver-
 suchen braucht, man einem Tage drei bis zehn Beppe
 haben gefangen. Da uns erst nach 11 und 12
 vom 20. unter großen Verwunderung gaben und am
 21sten 22ten unsere Netze nicht einen einzigen Fisch.
 Zwar hatten wir an einigen der vorhergehenden Tage
 ziemlich viel Glück gehabt, aber meine Gefährten
 legten sich, als wahre Indianer, selten zum Schlafen
 nieder, ohne alle im Felde vorhandenen Lebensmittel
 verzehrt zu haben. Da wir nichts mit dem Netze
 zu fangen war, so gingen wir alle zum Angeln aus,
 doch auch damit hatten wir um nichts mehr Glück,
 und konnten den ganzen Tag hindurch nicht einen
 einzigen Fisch fangen. Diese plötzliche Veränderung
 der Umstände, hemmte einen von meinen Gefähr-
 teten so sehr, daß er daran dachte seine Felle wie-
 der zu benutzen, die er beinahe einen ganzen Monat
 auf die Seite gekast hatte. Er rümpfte nun sein
 Gewand, nahm die Schlingen und schickte sie
 dem Verfasser des Buchs, die Nordamerikanische Red
 Republik zu fangen, etwas unbedeutlich. Unter dem
 Namen der Redrepublik versteht er einen dichten Weidenbusch, in
 dem freimüßlich wachsenden, mit diesem Schnee umgeben
 ist. Die Quappen und fünfzehn Arten von (Juli)
 veränderten Weidenarten sind in Nordamerika, und
 besonders in dem Lande des Nordens, wo sie wäh-
 rend des Winters die harte Nahrung der Republikaner.
 Bei großer Kälte mögen diese nicht gern liegen, sondern
 laufen lieber, besonders wenn kein Schnee eintritt, und
 Rinde bekommen hat und sie nicht in andern
 Gegenden des dichten Weidenbusches zu kommen, laufen
 sie an der Wasseroberfläche hin. Die Netze werden
 Zweige von dem Weiden in den tiefen Stellen und
 durch die aus denselben theilweise hervorstehenden und
 weichen Baum, damit die Republikaner keinen Schaden
 nehmen müssen. Sie sind wieder werden in diesen Bäumen
 oder in den Vertiefungen gefastet, und Schlingen von
 Juncus über von den langen Stielen der Distrikte
 zu, wo durch angebracht.

Wir fanden früh Morgens auf dem Wege
 weisen Conre anguska ging auf die Jagd; und
 die Uebrigen blieben bei den Messen und Mägeln nicht
 weit von unserem Zelte. Doch Alle hatten so wenig
 Glück, daß wir den ganzen Tag nicht einmal für
 zwei Mann genug zusammenbrachten. Anstatt nun
 noch zu bleiben, legten sich die meisten von meinen
 Reisegefährten zum Schlafen nieder; und kaum war
 nur einer von ihnen so vernünftig nach den Messen
 zu sehen, ob sie gleich nicht über zwei- bis dreihun-
 dert Schritte weit von unserem Zelte waren.

Mein Begleiter, ein ständhafter Mann und ein
 vortrefflicher Jäger; der viele Jahre lang eine zahl-
 reiche Familie versorgt hatte, schien bei weitem der
 Thätigste unter meiner sämmtlichen Mannschaft; er
 verfolgte seine Jagd mehrere Tage nach einander,
 und kam selten vor dem Abend wieder zu dem Zelte,
 während daß die Andern ihre Zeit größtentheils
 mit Tabackrauchen und Schlafen hinbrachten.

Es vergingen mehrentage ohne daß sich nur
 ein Anzeichen von Hülfe zeigte. Doch am roten blieb
 mein Begleiter länger als gewöhnlich aus; und da-
 her vermutheten wir, daß er entweder Fernde an-
 getroffen, oder Wild gesehen hätte. Wir legten uns
 Alle zum Schlafen nieder, ohne heute und an den
 beiden vorigen Tagen viel mehr zur Erfrischung ge-
 habt zu haben, als eine Pfeife Taback und einen
 Trunk Wasser. Selbst Nepphähier waren so selten
 geworden, daß wir nicht ein einziges bekamen; denn
 das starke Schauwetter hatte sie alle nach dem un-
 fruchtbaren Boden hin getrieben. Nur Mitter-
 nacht kam endlich zu unserm großen Freude unser
 Jäger, und brachte das Blut nebst einigen Stücken
 Fleisch von zwei Hirschen mit, die er geschossen hatte.
 Ein so unverhofftes Glück weckte die Schlafes bald

auch und in einer Minute waren sie eifrig beschäf-
 tigt, einen großen Kessel Suppe mit Blut, eingekoch-
 tet, und mit eingekochtem Fleische zu kochen. Die-
 ses Geräth konnte wohl zu jeder Zeit für schnel-
 lastig gelten, doch besonders jetzt für uns, da wir
 keine andere Nahrungart waren. Als wir diese stärk-
 ende Mahlzeit verzehrt hatten, lagten wir uns
 wieder schlafen und früh Morgens
 gingen wir dann alle zusammen nach dem Orte, wo
 die beiden Stücke Rothwild lagen. Da wir nur
 kurze Zeit dort bleiben wollten, so ließen wir unser
 Zelt mit allem unserm Gepäcke stehen. Als wir an
 dem bestimmten Orte waren, machten einige von uns
 sogleich eine Hütte oder Barrikade von jungen Fich-
 ten. Während das Einer den Hirschen die Haut
 abzog, gingen dann die Uebrigen auf die Jagd, und
 kamen Nachmittags mit zwei Stück Rothwild, die
 sie geschossen hatten, wieder zu der Hütte.

Nun wurden mehrere Tage mit Schmarren und
 Schmelgen zugebracht, da die Indianer während der
 Zeit noch fünf Hirsche und drei schöne Dieber schossen.
 Als wir endlich fanden, daß wir wenige Hoffnung
 hätten, noch mehr Wild zu bekommen, entschlossen wir
 uns mit den Ueberresten, die wir noch hatten, wieder
 nach unserem Zelte zurück zu kehren.

Die geschossenen Hirsche waren freilich eben nicht
 die größten, doch hätten sie bei mäßigem Genusse
 unsre geringe Anzahl (nicht mehr als sechs Personen)
 einige Zeit erhalten können. Aber weils Gefährte
 aßen, wie alle andern Indianer, so lange sie noch
 etwas hatten, Tag und Nacht, und waren dabei red-
 lig und sorglos genug, nicht einmal gehörig nach dem
 Nesen zu sehen, so daß sie viele schöne Fische, die
 hinein gerathen waren, gänzlich verlorren. Auf
 solche Art befanden wir uns sehr nach und nach

vierzehn Tagen beynah wieder in eben so großem
 Mangel an Lebensmitteln, wie jemals, ^{Am 24ten}
 während unserer langen Unthätigkeit hatte Goff
 so viel Schaf, oder, wie er gewöhnlich genannt
 wurde, Goffop, mein besten Süd-Indianer, als
 er aus Birkenholz Löffel, Schüssel und anderes nöthi-
 gendes Hausgeräth schnitzte, das, ungehindert sich so
 in die Lent zu schneiden, daß er hätte gehen konnte;
 und der andre Süd-Indianer, war obgleich viel
 jünger, doch so unthätig, daß er mir zu weiser gar
 nichts diente, als einen Theil dieses Gepäcks zu
 sichern und das mit aufzugeben, was die Thätigeren
 unter meinen Gefährten angeschafft hatten. ^{Am 25ten}
 Am 25ten früh Morgens sahen wir im Gölde
 wasser an dem großen See, bei dem unser Zelt stand,
 einen großen Trupp Indianer. Als sie zu uns ka-
 men, fanden wir, daß es die Weiber und Familien
 der nördlichen Gänsejäger waren, die sich nach dem
 Weize von Wallis's Fort, begeben hatten; um
 daselbst die Zugzeit abzuwarten. Sie wollten nach
 dem unfruchtbaren Lande hin, und dort so lange blei-
 ben, bis ihre Männer und Verwandten nach der
 Gänsejagd wieder von dem Fort zurückkämen. ^{Am 26ten}
 Mein Weppeslar war schon seit einigen Tagen
 Willens gewesen die Reise nach dem unfruchtbaren
 Lande fortzusetzen. ^{Am 27ten} Morgens brachen
 wir nun unser Zelt ab, packten unsere Sachen auf,
 und gingen in eben der Richtung, in der wir getre-
 wen waren, nach Osten. Da aber Goffop's lahmu
 war, daß er in einem Schlitten gezogen werden
 mußte, so besorg ich, und zwar ohne Schwierigkeit,
 zwei von den Indianern, die wir am 24ten ange-
 troffen hatten, und die denselben Nachschurnen voll-
 gen, ihm diesen Dienst zu erweisen. ^{Am 28ten}
 Wir machten zwei starke Märsche auf dem vor-

Eigen Wege, und kamen Dank am 29sten zu einem
 Theile des Nothwendigen (des Fettes) der Gänse
 (Sto- man- inde) gekannt wird. Hier schlugen wir
 unser Zelt auf, und stellten unsere Netze aus, da wir
 Willens waren, so lange hier zu bleiben, als die
 Gänse anfangen zu ziehen. Ob wir gleich schon meh-
 rere Schwäne und Gänse hatten nach Norden hin
 fliegen sehen, so währte es doch bis zum 13ten May,
 ehe wir etwas schießen konnten. An diesem Tage
 bekamen die Indianer endlich zwei Schwäne und drei
 Gänse. Hierdurch wurde unsern Mangel einigerma-
 ßen abgeholfen, der jetzt sehr groß war, da wir seit
 fünf oder sechs Tagen weiter gar nichts zu essen zu
 haben hatten, als einige wenige Kranichbeeren^{*)}, die
 wir auf erhöhten Orten sammelten, wo der Schnee
 hin und wieder weggethauet war. Zwar stellten
 wir unsere Netze aus, und angelten, wo sich nur
 was geist ein glücklicher Erfolg hoffen ließ; aber wir
 fingen während der ganzen Zeit nicht mehr, als drei
 kleine Fische. — Viele von den nördlichen India-
 nern, die am 24sten April zu uns gestoßen waren,
 blieben einige Zeit in unserer Gesellschaft. Ich wußte
 wohl, daß sie einen glücklichen Winter gehabt hatten,
 und noch gute Vorräthe von getrocknetem Fleische be-
 saßen; auch war ihnen unsere Noth nicht unbekannt,
 sie gaben aber weder mir noch meinen sibirischen Ge-
 fährtan nur das Mindeste, ob sie gleich unser Noth-
 lichen Wegweiser insgeheim sehr reichlich versorgeten,
 und vom 13ten an gab es Gänse, Schwäne, Ent-
 en, und andre Zugvögel in Ueberfluß, und wir
 schossen täglich so viel, als wir zum Verzehren brau-
 chten. Wir blieben einige Tage liegen, um nach einem
 so langen Fasten wieder Kräfte zu sammeln, und am

^{*)} Ehemals *Vaccinium*, jetzt *Schollera Oxycoccus* Linn.
 Gmel.

zuletzt fingen wir aufs neue an, unsern Weg zu dem unfruchtbareren Lande fortzusetzen. Da Gosop sich sehr vollkommen von seiner Verlesung erholt hatte, so schien unsre Aussicht sehr günstig zu seyn, besonders da meine Gesellschaft bis auf zwölf Personen verstärkt worden war. Ich hatte nehmlich eins von den Weibern meines Begleiters und noch fünf andre angenommen, daß sie unser Gepäc sollten tragen helfen; denn ich wußte wohl, daß es mit dem Ziehen für diesen Sommer bald ein Ende haben würde.

Da es zeither so stark gehauet hätte, daß es beinahe unmöglich war in den Waldungen zu reisen, so setzten wir unsern Weg östlich am Robben-Flusse fort. Etwa nach sechzehn (Engl.) Meilen kamen wir an einen kleinen Fluß und eine mit ihm zusammen hangende Reihe von Seen, die sich nach Norden erstreckte.

Die Bitterung war einige Zeit hindurch ausgezeichnet schön und angenehm; auch gab es Wild von aller Art in großem Ueberfluß. Wir setzten unsern Weg nordwärts an dem erwähnten Flusse und den Seen fort, bis zum ersten Junius, wo wir an einen Ort kamen, welcher Veräljon genannt wird. Auf unserm Wege dahin schossen wir, außer mehreren Gänsen, als wir nöthig hatten, zwei Stück Rothwild. Einer von meinen Gefährten hatte jetzt das Unglück, durch eine Flinte, welche sich die Hand sehr stark zu beschädigen; da aber keine Knochen zerschmettert waren, so verband ich die Wunde, und heilte sie durch gelbes Basilik und andre Mittel, die ich bei mir hatte, in kurzer Zeit, so daß der Mann sehr bald außer aller Gefahr zu seyn sah.

Wir hielten einige Tage bei Veräljone an, um ein wenig Wildpret und einige Gänse zu trocknen.

(*) Eine Salbe, die auch Tetrapharmakon genannt wird.

heit. Dann gingen wir am alten Hym, weiter nach Norden, und zwar auf dem unersichtbaren Boden; denn als wir den erwähnten Ort verlassen hatten, sahen wir bald gar keine Waldungen mehr.

Der Schnee war jetzt so weich, daß man nur mit großer Beschwerlichkeit in Schneeschuhen gehen konnte. Zwar fanden wir den Boden hier und da schon frei; doch bald wieder, und an manchen besondern Stellen, lag so tiefer Schnee, daß wir ohne dergleichen Schuhe unmöglich fertig werden konnten. Am Sten thauete es indess so allgemein und so stark, daß wir uns Alle entschlossen, unsere Schneeschuhe wegzuworfen, da sie uns mehr Unbequemlichkeit verursachten, als Dienste leisteten. Bis zum 20ten konnten wir unsere Schlitten noch brauchen, besonders wenn wir über das Eis von Seen und Teichen gehen mußten; da aber diese Art zu reisen wegen des starken Echowatters nun gefährlich wurde, so entschlossen wir uns, die Schlitten stehen zu lassen und jeder seine Last auf den Rücken zu nehmen.

Das fand ich denn weit schwerer, als das Ziehen im Winter, da ich zu meinem Theile Folgendes zu tragen hatte: den Quadranten mit seinem Gestelle, einen Kasten mit Büchern, Papieren, u. s. w., eine Bouffole, und einen großen Beutel mit allen meinen Kleidungsstücken; ferner eine Art, Messer, Beilax u. s. w., verschiedene kleine Artikel, die zu Geschenken für die Eingebornen bestimmt waren, noch ungeachtet. Meine Last, die wohl über sechzig Pfund wiegen mochte, ließ sich überdies nicht gut packen, und wurde dadurch noch schwerer zu tragen. Da nun auch die Witterung übermäßig heiß war, so kann ich wohl behaupten, daß ich nie eine solche Beschwerlichkeit ausgehalten hatte, wie jetzt. Sie wurde noch durch den schlechten Weg und die Art, wie ich

die Nächte zubringen mußte; vergrößerte; denn aus Mangel an gehörigen Zelten blieb ich immer der unfreundlichsten Witterung ausgesetzt. Das Zelt, welches wir bei uns hatten, war in dem unfruchtbarsten Lande, wo man keine Stangen bekommen konnte, nicht nur zu groß und untauglich, sondern wir hatten es auch zu Schuhen zerschneiden müssen, und jeder trug sein eigenes Theil davon. Mein Begleiter zeigte sich bei dieser Gelegenheit in der That sehr nachlässig, oder vielmehr unedel: er machte nämlich weder mich noch meine südlichen Indianer mit der Art und Weise bekannt, wie in dem unfruchtbarsten Boden Zelte aufgeschlagen werden; hätte er dies gethan, so wäre es uns leicht gewesen, ehe wir die Wäldungen verließen, Zeltstäbe mitzunehmen. Sich und seine Frau versorgte er freilich mit der nöthigen Anzahl; und als das Zelt getheilt wurde, wußte er es so einzurichten, daß sein Stück zu einem vollständigen kleinen Zelte hinreichte: aber mir und meinen südlichen Indianern bot er niemals an, daß wir uns darunter niederlegen sollten.

Außer der Unbequemlichkeit, daß wir Tag und Nacht bei jeder Witterung der freien Luft ausgesetzt waren, litten wir auch wirkliche Noth an Lebensmitteln. Bekamen wir ja einmal etwas zu essen, so war es doch oft der Fall, daß wir kein Feuer an-

zünden konnten.

Man kann sich leicht einen Begriff von der Witterung in den Ländern an der Hudson's Bay machen, wenn man bedenkt, daß noch am roten Jan. also eisige Tage vor dem Anfang des Sommers, alle Flüsse so mit Eis belegt waren, daß sie Menschen und Heide, mit einer Last von 60 Pfunden beladene, Hundeschlitten tragen. — Und daß weder in diesem unfruchtbarsten Theile des Nordens, und noch in irgend einem andern wählen ihn freiwillig zu ihrem Aufenthaltsorte, nur für sich oder Andere Vortheile zu gewinnen!

händen konnten, auch das Fleisch ganz roh verzehren
 mußten; was denn, besonders bei den Fischen, Anfangs
 meinen südlichen Indianern, eben so wenig schmecken
 wollte, als wir selbst. *Wohl dem, was ich hier*
 Doch ungeachtet dieser vielen und mannichfachen
 Dschwerlichkeiten, blieben wir vollkommen gesund
 und gutes Muthes. Mein Begleiter, der uns sehr
 von Lebensmitteln, besonders in Zeiten des Mangels,
 sehr grüßte, gab uns die stärksten Versicherungen, daß
 wir nun bald in ein Land des Ueberflusses kommen
 und daß nicht nur hinlängliche Lebensmittel haben,
 sondern auch andre Indianer antreffen, und daß diese
 wahrscheinlich nicht gern einen Theil unfres Gepäcks
 tragen würden. Diese Nachricht mußte uns man-
 nlicher Weise sehr beruhigen, denn jetzt waren die
 Lasten, die wir für immer zu tragen hatten, so schwer,
 daß wir, wenn der Himmel uns auch etwas anreife-
 fen ließ, nicht sehr mehr als für eine Tage Lebens-
 mittel mitnehmen konnten; woher es denn haupt-
 sächlich kam, daß wir so oft in Mangel gerathen.
 Vom zoften bis zum zoften gingen wir jederer
 Tag beinahe zwanzig vier Deutschen Meilen, ohne
 irgend etwas Andres zum Lebensunterhalte zu haben,
 als eine Akeffe, Laback, und einen Eruk, Wasser,
 Selbst, Kappeln, und Meven. *Die wir einige Zeit*
 Einige kleine Fischarten, die dem Stintelache sehr ähn-
 lich sind, werden in Labeiti und auf andern Südsee-
 Inseln roh gegessen, und sind, wie ich aus Erfahrung
 weiß, in Abessinien, im Ozean, und in den über-
 schmelzenden, auch nicht ungesund; aber viele Tage unter
 einander von solcher Speise leben zu müssen, würde
 nicht einmahl hinlänglich anhalten, und daher noch große
 Schwierigkeiten und Gefahren dabei in dem Leben ein-
 und gerinnen. Und doch, wenn es den Wunsch,
 wenn es nur meine Gesundheit in anderen Zeiten hat.
 Wohlthun, es ist ein Beispiel, in welchem auch der schärf-
 ste Versuch, die Natur, die Natur, die Natur, haben
 kann.

vorher in Ueberfluß und ohne große Mühe gehabt
 hatten, waren jetzt so wenig zahlreich und so selten,
 daß wir selten einen schossen; und adier Gänse, Enten
 und wir hatten sich alle schon nach Norden begeben,
 um zu brüten und zu mausern anzuheben. Am 23ten
 brachen wir wie gewöhnlich früh Morgens auf.
 Im Raume waren wir sieben bis acht Meilen
 gegangen, so sahen wir drei Bisontiere neben
 einem kleinen See grasen. Die Indianer verfolgten
 sie sogleich; und da einige von ihnen geschickte
 Jäger waren, so wurden alle drei bald erschossen.
 Wir konnten dies ohne Zweifel für ein großes
 Glück ansehen; aber ehe wir noch einen von den
 drei Stieren die Haut abgezogen hatten, kam zu
 unsrem großen Mißvergnügen ein so starker Hagel
 Regen, daß es uns schlechterdings unmöglich war,
 ein Feuer anzuzünden. Wir hatten jetzt auch bei
 gutem Wetter nichts Andres zum Brennen, als Moos,
 da wir uns beinahe hundert Meilen weit von allen
 Waldungen befanden). Dies war denn freilich nicht
 tröstlich für Leute, die vier oder fünf Tage gefastet
 hatten. Noth hat, indess, wie das Sprichwort sagt,
 kein Gebot; und da wir schon vorher den Anfang
 gemacht, rohes Fleisch zu essen, so waren wir auf
 unsre heutige Mahlzeit so ziemlich vorbereitet. Sie
 wollte aber ganz und gar nicht so hinunter, wie
 anders rohes Wildbrät oder rohe Fische; denn das
 Fleisch des Bisontiers ist nicht allein grob und
 zähe, sondern riecht und schmeckt auch so stark nach
 der Ingredienz, von welcher das Thier seinen Na-
 men hat, daß es roh äußerst unangenehm, obgleich,
 wenn es gekocht, sehr erträglich ist. Die Mütter
 des Volkes, die wir sahen, waren sehr stark
 mit dem Hunger geplagt, und sahen rohes Fleisch
 von dem Stamme, das sie überaus liebten, mit
 großer Begierde an.

gehabt
so scheu;
Enten
begeben;
früh
ach
iere. nes
nes. ver
nen. ge
baldem
für ein
nen. von
kam zu
Plagres
dar, ein
Gel. ga
Moos,
on allen
ch. nische
gefaßt
nt. sagt,
Anfang
wie auf
l. Sie
wie ganz
um das
und. ja
er nach
en. Na
gleich,
Mitte
Fleisch

zung blies sie außerordentlich ab. Das Spiel ohne Man
terlich Schnee und Regen unter einander, und man
fer Mangel war so groß, daß wir beinahe einen Hals
ben. Orier ganz erschrocken aufgehört hatten; ehel wir wie
der ein Feuer anzünden konnten. Das Wetter war nun
dies. Die Kälte gleich bei dieser Gelegenheit alle meine
Philosophie zusammen nahm, so muß ich doch gestes
sen, daß nicht die Mächte anfangen zu verschwinden. Uns
fer ohne dieses schon großes Unglück wurde in der
That noch dadurch die unfreundliche Bitterung ver
mehrt. Die Kälte nur kalt, sondern auch so naß war,
daß ich beinahe drei Tage und Nächte hindurch nicht
einen trocknen Faden am mir hatte. Als das Wet
ter wieder besser wurde, zündeten wir ein Feuer an
(stillsch. man von Moos) wie ich schon erinnert ha
be; und so schalt ich meine Kleider trocken hatte,
sahen Alles wieder den alten Gang zu gehen. Ich
war nun, worin nicht sonderlich, ich suchte aber, wie
ein Seemann nach dem Sturm, das vergangene Un
glück zu begreifen, was die Ursache war. Ich dachte
an die Gefahr von dem Leiden, wenn ich den Dreck
ausnehme; fanden wir so schwer zu ertragen, als drei
Hunger und drei Wanderungen. Was ich jetzt nicht
wacht, wird die bestes Uebel dadurch noch sehr vergrö
ßert, daß man nicht weiß, wie lange es so dauern
wird, und welche Mittel man ergreifen soll, um es
zu beenden. Bei solchen Umständen entkräftet es
nicht nur den Körper, sondern brühet auch den Geist
von dem, was man thut. Das ist, wenn man so
schwer wird, und nicht weiß, was zu thun ist, so
wird man als ein Vieh behandelt. In den meisten Menschen,
welche in gefesseten Ländern unter der Regierung verurthe
lter Oberen leben, haben wohl nicht, aber nie, die
Hunger empfunden; denn, was wir in Europa Hunger
heissen, ist nur ein etwas lebhafter, geschärfter Appetit,
und gibt keine Ursache, von dem unheimlichen Leiden,
das Hunger ist, zu wissen.

nieder, wie viele Mühe man sich auch geben mag, dies zu verhindern. Außerdem verliert der Magen durch Mangel an Beschäftigung seine Verdauungskraft, so daß er nach einem langen Fasten seine Funktionen nur mit Mühe wieder verrichten kann. Auf dieser Weise habe ich die schrecklichen Wirkungen dieser Noth nur allzu oft erfahren; mehr als einmal bin ich durch Hunger und Beschwerlichkeiten so entkräftet gewesen, daß wenn der Himmel mit etwas zuführte, mein Wägen kaum im Stande war, mehr als zwei bis drei Meilen anzunehmen, ohne mit die peinlichsten Schmerzen zu verursachen. Noch ein andrer sehr unangenehmer Umstand bei langem Fasten ist der, daß Anfänge die natürlichen Ausleerungen nur mit äußerst großer Mühe und sehr schmerzhaft betrachtet werden können. Der Schmerz ist so schrecklich, daß nur jemand, der ihn selbst erfahren hat, sich einen angemessenen Begriff davon machen kann.

Beim ich den Rachenzeitel jedes Tages seit dem Anfange meiner Reise einzeln angeben wollte, so würde das nicht viel mehr seyn, als ein abgeschmacktes Einerlei. Ich kann in wenigen Worten einen hinlänglichen Begriff davon machen. Es ist ganz richtig, wenn ich sage, wir waren entweder in völligem Ueberfluß, oder in völliger Hungersnoth. Bisweilen hatten wir zu viel, selten gerade genug, häufig zu wenig, und öfters gar nichts. Ich brauche nur zu sagen, daß wir viele male zwei ganze Tage und Nächte gefastet haben; zweimal beinahe drei Tage; und einmal, als wir uns am She-tha-ni (She-than-nee) befanden, beinahe sieben Tage, während welcher Zeit wir nicht einen Mundvoll hatten, ausgenommen einige wenige Kranichbeeren, Wasser, Stückchen altes Leder, und gebrannte Knochen. In solchen dringenden Fällen habe ich oft gesehen, daß die In-

blauer ihren, größten Theils aus Thierfellen bestehenden, Kleidervorrath durchsuchten, und überlegten, was wohl am besten verschont werden könnte. Bisweilen wurde dann ein Stück von einer alten, halb vermoderten Hirschhaut, und zu andrer Zeit ein Paar alte Schuhe aufgefert, um dem äußerst großen Hunger ein wenig zu stillen. Eine Erzählung von solchen ungewöhnlichen Missethaten mag vielleicht in Europa nicht vielen Glauben finden; wer aber die Hudson's-Bay kennt, und weiß, welche Noth die nur sie hier wohnenden Eingebornen oft ertragen müssen, (siehe jene Umstände vielleicht für weiter nichts an), als für gewöhnliche Ereignisse in dem Leben der Indianer; die oft sogar zu der Nothwendigkeit gebracht werden, einander selbst zu fressen *).

Die südlichen Indianer glauben allgemein, wer von ihnen aus Noth einmal Menschenfleisch gegessen habe, finde so viel Geschmack daran, daß niemand in seiner Gesellschaft sicher sey. Demnach gleich wohl weiß, daß jemand sich nicht anders, als in der dringendsten Noth, eine so schreckliche Missethat zu Schulden kommen läßt, so wird doch der Mensch, so gehalten hat, nicht nur vermieden, sondern auch von Allen, die ihn kennen, so sehr verachtet, daß keiner mit ihm unter Einem Zelte wohnen will, und daß dergleichen Leute öfters hinterlistiger Weise ermordet werden. Ich habe mehrere solche Elende gesehen, die Noth und Hunger unglücklicher Weise zu der erwähnten Handlung getrieben hatten. Sie waren vorher angesehen gewesen, wurden aber nachher allgemein so sehr verachtet, und verachtbar, daß niemals ein Mädchen ihr Wort ehret, und daß tiefe Melancholie auf ihrer Stirne lag, während daß ihr Auge zu sagen schien: „weßhalb verachtet ihr mich um meines Unglücks willen? Vielleicht ist die Zeit nicht fern, da ihr in gleiche Noth gerathen könnt.“

Als ich im Frühlinge des Jahres 1775 Cumber-land's Haus bauete, kam ein Indianer, Namens Wapuh's, nach der Niederlassung. Es waren damals fünfzehn Zelte mit Indianern auf den Pfanningen. Diese Indianer examinirten ihn sehr genau, und fanden, daß er ganz allein ohne Glanz und Ammunition, einen beträchtlichen Weg zurückgelegt hatte. Daher kamen viele von ihnen auf den Gedanken, er müßte irgend einen Menschen unterwegs angetroffen und gedöret haben, und dies glaub-

Da wir mußten, daß unsre bleibende Last uns nicht erlauben würde, viele Provisionen mitzuneh-
men, so beschloßen wir, uns einen oder zwei Tag
anzuwenden und etwas Fleisch an der Sonne zu
trocknen, weil es dadurch nicht allein leichter, son-
dern auch sogleich zum Gebrauche tauglich wurde.
Am 25ten war der ganze Ueberrest von dem Fleische
der Bisamtiere gehörig gedörret; und nun setzten
wir unsre Reise weiter nordwärts fort. Am 28ten
Juni kamen wir zu einem kleinen Flusse, dem Co-
thawhachaga (Kathahatschaga?), welcher sich in ei-
nem großen See, den Yath-kyed-whoie, oder den
weißen Schnee-See, ergießt. Hier fanden wir
einige Zelte voll nördlicher Indianer, die sich zethe-
r damit beschäftigt hatten, aus ihren Kanots, so wie
sie über den erwähnten kleinen Fluß fuhren, mit ei-
nem Speere Rothwild zu schießen. Auch begegneten

te man um so leichter, da er einen Beutel voll Lebens-
mittel, den er mitgebracht hatte, in einer hohen Lanne
nahe bei dem Hause sehr sorgfältig zu verbergen suchte.
Ich lud ihn, als einen Fremden, ein, ob ich gleich wohl sah,
daß er nichts zum Verhandeln besaß. Während daß er bei mir
war, untersuchten einige Indianische Weiber seinen Beutel,
und erklärten dann, das darin befindliche Fleisch wäre von ei-
nem Menschen. Nun konnte der Unglückliche sein Leben
nur durch die Vermittelung einiger angesehenen Indianer
retten, die besser und humaner waren, als die Uebrigen.
Viele von diesen juxten und luden ihre Flinten schon;
Andere hatten ihre Bögen und Pfeile in Bereitschaft; und
selbst die Weiber kriffen in den Werten, um den harmlos-
sen Unglücklichen aus keiner andern Ursache zu tödten,
als weil er an zweihundert (Engl.) Meilen weit ganz
allein gereist war, ohne Furgewehr bei sich zu haben.
H. d. Verf. — Ich habe ehemals behauptet, daß nur Wuth
und der höchste Grad von Nachbestehde die Menschen zu
der Abscheulichkeit bringen könne, das Fleisch ihrer Mits-
brüder zu verzehren. (M. f. J. N. Fortfere Bemerk-
lungen, Deutsche Uebersetzung, S. 288 — 294.) Aber
jetzt muß ich eintäumen, daß sie auch durch Noth zu
dieser Barbarai kommen können. Dies zeigen Hearne's
Nachrichten, und das Beispiel des Hirten, der zuerst aus
Noth einen jungen Menschen erschlug und dessen Fleisch
verzehrte, dann aber mehrere Personen umbrachte, weil

wir eben dasselbst einem Anführer oder Kapitain der nördlichen Indianer, Namens Kihlschies, und einem kleinen Theile seiner Leute, die mit Pelzen und andren Handelswaaren nach dem Prinz von Wallis-Fort hin wollten. Als Kihlschies die Absicht meiner Reise erfuhr, erbot er sich sogleich, Alles, dessen wir wahrscheinlich benöthigt seyn würden, von der Faktorei mitzubringen; und ob wir uns gleich damals in 62° 4' N. B. und 7° 12' W. Länge von Churhill befanden, so versprach er dennoch, gegen den Winter an einem von meinem Begleiter bestimmten Orte wieder zu uns zu stoßen. Auf dieses Anerbieten übersah ich unsre Ammunition und andre Artikel; und da ich fand, daß etwas Pulver, Schrot, Taback und einige Messer uns wahrscheinlich noch sehr zu Statten kommen würden: so entschloß ich mich, den Gouverneur des Prinz von Wallis-Fort in einem Briefe von meiner Lage zu benachrichtigen, und ihn zu bitten, daß er mir durch den Ueberbringer eine gewisse Quantität von den erwähnten Artikeln überschieken möchte. Kihlschies und seine Mannschaft setzten nun noch an eben dem Tage ihre Reise nach der Faktorei fort.

er am Menschenliche Wohlgeschmack fand. Nachbegierde und Hunger haben gleichen Theil an dem Ursprunge des Menschenstoffs, das Vorrat bei verschiedenen Nationen ganz zur Gewohnheit geworden ist. Der Ritter Pinto, jetziger Staatssekretär in Lissabon, hat, einer mir durch ihn mitgetheilten Nachricht zufolge, in der Provinz Maranhão, so, in Brasilien, wo er Gouverneur war, eine Frau gesprochen, welche sich noch in ihrem hohen Alter mit großer Lebhaftigkeit und mißlichem Wohlbehagen der Mahlzeiten von Menschenfleisch erinnerte, die sie in ihrer Jugend mit verzehrt hatte. — In dem Abscheue, den die übrigen Indianer gegen den armen Wapuh's äußerten, finde ich in meiner Freude eine Spur von der Ehrerbietung, die selbst der rabe Wäde für die Menschheit und für ihre heiligen, unverletzlichen Rechte hegt.

Der Cathamhachaga war, seit dem Aufbrechen des Eises, der erste Fluß, an den wir kamen, ohne ihn durchwaten zu können. Da wir keine Kanots bei uns hatten, so waren wir genöthigt, uns von den fremden Indianern übersetzen zu lassen. Als wir auf die Nordseite des Flusses kamen, wo die Indianer sich aufhielten, schlug mein Begleiter mir vor, einige Zeit anzuhalten und etwas Fleisch zum Mitnehmen zu trocknen; was ich mir denn sehr gern gefallen ließ. Wir stellten auch unsre Netze aus, und fügten eine beträchtliche Quantität sehr schöner Fische, als Schnäpel (*Salmo Lavaretus L.*), und Darsen (*Cyprinus Barbus*).

So lange wir an dem Flusse waren, setzte nicht so viel Wild hinüber, als wir erwartet hatten; es reichte vielmehr gerade nur hin, unsrem gegenwärtigen Mangel abzuhelfen. Nach einigen Tagen machten wir daher Anstalt wieder aufzubrechen, und am 6ten Jul. thaten wir dies wirklich, obgleich unsre Gesellschaft jetzt nicht einmal so viele Lebensmittel hatte, als zu einer Abendmahlzeit nöthig waren. Während unsres Aufenthaltes an diesem Orte hatten wir zwar Fleisch oder Fische genug für den gegenwärtigen Gebrauch bekommen, aber nichts davon gespart, weil wir immer auf noch bessere Zeiten hofften.

Ehe wir den Cathamhachaga verließen, beobachtete ich die Breite verschiedenemale, und fand sie 63° 4' Nördlich; auch brachte ich mein Tagebuch und meine Karte in Ordnung. Mein Begleiter sagte mir jetzt: in wenigen Tagen brauchten wir nöthwendig ein Kanot, weil wir über einige tiefere Flüsse müßten, denen wir nicht ausweichen könnten. Diese Nachricht bewog mich, ein Kanot zu kaufen; und das bekam ich denn für ein einziges Messer, welches nicht über einen Penny werth war. Ich muß

aber bemerkten, daß der Mann, dem das Kanot ge-
höret, es nicht weiter nöthig hatte, und es daher
sehr gern für jeden Preis verkaufte. Hätte er indeß
unser Bedürfnis ganz gekannt, so würde er zuver-
lässig so viele Waaren gefordert haben, daß wenig-
stens zehn Fibernelle damit bezahlt gewesen wären.

Diese Vermehrung unsres Gepäcks nöthigte
mich, noch einen andren Indianer anzunehmen; und
wir waren so glücklich, gerade einen armen, verlas-
senen Menschen anzutreffen, der den Dienst herzlich
gern übernahm, da er nie in einem besseren Zustan-
de, als ein Kastrhler, gewesen war. Nun setzten wir
unsren Weg ungefähr in N. Westlicher Richtung
fort, und blieben in der nächstfolgenden Nacht (auf
den 7ten) neben einer kleinen Bucht in dem weis-
son Schneesee. Hier angelten wir, und fingen
einige schöne Forellen, von denen mehrere nicht we-
niger als vierzehn oder sechzehn Pfund wogen. In
der Nacht kam ein starker Regen, der drei Tage an-
hielt. Als endlich am 9ten das Wetter wieder gut
wurde und die Sonne sehr mächtig wirkte, trockne-
ten wir unsre Kleider, und setzten unsren Weg nach
Norden fort. Gegen Abend fing es indeß wieder an
so außerordentlich stark zu regnen, daß wir unser
Pulver, und ich meine Bücher, nur mit großer
Schwierigkeit trocken erhalten konnten.

Am 17ten sahen wir viele Besamstiere, von de-
nen die Indianer einige tödteten. Nun beschloßen
wir, Einen oder ein Paar Tage hier zu bleiben, um
das Fleisch von einigen zum Mitnehmen zu dörren
und zu pulvern*). Fleisch von irgend einem Thiere

*) Um Fleisch auf diese Art zu präpariren, braucht man wei-
ter nichts, als die magerste Theile des Thieres in
dünne Scheiben zu schneiden, sie an der Sonne, oder an
einem gelinden Feuer, zu dörren, und sie dann zwischen
zwei Steinen zu schlagen, bis sie zu einem groben Pulver
werden.

so zubereitet, hält sich nicht nur, sondern ist auch immer zum Gebrauche so gleich da, und überdies bequem fortzubringen. So bald wir so viel Fleisch, als wir mitnehmen konnten, auf diese Art zubereitet hatten, gingen wir weiter nach Norden, und ließen noch eine große Quantität Fleisch liegen. Dies hatten wir wohl schon eher gethan; und so verschwenderisch es auch scheinen mag, so ist es doch bei allen Indianischen Stämmen so alltäglich, daß man gar nichts daraus macht. — Am rasten trafen wir einige Fremden an, und vereinigten uns mit ihnen, um Wild zu jagen. Dies war jetzt in solcher Menge da, daß wir jeden Tag genug zu unserm Bedarf erlegten, und wirklich nur allzu oft Thiere bloß wegen der Zungen, des Markes und des Fettes schossen **).

Als wir einige Zeit mit diesen Indianern in Gesellschaft gewesen waren, fand ich, daß mein Wegweiser Bedenken trug, noch weiter zu gehen, und daß er sein Zelt bald hier, bald da, vor- und rückwärts, aufschlug, so wie das Wild und die übrigen Indianer ihn dazu veranlaßten. Ich fragte ihn: warum er das thäte; und er antwortete mir: „es wäre schon zu spät im Jahre, als daß wir noch in

Leute, die ehemals unter den Wilden in Nord-Amerika gereist waren, haben mir erzählt, daß solches gedörretes und in Pulver geschlagenes Fleisch sehr nahrhaft und auch sehr wohlschmeckend sey.

Diese so unvernünftige Verschwendung der wilden Nord-Amerikaner läßt sich nur aus einem Vorurtheile erklären, das allgemeln unter ihnen herrscht. Sie glauben nemlich, je mehr Wild von ihnen erlegt werde, desto stärker vermehre es sich, und desto glücklicher werde die künftige Jagd. Die Erfahrung muß ihnen nothwendig das Gegentheil sagen; aber dennoch bleiben sie bei ihrer Sitte. Hierzu mag indeß auch wohl ihr Verlangen, von ihren Landesleuten als geschickte Jäger gelobt zu werden, mit beitragen.

diesem Sommer den Kupfergubben Fluß reich
reichen könnten; er hielt es daher für rathamer,
den Winter mit einigen von den jetzt betaus befin-
lichen Indianern zuzubringen. Wir könnten übrigens
gewiß hoffen, daß wir diesen Fluß im folgenden
Jahre (1771) bei guter Zeit erreichen würden. Da
ich es mir nicht anmaßen konnte, ihm zu widerstehen,
so ließ ich mir seinen Vorschlag gefallen, und
nun gingen wir mit den übrigen Indianern weiter
nach Westen. In einigen Tagen kamen noch viele
andre aus verschiedenen Gegenden zu uns, so daß wir
am 30sten Jul. zusammen über siebzig Zelte ausmachten,
welche nicht weniger als sechshundert Personen em-
hielten. In der That hatte unser Lager des Abends
das Ansehen einer kleinen Stadt; und Morgens,
wenn wir wieder Aufstalten zum Aufbruche trafen,
sahen der ganze Boden in einem großen Raume
rings umher von Männern, Frauen, Kindern und
Hunden zu leben. Obgleich das gänzlich unfruchtbare
Land weiter keine Vegetation hatte, als Witsch-
a-Kapuka *) und Moos, so gab es hier doch Noth-
wild in solcher Menge, daß die Indianer nicht nur
genug für unsre zahlreiche Gesellschaft, sondern Of-
ters auch verschiedene bloß wegen der Haare, des
Markes u. s. w. schossen, das Fleisch aber verwe-
sen, oder von Wölfen, Füchsen und andern Raub-
thieren fressen ließen.

Auf diesem Wege nach Westen kamen wir zu
verschiedenen Flüssen, die zwar klein und unbedeu-
tend, aber so tief waren, daß wir nicht hindurch-
waten konnten; besonders verhielt es sich so mit dem

*) Diese Pflanze wächst in den Gegenden der Hudsons;
davon sehr häufig, und einen Aufgüß davon the trinken
die Europäer als Thee. N. d. V. Man s. die Note
oben S. 19.

Du hast: (Doo-baini) Flüsse*). Nur bei solchen Gelegenheiten bedienten wir uns unfes Kanots, welches zwar von der gewöhnlichen Größe war, aber nur zwei Personen tragen konnte. Von diesen liegt die eine immer der vollen Länge nach ausgestreckt, damit das Kanot nicht oben zu schwer werden soll; und die andre sitzt auf den Fersen, und rudert. Diese Methode über Flüsse zu setzen, ist zwar langweilig, aber die bequemste, welche die armen Eingebornen jener Gegenden anwenden können. Sie müssen niemals ihre Kanots zuweilen hundert und fünfzig bis zweihundert Meilen weit tragen, ohne daß sie Gelegenheit bekommen, Gebrauch davon zu machen. Mitunter können sie aber nicht ohne ein Kanot fertig werden; und wäre dies nun nicht so klein und leicht, so könnte Ein Mann es unmöglich tragen, was sie doch öfters thun müssen, und nicht nur die schon erwähnte Strecke, sondern sogar den ganzen Sommer hindurch.

Der Mensch, den ich angenommen hatte, daß er mein Kanot tragen sollte, war zu diesem Dienste nicht stark genug; daher mußte ein Andern von meiner Mannschaft seine Last mit ihm vertauschen, welche dem Beide vollkommen zufrieden schienen. Da wir überdies nur kurze Tagesreisen machten und Nothwild in großem Ueberflusse hatten, so ging Alles recht gemächlich.

Bis zum 8ten August ereignete sich nichts Merkwürdiges; doch an diesem Tage waren wir nahe daran, den Quadranten und unser sämmtliches Puls

Dieser Fluß, und alle andern, über welche ich auf diesem Theile meiner Reise kam, fließen nach Osten und Nord-Osten. Sie sowohl als die Seen haben vollkommen süßes Wasser, und es halten sich Fische darin auf, von denen man weiß, daß sie niemals salziges Wasser besuchen.

ver zu verlieren, und zwar durch folgenden Umstand:
 Der Mensch, dem ich wegen seiner Schwäche das
 Kanot abnehmen mußte, hatte nach dem Tausche
 weiter nichts zu tragen, als mein Pulver und seine
 eigenen Kleinigkeiten, die in der That so unbeträch-
 lich waren, daß sie wohl nicht einmal so viel wogen,
 als der Tornister eines Soldaten. Da ich nun auch
 gern ein wenig Jagdvergnügen haben wollte, und wohl
 wußte, daß seine Last viel leichter war, als die mei-
 nige, so gab ich ihm den Quadranten und dessen Ge-
 stell zu tragen. Er nahm auch beides ohne Wider-
 kfen oder anscheinenden Widerwillen an. Sobald
 ich mich für jetzt eines schweren und lästigen Theils
 von meiner Last entledigt hatte, machte ich mich
 früh Morgens mit einigen Indianern auf. Als wir
 ungefähr acht oder neun (Engl.) Meilen gegangen
 waren, sah ich von dem Gipfel eines hohen Hügel:
 eine große Menge Rothwild in einem benachbarten
 Thale weiden. Nun legten wir unsere Lasten nieder
 und steckten eine Flagge auf, zum Zeichen, daß die
 Uebrigen daselbst ihre Zelte für die Nacht aufschla-
 gen sollten. Dann gingen wir an zu jagen, und wa-
 ren dabei sehr glücklich. Abends, als wir zu dem
 Hügel zurückkehrten, wo wir unser Gepäck gelassen
 hatten, fand ich, daß nur ein Theil der Indianer
 angekommen war, und daß der Mann, dem ich mein
 Pulver und meinen Quadranten anvertrauet, mit
 einer kleinen Anzahl von Indianern welche sich diesen
 Morgen in unserer Gesellschaft befunden, einen andern
 Weg eingeschlagen hatte. Da es schon spät Abends
 war, so mußten wir bis zum folgenden Morgen war-
 ten, ehe wir ihn suchten, und da seine Spur jetzt mi-
 ten im Sommer nicht leicht aufgetrieben werden konn-
 te, so waren die südlichen Indianer und ich sehr
 unruhig. Wir fürchteten nehmlich, das Pulver wer-

loren zu haben, das uns auf dem noch übrigen Theil unsrer Reise mit Nahrung und Kleidung versorgen sollte. Das sehr ungeschickliche Betragen der nördlichen Indianer, die sich damals in unsrer Gesellschaft befanden, gab mir wenige Hoffnung, länger Beistand von ihnen zu erhalten, als ich irgend etwas hätte, wodurch ich ihre Mühe und ihre Hilfe belohnen könnte; denn während der ganzen Zeit, die ich mit ihnen beisammen gewesen war, hatte sich auch nicht Einer von ihnen erbotten, mir nur einen Mundvoll Essig zu geben, ohne etwas dagegen zu verlangen, das gemeinlich dreimal so viel werth war, als sie für eben die Artikel bekommen haben würden, wenn sie dieselben nach der, einige hundert Meilen weit entfernten Faktorei gebracht hätten.

Diese Leute waren so gedankenlos, daß sie, wo ich ihnen auch begginnen mochte, immer glaubten, ich besäße einen großen Vorrath von Waaren, mit denen ich ihren Bedürfnissen abhelfen könnte: gerade, als hätte ich das Waarenlager der Kompagnie mitgebracht. Einigen von ihnen fehlte es an Flinten; Allen an Pulver und Blei, Eisenwaaren und Taback. Viele wollten auch gern Arznei haben, und Andre quälten mich um verschiedene Kleidungsstücke. Wenn sie dann fanden, daß ich weiter nichts übrig hatte, als einige Kleinigkeiten, so sagten sie ganz unverhohlen: „ich wäre ein armer Bedienter, ganz und gar nicht, wie der Gouverneur der Faktorei, der ihnen, so oft er sie sähe, immer etwas Nützliches schenkte.“ Es ist kaum möglich, sich einen Begriff von einem Volke zu machen, dem es so sehr an gemeinem Menschenverstande fehlt, daß es sich einbilden konnte, ich hätte diese ermüdende Reise in keiner andren Absicht unternommen, als einen großen Vorrath von nützlichen und schweren Werkzeugen mit mir zu führen,

um jedem, der dergleichen bedürfte, damit aushelfen zu können. Viele von ihnen baten mich um das, was sie brauchten, eben so freimüthig, und wie es schien, mit eben der Hoffnung eines glücklichen Erfolges, als wenn sie in einer von den Faktoreien der Compagnie gewesen wären. Andre, die etwas edelmüthiger seyn wollten, boten mir Pelzwerk zu eben dem Preise an, zu dem es in der Faktorei verkauft wird; es fiel ihnen gar nicht ein, daß ich meine übermäßige Last wohl schwerlich mit Artikeln vergrößern würde, die mir in meiner gegenwärtigen Lage um nichts mehr nützen konnten, als ihnen selbst.

Dies seltsame Betragen der Indianer veranlaßte mich zu vielen sehr ernsthaften Betrachtungen, da es mir deutlich zeigte, wie wenig ich von ihnen zu erwarten hatte, wenn ich durch einen Zufall in die Noth gerieth, in Ansehung der Lebensmittel gänzlich von ihnen abzuhängen. Ich legte mich wohl zum Schlafen nieder, konnte aber kein Auge zuthun. Als ich die Nacht auf diese melancholische Art zugebracht hatte, ging ich mit den beiden südlichen Indianern aus, den Entlaufenen zu suchen. Unsere Mühe war viele Stunden hindurch vergeblich, da wir in der Richtung, die er genommen haben sollte, gar keine Spur von ihm entdecken konnten. Als den Tag beinahe ohne den mindesten Ansehn von glücklichem Erfolge verfloßen war, nahm ich mir vor, nach der Stelle hin zu gehen, wo ich dem Entlaufenen meinen Quadranten überliefert hatte, weil ich hoffte, ich würde vielleicht im Noos eine Spur von dem Wege bemerken, den er mit den Indianern genommen hätte. Auf dieser Stelle bemerkten wir, daß sie einen kleinen Fluß hinunter gegangen seyn mußten, über den sie am vorigen Morgen gekommen waren. Da fanden wir denn zu unsrer großen Freue

be den Quadranten und den Beutel mit Pulver auf einem hohen Steine liegen; aber von Menschen war nichts zu sehen. Als wir das Pulver untersuchten, zeigte sich, daß man den Beutel geöffnet und einen Theil des Inhaltes heraus genommen hatte. Obgleich unser Verlust sehr beträchtlich war, so kehrten wir doch mit leichtem Herzen zu der Stelle zurück, wo ich mich die Nacht vorher befunden hatte. Dort fand ich mein Gepäck unverletzt; aber alle Indianer waren weggegangen. Sie hatten indeß doch die Ueberlegung gehabt, durch Merkmale den von ihnen genommenen Weg zu bezeichnen.

Während der Zeit, daß wir unsre Bündel in Ordnung brachten, wurde es Abend. Da wir nun in der uns angewiesenen Richtung einen Rauch, oder vielmehr ein Feuer, sahen, so gingen wir darauf zu, und ein wenig nach 10 Uhr Abends erreichten wir den Haupttrupp der Indianer. Wir hielten eine reichliche Mahlzeit (das Erste, was wir heute aßen), und begaben uns dann zu Ruhe, deren ich wenigstens besser genoß, als in der vorigen Nacht.

Morgens am 11ten gingen wir weiter nach Westen; am 12ten aber lagen wir still. Dies gab mir Gelegenheit, daß ich den Versuch machen konnte, die Breite durch eine Beobachtung der Sonnenshöhe zu bestimmen; und ich fand, daß sie ungefähr $63^{\circ} 10'$ N. betrug. Da es um Mittag etwas wolkig wurde, obgleich das Wetter schön war, so ließ ich den Quadranten stehen, um noch durch andre Beobachtungen der Höhe die Breite genauer zu bestimmen. Aber zu meinem großen Mißvergnügen warf, als ich gerade mein Mittagessen genoß, ein plötzlicher Windstoß den Quadranten um; und da der Boden sehr steinig war, so wurde er so stark beschädigt, daß ich ihn zu nichts mehr brauchen konnte. Nach diesem Un-

Unglücke entschloß ich mich, wieder zu dem Fort zurückzukehren, ob wir gleich damals etwa in $10^{\circ} 40'$ W. L. vom Churchill-Flusse und in der schon angegebenen Breite waren.

Drittes Kapitel.

Vorfälle von der Zeit an, da mein Quadrant zerbrach, bis zu meiner Ankunft in der Faktorei.

Den Tag nach meinem Unglücke mit dem Quadranten, kamen verschiedene Indianer von Norden her zu mir. Einige von ihnen plünderten mich und meine Gefährten fast rein aus; unter andren nahmen sie mir auch meine Flinte. Ob wir gleich schon im Begriff standen, nach der Faktorei zurückzukehren, so mußten wir doch diesen Verlust sehr schmerzlich empfinden, da auch eine von den Flinten meiner Gefährten nicht ganz in Ordnung war.

Die Bösewichter gingen mit der kostbarsten Ausrüstung zu Werke. Es kamen Abgeordnete von ihnen in mein Zelt, (das, beiläufig anzumerken, bloß aus drei Stäben bestand, über welche eine Decke gehängt war). Der Anführer setzte sich mir gegenüber. Zuerst baten sie mich, ihnen nicht Skiamogant *) zu leihen, daß sie sich eine kleine Last

*) Dies ist ein kleiner Beutel, der Stahl, Feuerstein, eine Pfeife, Taback und faules Holz zum Brand enthält. Einige von diesen Beuteln haben man in der Thorsedegant nennen, da sie reichlich mit Glasperlen, Stöcken von Stachelschnecken, Robbendaaren u. s. w. besetzt sind.

stopfen könnten. Nachdem sie zwei oder drei Pfeifen geraucht hatten, fragten sie nach mehreren Artikeln, die ich nicht hatte, unter andern auch nach Spielkarten. Als ich ihnen zur Antwort gab: ich hätte keinen von den Artikeln, die sie forderten; legte einer von ihnen seine Hand auf meinen Mantelsack, und fragte, ob er mir gehörte. Ehe ich noch Ja antworten konnte, hatten er und seine Gefährten (ihrer Sechs) alle meine Reichthümer auf den Boden ausgebreitet. Der Eine nahm dies, der Andre das, bis zuletzt weiter nichts übrig blieb, als der leere Sack, den sie mir denn zu behalten erlaubten. Endlich bedachten sie doch, daß ich auf meinem Wege nach der Faktorei ein Messer zum Zerschneiden des Fleisches, eine Pfrieme zum Flickn meiner Schuhe, und eine Nadel zum Ausbessern meiner andern Kleidungsstücke brauchen würde. Sie gaben mir daher diese Sachen bereitwillig zurück, wobei sie mich indess bedeuteten, ich müßte das als eine große Günst betrachten. Da ich sie so großmüthig fand, so wagte ich es auf gut Glück, sie auch um meine Barbiermesser zu bitten. Sie meinten aber, ich würde, bis ich nach Hause käme, wohl an Einem genug haben, und behielten ohne Bedenken das andre; doch wählten sie glücklicher Weise das schlechteste. Um nur recht großmüthig zu seyn, erlaubten sie mir auch, so viele Seife zu nehmen, als ich zum Waschen und Barbieren bis zu meiner Rückkehr nach der Faktorei für nöthig hielt.

Mit dem Wandern der südlichen Indianer waren sie behutsamer; da diese einen Krieg zwischen beiden Völkern veranlassen konnten, wenn sie Sie werden wegen der netten Arbeit, welche immer die Weiber machen, von den meisten Euroväern mit vielem Rechte sehr geschätzt.

ihren Landsteuten erzählten, daß man Gewaltthätigkeiten an ihnen verübt hätte. Von den Engländern brauchten sie freilich so etwas nicht zu befürchten. Uebrigens waren die Nord-Indianer listig genug, meinen südlichen Hauswächtern Alles abzuschwätzen, was sie besaßen, so daß diese, ehe wir uns von ihnen trennten, eben so wenig mehr hatten, wie ich selbst, ausgenommen ihre Flinten, einige Ammunition, eine alte Art, einen Eismeißel und eine Felle zum Schärfen dieser Instrumente.

Es kann vielleicht befremden, daß mein Begleiter, der selbst ein nördlicher Indianer war, seinen Landsteuten erlaubte, an Personen, die unter seinem Schutze standen, solche Räubereien zu verüben; er hätte aber bei seiner Völkerschaft kein Ansehen, und konnte uns nicht beschützen, sondern mußte sich vielmehr beinahe einer ähnlichen Behandlung unterwerfen. Er wollte bei dieser Gelegenheit gern das Ansehen der Großmuth haben, doch eigentlich gab er mit gutem Willen weg, was er nicht behaupten konnte.

Früh am 19ten trat ich meine Rückreise an, und zwar in Gesellschaft mehrerer nördlichen Indianer, welche mit Pelzwerk und andren Waaren zum Handel nach der Faktorei gehen wollten. Diesen Morgen gab mir der Indianer, der welche Flinte genommen hatte, sie wieder; er konnte sie heimlich nicht brauchen, da er weder Pulver noch Blei hatte. Das Wetter war eine Zeit hindurch schön; auch gab es Wild in Ueberfluß. Da nun überdies die erwähnten Räuber meine Last sehr beträchtlich erleichtert und mir fast nichts als den Quadranten, die Bücher u. gelassen hatten, so war dieser Theil meiner Reise in der That gemächlich und angenehm. Wir begegneten unterwegs sehr oft andren Indianern. Viele von

diesen vereinigten sich mit uns, weil auch sie Pelzwerke und andre Handelswaaren hatten.

Da die Felle des Rothwildes jetzt gerade so beschaffen waren, wie sie zur Kleidung tauglich sind, so mußten wir so viele zu bekommen suchen, als wir zu einem warmen Winteranzuge brauchten. Eine erwachsene Person hat, je nachdem sie kleiner oder größer ist, die besten Stücke von acht bis elf solchen Fellen nöthig; man kann also leicht denken, daß ich nun wieder eine sehr beträchtliche Last aufladen mußte, die sich indeß noch ziemlich bequem tragen ließ. Aber unglücklicher Weise half es mir nichts, daß ich sie einige Wochen lang trug. Da wir in unsrer eigentlichen Gesellschaft keine Weiber hatten, so konnte uns niemand die Felle in Stand setzen; und die übrigen Indianer waren so ungefällig, daß sie dieselben weder für andre, schon fertige von geringerm Werthe eintauschen wollten, noch ihren Weibern erlaubten, sie für uns zu bereiten. Zwar sagten sie zu ihrer Entschuldigung: ihre Weiber hätten immer für sie und ihre Familien zu thun; aber das war ungegründet. Eigentlich rührte ihre Ungefälligkeit davon her, daß sie nur allzu wohl wußten, in welchen dürftigen Umständen ich mich befand, und daß ich gar nichts hatte, womit ich sie für ihre Mühe belohnen konnte. Nein, ich habe nie Menschen angetroffen, die so wenig Humanität, und so wenig Theilnahme bei der Noth ihrer Mitgeschöpfe geäußert hätten! Zwar scheinen sie große Liebe zu ihren Weibern und Kindern zu haben; doch über das Unglück jeder andren Person, die nicht nahe mit ihnen verwandt ist, lachen und spotten sie nur.

Dieses Betragen der Indianer machte unsre Lage sehr unangenehm; denn der Herbst rückte heran, und die Kälte wurde uns, weil wir keine gehörigen

Kleider hatten, sehr empfindlich. Auch von der unfreundlichen Bitterung litten wir sehr, weil es uns an einem Zelte fehlte. Mein Begleiter war von allen diesen Unannehmlichkeiten frei, da er sich einen vollständigen, warmen Anzug verschafft hatte; auch besaß er, da eins von seinen Weibern schon lange vorher zu uns gekommen war, ein Zelt und alles Andere, dessen er, bei seiner Art zu leben, bedurfte. Mir uns bekümmerte er sich aber nicht im Mindesten, sondern hatte sich schon einige Zeit vorher gänzlich von unsrer Gesellschaft getrennt. Zwar trug er noch den größten Theil unsres ganzen Ueberrestes von Pulver und Blei; aber nie half er uns Lebensmittel anschaffen. Indes, da es Nothwild in Ueberfluß gab; so war mir seine Nachlässigkeit in diesem Stücke ziemlich gleichgültig. Uebrigens wurde unsre Lage noch dadurch verschlimmert, daß die meisten der nördlichen Indianer, die sich in unsrer Gesellschaft befunden hatten, jetzt schon voran gegangen waren, weil wir ihnen aus Mangel an Schneeschuhen nicht nachkommen konnten.

Am 20sten September, Abends, kam von Westen her ein berühmter Anführer, Namens Mato nabbi, zu uns: eben der, dessen in meiner Instruktion erwähnt wird. Auch er wollte mit seinem Gefolge, oder seinem Trupp, Pelzwerk und andre Handelswaaren nach dem Prinz von Wallis-Fort bringen. In seiner Jugend hatte er sich mehrere Jahre in diesem Fort aufgehalten, und konnte sich nicht allein in der Sprache der südlichen Indianer vollkommen ausdrücken, sondern wußte durch häufigen Umgang mit den Bedienten der Compagnie auch etwas Englisch. Er war es, der die neuesten Nachrichten von dem Kupfergruben-Flusse gegeben, und dadurch die von mir unternommene Reise veranlaßt hatte.

Dieser Fremde verpflichtete mich sehr durch seine Dienstfertigkeit. Sobald er unsre Noth erfuhr, lieſer unsre Felle für meine ſüdlichen Indianer bereiten, und verſah mich ſelbſt mit einem guten, warmen Kleide von Secotter- und andren Fellen. Schneefchuhe konnte er uns nicht verſchaffen, da wir uns jetzt in der holzleeren Gegend befanden; aber er wies uns zu einem kleinen Fluſſe hin, bei dem etwas Holz wuchs. Dies, ſagte er, wäre freilich nicht das beſte; indeß könnten wir uns doch zum einſtweiligen Gebrauche Schneefchuhe und Schlitten daraus verfertigen, die uns auf unſrer noch übrigen Reiſe ſehr zu Staaten kommen würden. Wir brachten verſchiedne Nächte in Matonabbi's Geſellſchaft zu. Da Lebensmittel in Ueberfluß vorhanden waren, ſo gab er mir einen großen Schmaus in der Manier der ſüdlichen Indianer, wobei ſtark und gut geſeſſen, nachher aber geſungen und getanzt wurde. Bei dieſer Beluſtigung ſpielten meine Hauswächter-Indianer eine beträchtliche Rolle, da ſie Beide unter ihrem Stamme ausgeſehene Leute, und Matonabbi'n ſehr wohl bekannt waren. Von den übrigen nördlichen Indianern wurden ſie freilich nicht geachtet; und das iſt denn in der That nicht zu verwundern, wenn man daran denkt, daß bei den Nordamerikanischen wilben Völkern der Werth eines Mannes immer nach ſeiner Geſchicklichkeit im Jagen beurtheilt wird. Da nun meine beiden ſüdlichen Indianer von dieſer keine ſonderliche Proben zeigten, ſo achteten die nördlichen ſie um nichts mehr, als ihre eigenen Landleute von gleich mittelmäßigen Talenten *).

*) Die Nordamerikanischen Wilben ſchätzen den Menſchen nur nach ſeiner Geſchicklichkeit und Thätigkeit in Geſchäften, die für ſie wichtig ſind; und darin ſind ſie klüger,

Matonabbi fragte mich bei einer Unterredung sehr ernstlich: ob ich noch eine andre Reise zur Entdeckung des Kupfergruben-Flusses unternehmen wollte. Als ich ihm antwortete: allerdings, sobald ich nur bessere Wegweiser bekommen könnte, als ich bisher gehabt hätte; sagte er mir: er wäre sehr gern zu diesem Dienste bereit, wenn der Gouverneur des Fort ihn dazu bräuchen wollte. Ich versicherte ihm, man würde sein Anerbieten mit Vergnügen annehmen; und da ich schon alle die Mühseligkeiten erfahren hätte, die mir bei einem künftigen Versuche bevorständen, so wäre ich entschlossen, die Entdeckung, selbst mit Gefahr meines Lebens, zu machen. Matonabbi erwiederte hierauf: nach allem, was er von seinen Landsleuten, den südlichen Indianern, und mir selbst gehört hätte, würde ich wahrscheinlich auf der ganzen Reise nicht so viele Mühseligkeiten zu erdulden haben, als ich bisher schon auf dem dritten Theile des Weges erduldet hätte.

Unser ganzes Unglück schrieb er dem üblen Benehmen unsrer Wegweiser zu, und außerdem dem Umstande, daß wir, dem Willen des Gouverneurs gemäß, keine Weiber mitgenommen hatten. Das, sagte er, hat hauptsächlich euren Mangel verursacht; denn, wenn alle Männer schwer beladen sind, so können sie weder weit genug auf die Jagd ausgehen, noch schnell genug reisen. Und haben sie ja einmal im Jagen Glück: — wer soll das Geschlossene fortbringen? Die Weiber sind zur Arbeit geschaffen; Eine von ihnen kann eben so viel tragen oder ziehen, wie zwei Männer. Sie schlagen auch unsre Zelte auf, machen unsre Kleider, bessern sie aus, und hal-

als die meisten Europäer, von denen sehr oft auch reiche Müßiggänger und ähnliche schwache Leute, wenigstens äußerlich, geehrt werden.

ten uns des Nachts warm. Kurz, in unfrem Lande kann man sie bei einer langen oder weiten Reise schlechterdings nicht entbehren. Sie thun Alles, und kosten doch nur wenig; denn da sie immer kochen müssen, so können sie sich in kümmerlichen Zeiten allenfalls damit sättigen, daß sie sich die Finger ablecken.“ So seltsam Matonabbi's Aeußerungen dem Leser scheinen mögen, so sind sie doch eine treue Schilderung von dem Zustande der Weiber in diesem Lande *). Wenigstens scheint es so, als ob sie nicht viel kosteten; da sie aber immer die Lebensmittel zu tragen haben, so ist es mehr als bloß wahrscheinlich, daß sie sich in Abwesenheit ihrer Männer schadlos holten.

Am 23sten, früh Morgens, ging ich mit meinen beiden Gefährten und zwei oder drei nördlichen Indianern nach Osten. Matonabbi setzte mit seiner Mannschaft den Weg nach der Faktorei fort; doch versprach er mir, so langsam zu reisen, daß wir ihn wieder eirholen könnten. In zwei Tagen kamen wir an den Ort, wohin er uns gewiesen hatte. Wir gingen sogleich an, uns Schneeschuhe und Schlitten zu verfertigen; aber ungeachtet des angestrengtesten Fleißes konnten wir sie doch nicht eher als in vier Tagen fertig bekommen. Am 1sten November setzten wir endlich unsre Reise nach der Faktorei wieder fort; und am 6ten kamen wir zu Matonabbi und sei-

*) Nicht nur bei den Nord-Amerikanischen Wilden, sondern bei allen noch ganz unkultivirten Völkern werden die Weiber fast nur als bloße Lastthiere angesehen und behandelt. Mit der fortschreitenden Bildung der Nationen; verbessert sich auch die Lage der Weiber. Diese können aber, wenn die Achtung für sie am Ende übertrieben wird, ganze Reiche zerrütten, wovon uns die neu-zeits Geschichte Beispiele gegeben hat. Die Achtung für sie sollte also, wie die Verfeinerung ganzer Nationen, in gewissen Grängen bleiben. S.

nen Leuten. Wir blieben mehrere Tage in seiner Gesellschaft; und immer fand ich, daß er der gefälligste, freundlichste und verständigste unter allen Indianern war, die ich jemals gesehen hatte. Für einen Indianer wußte er auch sehr viel, und stand daher in allgemeiner Achtung.

Einige Zeit lang hatten wir noch Nothwild in ziemlichem Ueberfluß. Aber, als ich Matonabbi'n etwas Pulver und Blei zu seinem eignen Gebrauche geben wollte, fand ich zu meinem Erstaunen, daß mein Begleiter Konne = e = que se sehr viel verschwendet oder auch veruntreuet hatte. Es waren nur noch zehn Kugeln und etwa drei Pfund Pulver übrig; so daß wir uns, lange vor unster Ankunft in dem Fort, genöthigt sahen, einen Eismeißel in viereckige Stücke zu zerhacken und dadurch den Mangel an Kugeln zu ersetzen. Es ist indeß gefährlich, Stückchen Eisen aus solchen schwachen Läuften, wie zum Handel nach der Hudsons-Bay gebracht werden, abzuschleßen. Diese Läufe sind leicht, folglich für Engländer und Indianer auf langen Reisen sehr bequem, auch stark genug für Schrot oder bleierne Kugeln, aber nicht für solche Ladungen, wie die erwähnte. Starke Vogelflinten würden übrigens für das mühsame Jagen in jenem Lande zu schwer seyn, und auch, da sie viel weitere Läufe haben, doppelt so viel Pulver und Blei erfordern; was denn, für die Indianer wenigstens, ein sehr bedeutender Umstand wäre.

Ich blieb bis zum 20sten in Matonabbi's Gesellschaft. Das Nothwild fing jetzt an so selten zu werden, daß wir kaum eine frische Spur davon zu sehen bekamen. Da wir nur noch einige Tagereisen bis zum Fort hatten, so rieth mir Matonabbi, meinen Weg mit aller nur möglichen Eil fortzu-

setzen, während daß er und seine Gefährten gemächlich nachfolgen wollten. Dem gemäß machte ich mich am 21sten mit einem südlichen und drei nördlichen Indianern auf. Diese Nacht blieben wir an der Südseite des Eier-Flusses (Egg-River); aber am folgenden Morgen, schon lange vor Tagesanbruch, kamen so heftige Windstöße mit Schnee, daß wir schlechterdings kein Feuer anzünden konnten. Es war keine gute Waldung in der Nähe, die uns hätte Schutz geben können; deshalb beschlossen wir, unsren Weg fortzusetzen, besonders da wir den Wind im Rücken hatten. Obgleich die Bitterung unten sehr übel war, so konnten wir doch öfters den Mond, bisweilen auch Sterne, sehen, und uns bei unsren Wege darnach richten. So gingen wir den ganzen Tag fort; und erst nach zehn Uhr Abends kamen wir zu einem kleinen Gebüsch. Das war unser
 Zwar mußten wir bei mehreren Stellen mit Strauchholz vorbei gekommen seyn, das uns einigen Schutz hätte geben können; aber der Wind blies so stark, und jagte so außerordentlich dicken Schnee vor sich her, daß wir den ganzen Tag über nicht zehn Schritte weit vor uns sehen konnten. Zwischen 7 und 8 Uhr Abends war mein Hund, ein sehr schätzbares Thier, todt gefroren, so daß ich mich genöthigt sah, seinen (ganz und gar nicht leichten) Schlitten zu ziehen. Zwischen 9 und 10 Uhr kamen wir zu einem kleinen Regen- oder Winterstrom (creek), und, als wir ungefähr drei Viertelmeile längs ihm hin gegangen waren, zu einem großen Gebüsch von hohen Weiden und zwei oder drei Partieen von alten Zeltstäben. Da wir große Ermüdung fühlten, so beschlossen wir, diese Nacht nicht weiter zu gehen, und trafen sogleich Anstalten, uns so gut, als die Lage des Ortes und unsre Materialien es erlaubten, ge-

gen die Bitterung zu beschützen. Unfre Arbeit bestand bloß darin, daß wir ein Loch in den Schnee gruben und einige Hirschfelle vor dem Winde befestigten. Als dies geschehen war, versahen uns die alten Zeltstangen hinlänglich mit Brennholz. Daum hatten wir unfre Arbeit vollendet, so legte sich der Sturm; wir sahen den Mond und auch ein sehr glänzendes Nordlicht, so daß wir uns wahrscheinlich auf morgen recht gute Bitterung versprechen konnten. Nach einer reichlichen Mahlzeit von Wildbret, dessen wir bis zu unfrer Ankunft im Fort noch genug hatten, legten wir uns nieder und schliefen ein wenig. Am folgenden Tage, der sehr schön und hell, obgleich außerordentlich scharf war, setzten wir unfre Reise früh Morgens fort, und Abends hielten wir auf der Südost-Seite des Robben-Flusses an. Wir würden eine viel längere Tagereise gemacht haben, wenn uns nicht bald nach dem Ausbruche eine Reihe unordentlicher Felsen aufgehalten hätte, die wir ohne einen großen Umweg nicht vermeiden konnten. Es war ein großes Glück, daß wir am vorigen Abend nicht noch zwei oder drei Englische Meilen mehr gemacht hatten. Wären wir bei Nacht in diese gefährliche Gegend gekommen, so hätten wir uns nothwendig verirren, oder wohl gar den Tod finden müssen; denn selbst bei hellem Tage, und bei aller nur möglichen Vorsicht, konnten wir nur schwer mit gefunden Gliedern wieder herauskommen. Bei Nacht wäre das in der That fast unmöglich gewesen.

Am 25ten, Nachmittags, kamen wir, nach einer Abwesenheit von 8 Monathen und 22 Tagen, wieder in dem Prinz von Wallis-Fort an.

Viertes Kapitel.

Vorfälle während meines Aufenthaltes im Fort, und Antritt meiner dritten Reise, bis zur Ankunft bei dem Cloweh, wo im May 1771 Kanots gebauet wurden.

Nach meiner Ankunft im Fort zeigte ich dem Gouverneur an, daß Matonabbi so nahe wäre; und am 28sten November kam dieser selbst. Ob ich gleich bei meinen zwei ersten unglücklichen Versuchen so viele Mühseligkeiten zu ertragen gehabt hatte, so ließ ich mich dennoch zu dem dritten nicht erst aufordern, sondern erbot mich dazu von freien Stücken. Man gab mir auch keine abschlägige Antwort; da man sich nunmehr auf meine Geschicklichkeit und auf meinen Muth bei Schwierigkeiten wohl verlassen konnte.

Ich nahm Matonabbi'n zu meinem Wegweiser an. Er setzte mir mit einer Geläufigkeit und Präcision, die man bei den Indianern eben nicht oft findet, die Ursachen aus einander, weshalb ich bei meinen ersten beiden Versuchen so unglücklich gewesen wäre. Zugleich gab er den Plan an, den er befolgen wollte. Dieser Plan machte seinem Scharfsinn, seiner Beurtheilungskraft, große Ehre, und zeigte, daß er ein Mann von vielem Beobachtungsgeiste war, der auf Ort und Jahreszeit Rücksicht zu nehmen wußte, und Alles überdachte, was eine Reise in dieser öden Weltgegend erleichtern oder erschweren konnte.

Ich machte nun sogleich Anstalten zu meiner Abreise. Der Gouverneur Herr Norton war aber durch den Handel mit einem großen Trupp Indianer so sehr beschäftigt, daß er mir meine Verhaltungsbefehle nicht eher als am 1sten December geben konnte. Hierbei darf ich wohl erwähnen, daß er mir wieder einige von den Hauswächter-Indianern, seine Anverwandten *), aufdringen wollte, und zwar bloß in der Absicht, daß es dann heißen möchte, sie hätten auf meiner Reise Sorge für mich getragen. Ich hatte aber diese Leute bei meinen früheren Versuchen so wenig nützlich gefunden, daß ich mich schlechterdings weigerte, einige von ihnen mitzunehmen. Dadurch fand sich denn Herr Norton so sehr

*) Herr Norton war ein Indianer, und im Prinz von Wallis's Fort geboren. Er hatte sich neun Jahre in England aufgehalten und, in Betracht der geringen Summe, welche auf seine Erziehung verwendet worden war, sich recht gute Kenntnisse erworben. Als er wieder nach der Hudson's Bay zurückkam, fiel er bald in alle die abscheulichen Laster seiner Landsleute. Er hielt sich fünf bis sechs der schönsten Indianischen Mädchen, die er nur finden konnte. Ungeachtet seines eignen Hanges zu dem weiblichen Geschlechte, that er doch Alles, was nur in seinen Kräften stand, um zu verhüten, daß kein Europäer Umgang mit Indianerinnen hätte. Für sein Vaterland und seine Freunde war er so partheiisch, daß er einen ihrer Lieblingshunde mit mehr Achtung behandelte, als seinen ersten Officianten. Unter seinen elenden, unweisen Landsleuten galt er für einen Arieneilverständigen, und immer trug er eine Schachtel mit Gift bei sich, um denen, die ihm ihre Weiber oder Töchter abschlugen, eine Dosis beibringen zu können. Bei allen diesen üblen Eigenschaften, gab er sich die größte Mühe, An den Tugend, Moralität und Enthaltbarkeit einzuschärfen. Er schilderte die Eifersucht und Nachgierde der Indianer mit den schwarzesten Farben, so oft ein Versuch gemacht worden war, die Keuschheit ihrer Weiber oder Töchter zu verletzen. Ein Mann von fest gegründeter Tugend hätte vielleicht mit solchen Predigten etwas bewirkt; aber aus dem Munde eines Mannes, der ganz offenbar alle göttlichen und menschlichen Gesetze verachtete, wurden sie immer nur mit Unwillen gehört. — Seine Zimmer waren nicht bloß bequem, sondern auch elegant, und beständig voll

beleidigt, daß er es mir nie vergab, und nach meiner Rückkehr alles, was er nur konnte, that, mir das Leben zu verbittern. Indes muß ich zu seiner Ehre sagen, daß er unter seiner Privat-Feindschaft das allgemeine Beste nicht leiden ließ; denn ich wurde mit Pulver und Blei und mit allen andren Artikeln versehen, von denen Matonabbi glaubte, daß wir sie brauchen könnten. Auch bekam ich wieder einen kleinen Vorrath von leichten Handelswaaren zu Geschenken für die weit entfernten Indianer.

Als ich endlich am 7ten December meine Instruktion (die nichts Neues enthielt, sondern sich nur auf die frühere bezog) bekommen hatte, trat ich meine dritte Reise an, und hatte, für diese Jahreszeit, einige Tage ziemlich mildes Wetter. Eins von Matonabbi's Weibern war krank; wir mußten daher so langsam reisen, daß wir erst am 13ten zu dem Robben-Flusse kamen. Jetzt verließen uns zwei Männer mit ihren Weibern; ihre Lasten wurden nur unter meine übrigen Leute vertheilt, und erschwerten

seiner Lieblings-Indianer. Des Nachts verschloß er die Thüren, und legte die Schlüssel unter sein Kopfküssen; daher war denn Morgens sein Speisesaal, weil es an gewissen Nothwendigkeiten gefehlt hatte, gemeinlich noch ärger als ein Schweinefall. — Mit den Jahren nahm seine Eifersucht zu, und wirklich vergiftete er zweie von seinen Weibern, weil er glaubte, daß sie mehr Neigung zu andren, jüngeren, Mannspersonen hätten. Er war ein sehr bekannter Contrebandier; doch, ob er gleich den Schiffs-Kapitainen viele Tausende zuwendete, so steckte er doch selten einen Schilling in seine eigne Tasche. — Er starb den 29sten December 1773 an einer Entzündung der Eingeweide. Bei aller seiner Marter blieb er doch bis an sein Ende eifersüchtig. Noch einige Minuten vor seinem Tode, sah er von ungewiß, daß ein Offizier eins von seinen Weibern, das an Feuer stand, bei der Hand faßte. Er brüllte, so laut er in seinen Umständen nur konnte: „hol Euch der Teufel! Bleib ich leben, so schlag' ich Euch das Gehirn ein!“ Wenige Minuten nach dieser schönen Apostrophe starb er unter dem entsetzlichsten Todeskampfe, den man sich nur denken kann. A. d. V.

diesen ihre Arbeit sehr beträchtlich, besonders da Matonabi's Frau so krank war, daß sie in einem Schlitten gezogen werden mußte.

Weil wir nur wenig Noth- und andre Wild fanden, und nicht wußten, wie lange es noch dauern könnte, ehe wir mehr anträfen, so machten meine Indianer täglich einen so weiten Weg, als ihre Lasten und andre Umstände es ihnen erlaubten. Am 16ten kamen wir zu dem Eier-Flusse, wo Matonabi und meine übrigen Leute auf ihrer Reise nach dem Fort einige Lebensmittel und andre Bedürfnisse so gut versteckt hatten, daß sie nicht von wilden Thieren gefunden werden konnten. Aber zu ihrem großen Mißvergnügen fanden sie, daß einige von ihren Landsleuten, mit denen der Gouverneur zuerst gehandelt und die er nachher entlassen, ihnen alle ihre Lebensmittel und auch einige ihrer nützlichsten Werkzeuge gestohlen hatten. Dieser Verlust war sehr empfindlich, da es an allen Arten von Wildgänzlich fehlte, und da die Indianer mit dem Hafermehl und andren in dem Fort ihnen gegebenen Lebensmitteln nicht so ökonomisch umgegangen waren, als sie wahrscheinlich gethan haben würden, wenn sie sich nicht fest darauf verlassen hätten, an diesem Orte einen Vorrath zu finden. Meine Gefährten ertrugen indeß diesen Verlust mit der größten Standhaftigkeit, und ich hörte auch nicht einen Einzigen von ihnen nur im Mindesten mit Rache an den Thätern drohen. Der Vorfall that weiter keine Wirkung, als daß wir unsren Marsch so viel als möglich beschleunigten, und einige Zeit lang jedesmal vom Morgen bis zum Abend gingen. Da aber die Tage kurz, unsre Schlitten schwer, und der Weg zum Theil sehr übel war, so machten wir selten über sechzehn bis achtzehn (Engl.) Meilen, und an manchen Tagen nicht einmal so viel.

Am 18ten gingen wir N. Westlich, einen kleinen Bach (creek) hinauf, der sich in den Eier-Fluß ergießt, und sahen Spuren von vielem Rothwild, das wenige Tage vorher durch diese Gegend gekommen war. Eine frische Spur zeigte sich freilich nirgends; indeß hatten einige Indianer, die ganz neuerlich hier durch gereist waren, mehr geschossen, als sie brauchten, und so fanden wir denn an ihrem Lagerplatze mehrere Stücke gutes Fleisch. Zwar reichte das nur zu Einer guten Mahlzeit hin; doch war es uns sehr willkommen, da wir schon seit vielen Tagen so großen Mangel gehabt hatten.

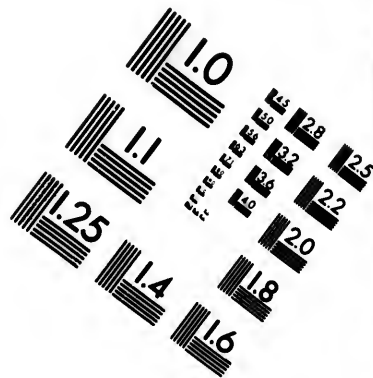
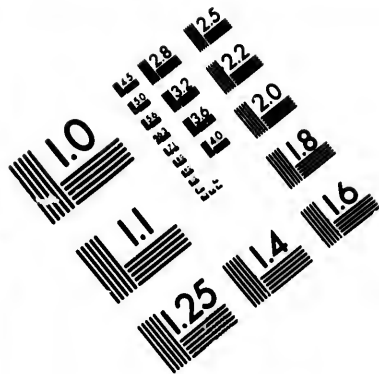
Am 19ten gingen wir weiter nach Nordwesten über eine gänzlich holzleere Gegend, und hatten bis zum 27ten fast gar nichts zu essen. Zwar kamen wir schon den 26sten an etwas Holzjung, und sahen einige Hirsche, von denen meine Indianer einen schossen; wir lagen aber so weit von der Stelle, wo dies geschah, daß es bis zum folgenden Tage wahrte, ehe das Fleisch zu den Zelten gebracht werden konnte. Die Indianer schlugen mir vor, einen Tag hier zu bleiben, und zwar unter dem Vorwande, daß sie ihre Schlitten und Schneeschuhe ausbessern wollten; doch daran wurde, als ich einwilligte, wenig gedacht: es lag ihnen am Essen, womit sie denn auch den ganzen Tag über nicht aufhörten. Wir hatten seit vielen Tagen großen Mangel gelitten, und seit den drei letzten weiter nichts genossen, als eine Pfeife Taback und einen Trunk Schneewasser. Da wir nun über dies täglich vom Morgen bis zum Abend gingen und Alle schwer beladen waren, so mußte es uns wohl natürlicher Weise zuletzt an Kräften fehlen. Nie habe ich das Weihnachtsfest so traurig veriebt; und wenn ich daran dachte, welchen Ueberfluß und welche köstliche Speisen man jetzt anderswo hätte, so konnte ich nicht

nicht umhin, mich wieder nach Europa, allenfalls nur zu den Ueberbleibseln von dem Tische irgend eines Bekannten, hin zu wünschen. Meine Indianer blieben indeß guten Muthes; und da wir nun fast ganz über die holzlose Gegend weg waren, auch einige frische Spuren von Rothwild bemerkten, so hofften sie schon, das Schlimmste wäre für diesen Winter überstanden, und wir würden nun bald Wild von mancherlei Art in Ueberfluß haben.

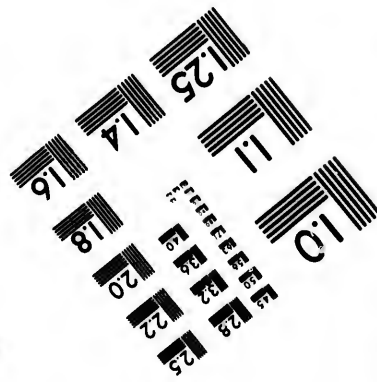
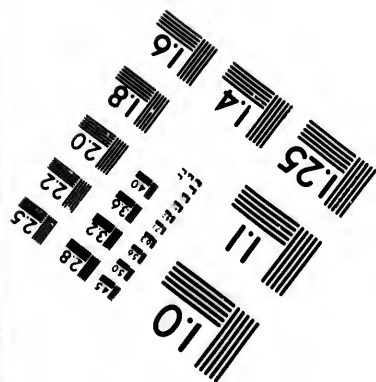
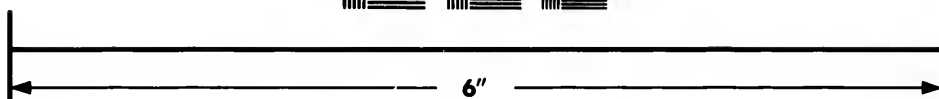
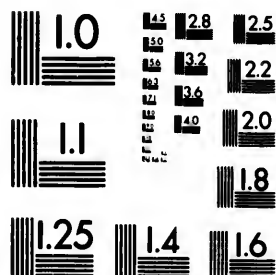
Am 28sten setzten wir unsre Reise nach Westen fort, und kamen durch dicke, aber niedrige Holzungen. Diese bestanden hauptsächlich aus übel gewachsenen, verkrüppelten Fichten und kleinen zwergartigen Wachholdern; zwischen denen hier und da, besonders an Teichen und Sümpfen, kleine Weidenbüsche wuchsen. Zwischen den Felsen und an den Seiten der Hügel standen übrigens auch einige kleine Nappeln.

Am 30sten kamen wir an die Ostseite des Insel Sees. Hier schossen die Indianer zwei große Hirschböcke; aber ihr Fleisch konnte, da die Brunnzeit eben erst vorüber war, nur von Leuten genossen werden, die gar nichts Andres hatten. Abends wurde Matonabbi sehr krank; und, nach allen Symptomen, rührte das von der ungeheuren Menge Fleisch her, die er am 27sten gegessen hatte: denn seitdem war ihm immer nicht recht wohl gewesen. Solche Unpäßlichkeiten sind bei den Indianern etwas sehr Gewöhnliches, wenn sie in einer einzigen Mahlzeit so viel verzehrt haben, daß sechs Menschen von mäßigem Appetit daran genug hätten; aber keiner von ihnen will zugeben, daß ihr übles Befinden davon herrühre. Sie sagen: das geringste Thier wisse ja, wenn sein Hunger gestillt sey, und höre dann auf zu fressen. Dies ist aber eine ganz falsche Behauptung;





**IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)**



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

18 20 22 25
28 32 36

011

den ihnen und allen südlichen Indianern ist sehr wohl bekannt, daß der schwarze Bär, der sich doch wegen seiner Größe und seines wohlschmeckenden Fleisches mit Fug und Recht zu den ansehnlichen Thieren zählen läßt, ganz und gar nicht weiß, wenn sein Hunger gestillt ist. Im Sommer, wenn die Kranichbeeren reif sind, verschlingt er nehmlich so viele auf einmal, daß er oft, und sogar täglich, eine ganze Menge unverdauet wieder von sich giebt; und gleich nachher fängt er wieder an eben so gierig zu fressen.

So gefräßig aber die nördlichen Indianer bisweilen sind, so können sie doch auch den Hunger mit einer Standhaftigkeit ertragen, „die sich,“ wie Herr Ellis einmal bei Gelegenheit der südlichen Indianer sagt, „leichter bewundern als nachahmen läßt.“ Mehr als Einmal habe ich die Indianer nach einem drei- oder viertägigen Fasten so heiter und scherzhaft gesehen, als hätten sie es sich freiwillig auferlegt. Sie fragten einander dann in den deutlichsten Ausdrücken und in der fröhlichsten Laune: ob sie nicht Lust zu einem Liebeshandel mit dem oder jenem fremden Weibe hätten. Ich muß gestehen, daß mir solche Beispiele oft sehr nützlich waren, da sie mich bei gutem Muthе erhielten, und mir eine Standhaftigkeit gaben, die ich bei einem andren Benschmen der Indianer gewiß nicht gehabt hätte.

*) Der schwarze Amerikanische, oder, wie man ihn sonst auch nennt, Virginische Bär, (*Ursus americanus* L.), ist nur an den Backen und der Unterlippe rostroth, übrigen wirklich ganz schwarz. Kopf und Ohren sind an ihm länger als an den Bären im nördlichen Europa und Asien. Sein Haar ist lang und sehr glänzend. Er brummt nicht, sondern heult nur. Vorzüglich lebt er von Früchten, Beeren, Wurzeln, Eicheln und Fischen. Er ist an 7 Fuß lang, wiegt gegen 400 Pfund, und ist gemeynlich so fett, daß man an 60 Pinten Schmalz von ihm bekommt.

Am 31sten gingen wir ungefähr vierzehn Meilen nach Westen, und zwar über den Insel-See. Matonabbi war heute so krank, daß er den ganzen Tag in einem Schlitten gefahren werden mußte; doch am folgenden Morgen hatte er sich schon so weit wieder erholt, daß er gehen konnte. Wir gingen nun auf eben dem See ungefähr noch sechzehn Meilen weiter, und kamen an zwei Zelte, worin die übrigen Weiber und Familien meiner Wegweiser die Rückkehr ihrer Männer und Väter von dem Fort abgewartet hatten. Es waren mehr als zwanzig Weiber und Kinder in den Zelten, und nur zwei Männer. Da es diesen an Schießgewehr fehlte, so konnten sie sich und die Weiber nur durch Fischen und den Fang einiger Kaninchen erhalten. Die letztern waren selten; die erstern aber bekam man durch Netze und Angeln leicht und in beträchtlicher Anzahl. In den Netzen fing man gemeinlich Schnäpel, Hechte und Darsben; mit den Angeln aber bloß Forellen, Hechte, Stichlinge (burbit; Gasterosteus L. ?), und einen kleinen Fisch, den die Engländer irrig Schlei, die südlichen Indianer aber den gezähnten Schnäpel nennen. Dieser gemeinlich sehr fette Fisch von festem Fleische, ist sehr wohlschmeckend. Selten wird er über einen Fuß lang *).

Da, außer Matonabbi, jetzt noch ein anderer Mann sich nicht wohl befand, so lagen wir am 2ten Januar 1771 still; doch am 3ten gingen wir ungefähr 7 Meilen weiter nach N. W., und zwar die ersten 5 noch über den erwähnten See.

S. 2.

*) Der Verfasser giebt hier noch eine kurze Beschreibung; sie ist aber nicht hinreichend den Fisch näher zu bestimmen, und wird daher in der Uebersetzung weggelassen. S.

Der Insel-See ist (nahe bei seiner Mitte) in $60^{\circ} 45'$ N. Br., und $102^{\circ} 25'$ W. L. von London. Da, wo wir hinüber gingen, beträgt seine Breite ungefähr 35 Meilen; von N. Osten nach S. Westen aber weit mehr. Er ist ganz voll von Inseln, die so nahe bei einander liegen, daß es das Ansehen bekommt, als ob eine Menge von Flüssen und kleinen Bächen sich unordentlich durch einander hin schlängelten. Die Eingebornen wissen, daß er zu Anfange des Winters äußerst fischreich ist. Die meisten Weiber und Familien der nördlichen Indianer, welche im Oktober und November das Prinz von Wal-lis-Fort besuchen, pflegen sich an verschiedenen Orten bei und in diesem See aufzuhalten und die Rückkehr derselben abzuwarten; hier haben sie nemlich, selbst wenn es ihnen an Pulver und Blei fehlt, nicht leicht Mangel an Lebensmitteln zu befürchten: was denn natürlicher Weise ein sehr wichtiger Umstand ist. Der See bekommt von mehreren kleinen Flüssen und Bächen auf seinem südwestlichen Ende reichliches Wasser; und er selbst hat dann seinen Abfluß durch andre kleine Flüsse, die nach N. Osten fließen, und von denen der beträchtlichste Nemace-a-seepee-a-lilh, oder der kleine Fischfluß, genannt wird. Viele von den Inseln sind, so wie das Land rings um den See her, mit Zwergbäumen bewachsen, hauptsächlich mit Fichten, zwischen denen man aber hin und wieder auch Lärchenbäume und kleine Birken sieht. Das Land ist, wie alles andre nördlich vom Robben-Flusse, bergig und felsig. Diese Berge sind zwar nicht hoch; da sie indeß nicht bis oben bewachsen sind, so ragen ihre mit Schnee bedeckten Gipfel weit über die Bäume hervor, die hin und wieder auf ihren Seiten stehen.

Wir gingen nun in unsrer gewöhnlichen Richtung, zwischen W. und N. W., weiter, und hatten nichts weniger als Ueberfluß an Lebensmitteln, bis zum 16ten, wo die Indianer zwölf Stück Rothwild schossen. Nun nahmen wir uns vor, einige Tage hier liegen zu bleiben, um wieder etwas Fleisch zu dörren und zu pülvern.

Als wir dies gethan, und auch unsre Schlitten und Schneeschuhe ausgebessert hatten, setzten wir am 22sten unsre Reise in nördlicher Richtung fort. Nachmittags begegneten wir einem fremden Indianer, der eins von Matonabbi's Weibern unter seiner Aufsicht hatte. Er rauchte nur einige Pfeifen Taback mit seinen Freunden, und kehrte schon in einer Stunde wieder zu seinem Zelte zurück, das nicht weit von unsrem Lagerplatze seyn konnte, da die Frau und ihre beiden Kinder schon den nächsten Morgen, ehe wir unser Zelt abgebrochen hatten, zu uns kamen. Diese Leute waren die ersten Fremden, die wir seit unsrer Abreise von dem Fort, auf einem Wege von mehreren hundert Meilen, angetroffen hatten: ein sicherer Beweis, wie wenige Menschen in diesen Gegenden leben! Die Eingebornen wissen sehr wohl, daß hier manche sehr große Striche Landes nicht einmal Leuten, die bloß durchreisen, Unterhalt geben können. Freilich haben fast alle Flüsse und Seen einige Fische; aber der Fang ist ungewiß, und die Eingebornen verlassen sich nicht gern auf ihn allein, da schon nur allzu oft viele hundert Menschen, die es thaten, Hungers gestorben sind.

Am 3ten Februar befanden wir uns auf unsrem Wege nach W. N. W. so nahe an dem Rande der Wälder, daß wir gegen Norden schon die nackten Gegenden sahen. Die Waldungen erstreckten sich nach Westen; wir mußten daher unsre Richtung ändern,

um in ihnen, und dem Wilde in der Nähe zu bleiben. Heute sahen wir verschiedene Fremden, von denen einige in unsrer Gesellschaft blieben, andre aber ihren eignen Weg fortsetzten.

Am 6ten gingen wir über den Hauptarm des *Eathawachaga*-Flusses, der hier ungefähr drei Viertelmeile breit ist; und drei Meilen weiter kamen wir an den *Coffe*-*Whoe*, oder *Repp*-*hühner*-*See*, wo wir, da es außerordentlich kalt war, unser Lager für die Nacht aufschlugen. Am folgenden Morgen gingen wir bei heiterem Himmel über diesen See, der hier ungefähr vierzehn Meilen breit war, aber in der Richtung von S. S. Westen nach N. N. Osten viel breiter ist. Die strenge Kälte, die wir heute hatten, läßt sich gar nicht beschreiben; und die Eiz, mit der wir über den See gingen, ist beinahe unglanblich. Die meisten von meinen Leuten brauchten dazu noch nicht zwei Stunden; mehrere Weiber aber, die schwer beladen waren, viel längere Zeit. Einige Indianer hatten sehr vom Froste gelitten; doch niemand stärker, als eine von *Matona*-*bi*'s Frauen. Ihre Schenkel und ihr Gesäß waren gewissermaßen mit Eis überzogen; und als dieses aufthauete, entstanden Blasen, beinahe so groß, wie Schaublasen. Außer ihren Schmerzen litt das arme Weib auch noch durch das Gelächter und die Spottereien ihrer Gefährtin, welche sagten: es geschähe ihr ganz recht dafür, daß sie sich so hoch aufgeschürzt hätte. Ich muß gestehen, daß ich selbst sie eben nicht sehr bemitleidete, da es mir immer so vorkam, als wäse ein hübscher Fuß und ein wohlgeformtes Bein mir zu vieler Sorgfalt sichtbar zu machen suchte. Jammer konnte man ihre Strumpfbänder sehen. Das wird nun zwar hier zu Lande nicht für unanständig gehalten; aber für die strenge Kälte in

einer hohen Breite ist es doch allzu luftig. Ohne Zweifel dachten auch die übrigen Indianer bei ihrem Gelächter etwas Ähnliches.

Als wir das westliche Ufer des Mepphäner-See erreicht hatten, setzten wir unsern Weg mehrere Tage nach W. S. Westen fort. Nothwilld war jetzt im Ueberfluß da, und die Indianer schossen es in Menge. Ob wir gleich öfters drei bis fünf Tage an einem Orte blieben, um die Beute von unsrer Jagd zu verzehren, so ließen wir doch fast immer beträchtliche Quantitäten von Fleisch liegen, weil wir es weder anessen, noch mitnehmen konnten. Dieses Verfahren ist an Kenten, welche ein umherstreifendes Leben führen und, nach ihren engen Begriffen, Alles für bloßen Zufall halten, gewissermaßen zu entschuldigend. Da sie nicht wissen, ob sie diese oder jene Gegend zum zweitemale besuchen werden, so halten sie es für ganz recht, wo sie nun einmal sind, so gut zu leben, als sie können. Andre, die nach ihnen kommen, mögen dann auch ihr Glück versuchen. Am 21sten gingen wir über den The-whole-kyed-whoid, oder den Schneevogel-See, der hier ungefähr zwölf bis dreizehn Meilen breit, aber von Norden nach Süden viel länger ist. Da das Nothwilld noch immer in Ueberfluß vorhanden war, so brachten wir viele Zeit damit, hie, einiges zu jagen und zu verzehren. Matomabbi versicherte mir, daß er bereits hier auf das was ich S. 58. in der Anmerk. gesagt habe. Die umherirrende Lebensart der Nordamerikanischen Wilden macht, daß sie in einer Art von Gefühllosigkeit nur für den gegenwärtigen Augenblick leben. Doch endlich wird der Hunger sie zwingen, ihre Lebensart zu verändern und sich zum Anbau einiger Wurzelfeln, wie auch des Getreides, zu entschließen. Nichts ist unändrer, als der zürnende Hunger. Der mit tyrantischer Wuth, an sich die Menschen erinnert.

Matomabbi. S. VII. 166. 167.

wir könnten die Zeit nicht besser nützen, da uns die Jahreszeit keinesweges erlaubte, in gerader Richtung nach dem Kupfergruben-Flusse zu reisen. „Wenn der Frühling heranrückte,“ setzte er hinzu, „und wenn das Rothwild sich nach der hohleeren Gegend hin zöge, so wollte er es schon so einrichten, daß wir gewiß bei guter Zeit an Ort und Stelle kämen.“

Am 1ten März lagerten wir uns an dem Whool-dyah'-whoie, oder Hecht-See, nicht weit von dem Doo-haunt-whoie-Flusse; und am folgenden Tage fingen wir an hinüber zu gehen. Als wir sieben Meilen weit gegangen waren, kamen wir zu einem großen Zelte mit nördlichen Indianern, die sich seit dem Anfange des Winters hier aufgehalten, und dadurch, daß sie Rothwild in einem Gehege (pound), fingen, Lebensmittel in Ueberfluß gehabt hatten. Die Art, wie die Indianer hierbei vorgehen, ist folgende: Sie sehen sich nach einer Spur um, wo eine Menge Wild gegangen ist, und nach geht. Am tauglichsten sind solche Spuren, wann sie über einen See, einen breiten Fluß, oder eine hohleere Ebene hinlaufen; und führen sie etwa durch ein Gebüsch, wo man die Materialien zu dem Gehege gleich bei der Hand hat, so ist es noch besser. Das Gehege, oder diesen starken Zaun, macht man von unbehauenen Bäumen und Strauchwerk, ohne alle Regelmäßigkeit, und so groß, als es den Arbeitern gerade beliebt. Ich habe einige gesehen, die eine Englische Meile im Umfang hatten, und man sagte mir, daß andre noch größer wären. Der Eingang zu diesem Gehege ist nicht breiter, als ein gewöhnlicher Thorweg, und das Innere so mit kleinen, in mancherlei Richtungen laufenden, Hecken besetzt, daß es beinahe einem Irngarten gleicht. In jede Oeffnung

wird mit eine Beslinge gelegt, die aus wohl zusam-
 mungedrehten Reimen von Hirschhuten besteht und
 verstaumlich stark ist. Das eine Ende derselben wird
 gewöhnlich in einem sehr wachsenden Baume befe-
 stigt; wenn aber kein hinlänglich starker da steht, so
 bedient man sich einer losen Stange, die indess so
 groß ist, daß ein Hirsch oder Reh sie nicht weck fort-
 schleppen kann, ohne in dem übrigen Gesträuche hän-
 gen zu bleiben. Dies bleibt nöthlich stehen ausge-
 nommen so viel, als man zu dem Zaune, den die
 Ten muß, wo braucht.

Wenn das Gehege fertig ist, wird an jeder Ecke
 des Einganges eine Reihe von niedrigem Strauch-
 holz, in den Schnee gesteckt, und diese Recken, oder
 Zäune, setzt man längs dem See, dem Flusse oder
 der Ebene fort, wo weiter nicht Stumpf, nicht Stiel
 zu sehen ist, weshalb sie denn mehr in die Augen
 fallen. Solches Strauchholz wird gemeinlich fünf-
 zehn bis zwanzig Schritte weit von einander gesteckt,
 und zwar so, daß es die beiden Seiten eines spitzen
 Winkels bildet. Der sich immer mehr erweitert, so
 wie die Entfernung von dem Gehege, bis zuweilen
 zwei bis drei (Eigl.) Meilen beträgt, größer wird.
 Dabei läuft denn die Spur des Rothwildes genau
 in der Mitte zwischen beiden Reihen.

Die Indianer, welche sich mit dieser Jagd be-
 schäftigen, stellen ihr Zelt immer auf eine Anhöhe,
 von welcher sie den Weg, der zu dem Gehege führt,
 überschauen können. Bemerkten sie dann, daß Roth-
 wild, somits, so schleichen Männer, Weiber und Kin-
 der, von dem Strauchholze verdeckt, längs dem See
 oder dem Flusse fort, bis sie hinter den Thieren sind.
 Dann aber treten sie plötzlich hervor und gehen in
 Form eines halben Mondes auf das Gehege zu.
 Sobald die armen, schwächern Thiere merken, daß

sie verfolgt werden, laufen sie gerade vorwärts, immer in der Spur, die zu dem Gehege hinführt. Sie halten nehmlich in der Angst die beiden Weiben von Pfählen oder Strauchwerk für Menschen, die ihnen wehren wollen, den Weg seitwärts zu nehmen. Die Indianer folgen ihnen, und versperrten den Eingang mit Strauchwerk, das schon zu diesem Behufe bereit liegt. Wenn nun das Wild auf diese Art gefangen ist, gehen die Weiber und Kinder rings um das Gehege, um zu verhüten, daß es nicht durch den Zaun bricht, oder hinüber springt. Die Männer stoßen weiterdessen das, welches sich in den Schlingen gefangen hat, mit Speeren nieder, und erschützen das übrige, welches noch frei in dem Gehege umherläuft, mit Bogern und Pfeilen. Diese Jagd, wenn man das Verfahren anders so nennen kann, ist bisweilen so glücklich, daß viele Familien ihren Unterhalt dadurch bekommen und während eines ganzen Winters ihre Zelte nicht öfter als Ein- oder zweimal anderswo aufzusuchen brauchen. Kommt dann der Frühling, so begeben das Nothwild und die Menschen sich nach Norden in die oben holzleeren Gegenden, wo weder Bäume noch Sträucher wachsen, und wo man weiter nichts Grünes sieht, als Moos und ein wenig Gras. Eine so leichte Methode sich während der Wintermonathe (bei weitem der schlimmsten Zeit im Jahre) Lebensmittel zu verschaffen, ist sehr gut für alte und schwache Personen; sie verursacht aber bei jungen und rüstigen nur allzu leichte Trägheit. Da in diesen Gegenden fast gar keine Thiere mit Pelzwerk anzutreffen sind, so können solche indolente Leute auch fast gar nichts zum Handeln besigen; andre hingegen, welche ihren Lebensunterhalt nicht auf eine so leichte Art gewinnen, verschaffen sich während des Winters gemeinlich Pelzwerk genug, daß sie einen für ein

Jahr hindlänglichen Vorrath von Ammunition und andren Europäischen Artikeln eintauschen können. So sagen die Thätigern unter ihnen, die natürlicher Weise für die Hudsons Bay-Kompagnie sehr schätzbar und wichtig sind, daß man von ihnen das Pelzwerk bekommt, das den größten Theil des Handels von Churhill ausmacht. Aber was gewinnen denn diese Thätigern selbst durch alle die Mühe, die sie sich geben? Die wirklichen Bedürfnisse dieser Leute sind leicht zu befriedigen; eine Art, einen Eismeißel, eine Seile und ein Messer — weiter brauchen sie nichts, um bei einiger Thätigkeit sich ein recht angenehmes Leben zu verschaffen. Wer unter ihnen mehr zu besitzen sucht, ist immer unglücklich, und kann mit Recht ein Sklav und Lastträger der Ueberegen genannt werden, die nicht daran denken, mehr als Nahrung und Kleider haben zu wollen. Freilich bilden die Pelzhändler sich viel auf die Achtung ein, die ihnen in der Faktorei erwiesen wird, und um ihrer zu genießen, setzen sie sich öfters der Gefahr aus, auf dem Hin- oder Rückwege Hungers zu sterben; aber selten gewinnen sie durch ihre Mühe in einem ganzen Jahre mehr, als daß sie nothdürftig leben können und wieder einige Felle für den nächsten Markt besitzen. Die Andern hingegen, welche von jenen unthätig und feig gescholten werden, leben gemeinlich ohne Unruhe und Gefahr in Ueberfluß; folglich sind sie die unabhängigsten und in der That auch die glücklichsten. Nie geben sie sich Mühe, etwas zu erlangen, das sie auch entbehren können. Das Rothwild, das sie tödten, versteht sie mit Nahrungsmitteln und mancherlei Kleidern, Theils mit, Theils ohne Haare, je nachdem die Jahreszeit sie erfordert; und es müßte in der That sehr schlimm seyn, wenn sie in zwei oder drei Jahren nicht Pelze genug

bekämen, um sich eine Art und die nöthigen Schneidwerkzeuge eintauschen zu können. *)

Ohne Zweifel ist jeder Officiant der Compagnie verpflichtet, den Geist der Industrie unter den Eingebornen zu befördern, und sie durch die Versicherung, daß sie in der Faktorei augenblicklichen Absatz finden und gute Bezahlung bekommen werden, zu ermuntern, daß sie Pelzwerk und andre Waaren dahin bringen. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich immer meine Aufmerksamkeit hierauf gerichtet habe; doch muß ich auch gestehen, daß man dadurch das wahre Wohl der armen Indianer ganz und gar nicht befördert; denn ganz unstreitig sind die, welche am wenigsten Verkehr mit den Faktoreien haben, am glücklichstem. Diese wünschen weiter nichts, als sich auf eine gemäch-

*) Die Jagd, das einzige Geschäft der eingebornen Nordamerikaner, giebt ihnen Nahrung und Kleider, die bey den wichtigsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens. Einige Stämme, welche Erfahrung schon früher gemacht hat, bleiben daher gern in den Reservaten, wo sie diese Bedürfnisse leicht befriedigen können, und tauschen vor den umherverwehenden Indianern nur die wenigen Eisenwerkzeuge ein, welche sie in ihrer Lage brauchen: Axten, Meißel (besonders um damit Löcher in das Eis zu häuen), Feilen und Messer. Die Engländer sehen diese ruhige Lebensart gar nicht gern, sondern wünschen, daß auch die entferntesten Indianer ihre Pelzwaaren selbst nach den Faktoreien bringen möchten; dann unersähebe Leute würde man mit Kleinigkeiten, oft mit einigen Gläsern Brantwein, bezahlen können; die auf den Handel umher reisenden Indianer aber haben schon etwas richtigere Begriffe von dem Werthe der Waaren, und lassen sich von den Engländern nicht mehr so groß betrügen, so, sie sprechen oft für Andre, die zum erstenmale mit Pelzwerk nach einer von den Faktoreien kommen. Dieses, und auch der Freyhandel überhaupt, gefällt den Engländern nicht, weil ihnen das Pelzwerk dadurch vertheuert wird. Um es aus der ersten Hand wohlfeiler zu bekommen, hat die Hudsons Bay Compagnie weiter nach Westen hin kleine Faktoreien angelegt: in Cumberland Haus, Hudsons Haus, und Manchester Haus am Flusse East Mainan.

liche Art ernähren zu können, und gerathen uns selten in solche Hungersnoth, wie die so genannten „jährlichen Handelsleute.“

Wir blieben nur eine einzige Nacht mit den vorhin erwähnten Indianern in Gesellschaft, und setzten am 4ten Morgens unsern Weg über den Hechtsee weiter fort; aber obgleich das Wetter schön, und der See an der Stelle, wo wir hinüber gingen, nicht über 27 (Engl.) Meilen breit war, so währte es doch, weil die Indianer so viele Zeit mit Spielen verloren, bis zum 7ten, ehe wir auf das westliche Ufer kamen. Während der ganzen Zeit, die wir zu dem Uebergange brauchten, fanden wir jeden Abend entweder eine Landspitze oder eine Insel, auf der wir uns lagern konnten. Am 8ten erlegten die Indianer zwei Hirsche, die ersten, die wir seit zehn Tagen gesehen hatten; doch litten wir während der Zeit keinen Mangel, da wir mit gedörrtem Fleisch, und mit Fett in Ueberfluß versehen waren. Am 9ten trafen wir wieder Rothwild in Menge an, und so ging Alles leicht und bequem. Ueberdies verminderte sich nun, da der Frühling heranrückte, natürlicher Weise die Strenge des Winters; wir hatten zuweilen schönes, angenehmes Wetter, ob es gleich noch nicht thauete, ausgenommen an Stellen, die der Witterungsforme ausgesetzt und vor allen kalten Winden geschützt waren.

Am 19ten sahen wir Spuren von mehreren Fremden; und als wir ihnen nachgingen, kamen wir Abends zu fünf Zelten mit nördlichen Indianern, die den größten Theil des Winters dasselbst zugebracht und auf die schon beschriebene Art Rothwild in Schlingen gefangen hatten. Wie es schon mußte dieser Ort schon öfter in ähnlicher Absicht besucht worden seyn; denn es war eine beinahe unglückliche Menge

Holz zum Brennen und zu andrem Gebrauche gefällt. In dieser Nacht wurde das Wetter so schlimm, und es kam ein so heftiger Sturm, daß wir mehrere Tage liegen bleiben mußten. Einige von den Indianern, die wir hier angetroffen hatten, wollten diesen Sommer nach dem Prinz von Wallis's Fort gehen; und ich benutzte diese Gelegenheit, meiner Instruktion gemäß, einen Brief an den Gouverneur zu schicken. Durch Berechnung meiner jedesmaligen Tagereisen seit meiner letzten Beobachtung (denn eine neue konnte ich wegen der schlimmen Witterung nicht anstellen) fand ich, daß ich ungefähr in $61^{\circ} 30'$ N. B., und in $19^{\circ} 60'$ Westlicher Länge von dem Churchill-Flusse war. Diese Angaben, und einige Nachrichten über die Behandlung, die ich von den Eingebornen erfuhr, machten den Inhalt meines Briefes aus.

Am 23ten, wo wir unsre Reise fortsetzten, und am 26ten sahen wir noch mehr Zelte mit nördlichen Indianern, die den Winter ebenfalls auf die schon angegebene Art zugebracht hatten. Einige von ihnen, die nicht glücklich gewesen waren, gesellten sich zu uns, und gingen mit nach Westen. — Obgleich das Rothwild jetzt seine Spuren nicht so regelmäßig hielt, daß die Indianer es in Gehegen fangen konnten, so war es doch in zerstreuten Heerden sehr zahlreich vorhanden, und meine Begleiter schossen mit ihren Flinten so viel, als ihnen beliebte.

Wir setzten unsre Reise immer weiter, ungefähr in Westlicher Richtung, fort, und kamen am 8ten April zu einem kleinen See, welcher Thelewei-azayeth, d. i. der kleine Fischhügel, genannt wird: vermuthlich von einem hohen Hügel, auf einer langen Landspitze am westlichen Ufer des Sees. Auf einer Insel in diesem See lagerten wir uns. Da wir das

Kochwild hier sehr zahlreich fanden, so beschloffen wir, einige Zeit liegen zu bleiben, um Fleisch zu dörren und zu salzen. Meine Indianer wußten nemlich sehr wohl, daß in dieser Jahreszeit das Wild sich nach der holzleeren Gegend hinzieht; und da wir nun, wenn wir von dem See aufbrächen, gerade nordwärts gehen wollten, so war es ungewiß, wann wir wieder etwas antreffen würden. — Jetzt, nach der wiederholten Vermehrung unsrer Gesellschaft, hatten wir sieben Zelte, welche zusammen nicht weniger als siebenzig Personen enthielten.

Wir blieben zehn Tage an diesem See, und während dieser Zeit waren meine Gefährten, nächst der Jagd, auch sehr eifrig damit beschäftigt, sich Stäbe von Birkenholz zu schneiden, die etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll in der Dicke, und 7 bis 8 Fuß in der Länge hatten. (Solche Stäbe dienen den ganzen Sommer hindurch, so lange man auf dem holzleeren Boden ist, zu Zeltstangen; und wenn dann der Herbst herankommt, werden sie in Schneeschuhe zum Gebrauch für den Winter verwandelt.) Außerdem versahen meine Indianer sich auch mit Birkenrinde und Holzwerk zu Kanots. Alles wurde, damit es sich leichter tragen ließe, behauen, aber noch nicht zusammengesetzt, weil die Kanots nicht eher gebraucht werden sollten, als bis wir zu dem, noch viele Meilen weit entfernten, Clowey-See kämen. Ich selbst hatte hier wenig zu thun, ausgenommen, daß ich einige Beobachtungen anstellte, um die Breite zu bestimmen, mein Tagebuch fortführte und die Karte ausfüllte.

Am 18ten gingen wir ungefähr neun bis zehn Meilen nach N. N. Westen, und kamen zu einem Zelte mit nördlichen Indianern, an der Nordseite des Thelewey-aza-Flusses. Von diesen Indianern kaufte Matonahbi sich noch eine Frau, so daß er

Wer man nicht weniger als sieben Jahre vom Jahre
 die meisten mit ihrem Vusse recht gut zu Erhaltung
 ren: gungte hätten. Er hat sich auf die Erhaltung
 Gedulde seinen Weibern auch viel zu gute, und sagte
 ist: nur wenige könnten wohl schwerere Lasten
 tragen, oder stählen. Sie haben zwar fast alle ein
 sehr männliches Ansehen; er jagt sie aber, was andern
 von feinerem Bau, auch mittlerer Größe hat. Ge-
 chert: Hände, gleich diesem, wo man sich hauptsäch-
 lich in der Absicht schlüßte, sich Gehältsinnen bei der
 übermäßig schweren Arbeit zu verschaffen. Ich sehe nicht
 solche Wahl sehr richtig zu seyn. Ich aber, wann alle
 Männer so dächten, — was wollten denn aus dem
 meisten Weibern werden, die größten Theil nur klein
 und schwächlich, obgleich gar nicht gleich, und schätz-
 gebauet sind. Im Ganzen habe ich nie bei irgend
 einer Völkerschaft Weiber gesehen, die weniger schön
 gewesen wären. Einige von ihnen sind in der That
 auch wohl erträglich; aber ununterbrochen schwere
 Arbeit und öfters Noth machen, daß auch die häßlich-
 sten unter ihnen, ehe sie nach dem dreißigsten Jahre
 erreichen, alt und ranzig aussehen und daß die
 übrigen, alltäglichen, in dieser Periode, wahre Gegen-
 mittel gegen alle Liebe sind. Dies macht sie nicht
 zu ihrem Glück in dem Augen ihrer Besitzer nicht
 weniger schätzbar, als ihren Beweis, daß es keine
 Noth und keinen Mangel für die Schönheit giebt.
 Frage man einen indischen Indianer: was ist
 Schönheit? so würde er antworten: gute Brüste, eine
 hohe Gesicht, kleine Augen, hohe Backenknochen, hoch-
 edig, vier breite schwarze Linien quer über jede Backe
 eine schwarze Linie ein großes breites Kinn, eine
 stumpfe Nase, eine gelbe Haut, und schwarze,
 die sich auf den Hüften herunterhängen. Solche
 Eigenschaften sind für ihn von noch größerem Werthe

wenn die Befehlerin im Stande ist, alle Arten von Fellen zu bereiten, Kleider daraus zu verfertigen, im Sommer acht bis zehn Stein (jeden zu 14 Pfund) zu tragen, und im Winter eine noch weit schwerere Last zu ziehen. Diese und einige andre ähnliche Vordinge sind Alles, was ein nördlicher Indianer von seinem Weibe wünscht oder erwartet. Auf ihre Gemüthsart kommt wenig an; denn die Männer haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, die eigenstänigsten und hartnäckigsten zu eben dem schnellen Gehorsam zu bringen, den die sanftesten und gefälligsten nur immer zeigen könnten. Der Unterschied zwischen Driben besteht bloß darin, daß jene aus Furcht, und diese mit willigem Herzen gehorchen. Uebrigens wissen Beide, daß jeder ihnen ertheilte Befehl erfüllt werden muß.

Alle Weiber werden in großer Entfernung gehalten. Wie wenig sie in den Augen der Männer gelten, zeigt besonders die Art, wie man sie bei dem Essen behandelt. Ich muß erst erinnern, daß, wenn die Männer irgend ein großes Thier erlegen, immer die Weiber es nach dem Zelte schaffen müssen. Dann haben sie es zu zerstückeln, zu dörrern, zu pülvern, u. s. w. Auch müssen sie kochen; und wenn das Alles geschehen ist, so bekommen selbst die Weiber und Eskimter der vornehmsten Anführer nicht eher etwas zu essen, als bis die sämtlichen Mannspersonen, sogar die, welche nur als Bedienten gebraucht werden, sich nach Belieben gesättigt haben; und bei Mangel giebt man ihnen oft gar keinen Bissen. Wahrscheinlich nehmen sie sich die Freiheit, sich insheimlich zu versorgen; aber dabei müssen sie sehr vorsichtig zu Werke gehen: denn Veruntreuungen werden zu solchen Zeiten meistens durch eine harte Züchtigung bestraft; und hat ein unverheirathetes Mädchen sich so etwas

zu Schulden kommen lassen, so ist ihr Charakter auf immer besetzt, und sie wird nicht leicht einen Mann bekommen *).

Wir fanden an den Tcheley-aga-Flusse eine Menge gutes Birkenholz, und blieben daher einige Tage liegen, um uns vollends mit dem nöthigen Bedarf zu Kanots u. s. w. zu versehen. Am 20sten schickte Mattonabbi einen von seinen Brüdern und einige Andern mit Birkenrinde und Zimmerholz voraus nach einem, nicht weit von der holzleeren Gegend befindlichen kleinen See, welcher Chogyen genant wird. Dort sollten sie in aller nur möglichen Eile ein Kanot bauen, das wir es bei unsrer Ankunft schon fertig fanden.

Am 21sten wollten wir weiter reisen; wir wurden aber noch zwei Tage aufgehalten, weil eine von den Weibern Geburtswehen empfand, und fast zwei und fünfzig Stunden quälen mußte, ehe ihr Kind zur Welt kam. Sobald es da war, wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die arme Frau nahm ihren Säugling auf den Rücken, und ging mit der übrigen Gesellschaft. Eine andre Person war so menschlich, (doch nur einen Tag) ihren Schlitten zu ziehen; aber die Mutter hatte, außer ihrem Kinde, noch eine beträchtliche Last zu tragen, und mußte dabei sehr oft bis an die Kniee in Wasser oder feuchtem Schnee

*) Es gehört bei einem Volke schon ein beträchtlicher Grad von Kultur dazu, wenn die Weiber einigen Einfluß auf die Männer, auf ihre Art zu denken und zu handeln, bekommen sollen. Erst dann aber, wenn das Weib nicht länger ein untergeordnetes Geschöpf, sondern die Freundin, die Gehülfin des Mannes ist, kommt eine menschliche Gesellschaft ihrer Verwirklichung näher. Mehrere schon etwas kultivirtere Völker haben aus ihrer vorigen Rohheit wenigstens die Sitte beibehalten, das sie ihre Weiber nicht mit sich essen lassen. Bekannetlich ist dies auch auf den Inseln der Südsee der Fall.

warten. Schon ihre Blicke, wenn man auch ihr Aechzen nicht hörte, zeigten hinlänglich, welche Schmerzen sie litt. Sie war mir von jeher zuwider gewesen; aber ihre jetzige Noth machte auf mich solchen Einbruck, daß ich in meinem ganzen Leben für keine Person ihres Geschlechtes mehr empfunden habe. Ihre Seufzer drangen mir in die Seele, und ich fühlte mich sehr unglücklich, daß ich ihr nicht helfen konnte.

Wenn eine Nord-Indianerin Geburtswehen empfindet, schlägt man ein kleines Zelt für sie auf, und zwar in einer solchen Entfernung von den übrigen, daß man ihr Schreien nicht leicht hören kann. Dort wird sie von den andern Weibern und den jungen Mädchen besucht; aber Mannspersonen (Kinder, die noch auf dem Arma getragen werden, ausgenommen) kommen ihr nicht nahe. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Leute bei solchen Gelegenheiten, wenn der Fall auch noch so kritisch ist, einander gar keinen Beistand zu leisten suchen. Dies rührt zum Theil von Ehorheit ab, ist aber doch wahrscheinlich noch mehr von der Meinung, daß die Natur alles Nöthige wohl ohne fremde Hilfe verrichten könne. Wenn ich ihnen sagte, wie nützlich den Europäischen Weibern der Beistand geschickter, sorgfältiger Hebammen wäre, äußerten sie die größte Verachtung, und sagten spottend: die vielen Buckeligen, Krümmbeintigen und sonst Verunstalteten unter den Engländern wären eine Seele, die dem Herzen des Reisenden Ehre macht, und zugleich die Noth der milden Nordamerikaner in einem bemerklichen Grade lindert. Wer könnte, wenn er so etwas hört, den Werth der Kultur verkennen! Wahrlich, wer den Zustand roher, wilder Völker als Freiheit und Glück preist, der ist ein Feind des menschlichen Geschlechtes.

wohl unstreitig ein Beweis von der großen Geschicklichkeit der Geburtshelfer, und auch von der außerordentlichen Sorgfalt, welche nachher die Ammen auf solche Leute verwendeter hätten.

Eine nordliche Indianerin wird vier oder fünf Wochen lang nach ihrer Entbindung als unrettbar betrachtet; sie bleibt daher während dieser Zeit immer in einem kleinen abgetheilten Zelte, wo sie eine oder zwei Freundinnen zur Gesellschaft bei sich hat. Der Vater steht unterdessen sein Kind nicht ein einziges Mal. Der Grund, den sie für diese Gewohnheit angeben, ist der, daß neugeborene Kinder gemeinlich nicht sehr hübsch sind, da sie große Köpfe und nur wenige Haare, auch noch überdies, wenn die Geburt schwer gewesen ist, ein braun und blaues Gesicht haben. Sollte nun der Vater, sagen sie, sein Kind unter so unvortheilhaften Umständen sehen, so könnte er leicht eine Abneigung dagegen bekommen, die sich in der Folge vielleicht nie wieder verliere.

Seinen Namen bekommt das Kind immer von dem Eltern, oder von einem nahen Verwandten. Die Namen der Knaben sind mannigfaltig, und werden gemeinlich von irgend einem Orte, einem Thiere, oder der Jahreszeit hergenommen; den Mädchen aber giebt man den ibrigen meistens nach irgend einem Theile oder einer Eigenschaft des Markers; z. B. weißer Marker, schwarzer Marker, Schimmermarker, Markersohn, Markersohn, Markersohn, Markersohn, Markersohn, u. s. w. Natonab hatts war Weiber, und alle hatten diese oder ähnliche Namen *).

*) Es verlohnt in der That der Mühe, über den Ursprung der eigenthümlichen Namen bei verschiedenen Völkern nachzudenken. Väter bei rohen, nur von der Jagd lebenden Völkern gaben ihrem neugeborenen Sohne den Namen des Thieres, das sie erst vor Kurzem gesehen, oder gar erlegt hatten. Vielleicht nannte der Knabe, wenn er

Am 23sten setzten wir unsre Reise fort, und gingen beinahe gerade nordwärts. Die Bitterung war gemeiniglich so warm, und der Schnee daher so weich, daß man in Schneeschuhen sehr übel ging, und daß die Schlitten nur mit außerordentlicher Anstrengung zu ziehen waren *). Daher konnten wir nicht eher als am 2ten May den Clowen erreichen, obgleich die Entfernung von dem Ebeleweyazayech bis dorthin nicht über 85 Meilen betrug. Wir kamen auf unserm Wege über zwei kleine Seen, dem Ertameg- und dem Scartaack-See, die beide reich an Fischen, doch übrigens nicht von Bedeutung sind.

ein Mann geboren war, den Wolf, den Bär, den ich weiß, von dem Fuks, nach welchem man ihn benannte hatte, auf seinen Schild; und es war sehr natürlich, daß alle seine Nachkommen sich denselben Namen, mit noch anderer Unterbedeutung, beilagten. Die Jrotesen, über die verhandelt werden sechs Massen, werden alle in die Stämme der Wölfe, Bären und Schildekröten eingetheilt. In der Folge, wenn ein Volk sich schon mehr gebildet hat, bekommen die Ranschen Namen von ihrer Beschäftigung: so hieß z. B. das Oberhaupt der Masse von den Carpentern, der Klerne von den Weibern. Weiterhin sieht man bei den Namen die Eigenschaften des Klades: Groß, Klein, Stark, Leicht, Lustig, Daru, Güte, u. s. w.

Die inneren Gegenden am Clowen-See, der etwa in fünf Meilen B., also etwas nördlicher als Ebeleweyazayech liegt, sind viel gelinder, als die an den Clowen-See, wo das umher schwebende Eis viel zur Abkühlung beiträgt.

(* nördlich schwebend, wo das Eis umher schwebt, also am Clowen-See)

Wessle bei dem Cloway, und auf unsrer weiteren Reise, blo zu unsrer Ankunft bei dem Kupfergruben-Flusse.

Der Cloway-See ist nirgends über zwölf (Engl.) Meilen breit. Ein kleiner Fluß, der sich auf der Westseite in ihn ergießt, soll, wie die Indianer sagen, mit dem Athapuskow-See *) zusammenhän-

gen. Bei unsrer Ankunft an diesem See fanden wir, daß Matonabbi's Bruder und die mit ihm vorausgegangenen Leute uns nur um zwei Tage zuborgekommen waren und, der Witterung wegen, noch gar keine Anstalten zum Bau des Kanots gemacht hatten. Noch am 2ten May stießen mehrere andre Indianer aus verschiedenen Gegenden zu uns, die sich hier ebenfalls Kanots bauen wollten. Einige von ihnen hatten den ganzen Winter vier bis fünf Meilen weit südöstlich von dem Cloway zugebracht, und sich auf die schon beschriebene Art, in Gebegen, sehr reichlichen Unterhalt erworben.

Wenn man Kanots bauen will, so muß die Witterung warm und trocken seyn. Da wir die jetzt nicht hatten, so währte es bis zum 18ten May, ehe die meiner Reisegeellschaft gehörigen in Stand gesetzt werden konnten. Am 19ten wollten wir nur unsre Reise endlich fortsetzen; aber es geschah erst

*) Auf Arrowsmith's Karte: der große Clavens See.

am folgenden Tage, weil Matonabbi's Kanot beschädigt war und reparirt werden mußte.

Diese Fahrzeugen sind zwar aus eben den Materialien verfertigt, wie die Kanots der südlichen Indianer, aber an Gestalt und Bauart sehr von ihnen verschieden, auch weit kleiner und leichter. So tangen sie am besten für die armen Menschen, die sich oft genöthigt sehen, sie hundert, ja bisweilen wohl hundert und fünfzig Meilen weit zu tragen, ehe sie Gelegenheit bekommen, Gebrauch von ihnen zu machen. Hauptsächlich setzt man damit über Flüsse, die man nicht durchwaten kann; doch bisweilen braucht man sie auch, wenn man Schwäne, Gänse, Enten u. s. w. in der Zeit des Wanterns schießen will.

Alle Werkzeuge, deren die Indianer sich zum Bau ihrer Kanots, zur Befertigung ihrer Schneeschuhe und anderer Sachen von Holz bedienen, sind eine Art, ein Messer, eine Felle und eine Pfeilspitze. In dem Gebrauche derselben sind sie so geschickt, daß auch der beste Europäische Handwerker mit allen nur ersinnlichen Instrumenten nicht sauberer arbeiten könnte *).

In der Figur hat das Kanot der nördlichen Indianer einige Aehnlichkeit mit einem Weberschiffe: es ist unten flach, und läuft an jedem Ende spitz zu. Die Seiten stehen gerade anstecht. Das Hintertheil hat übrigens bei weitem mehr Breite, weil da gemeinlich das Gepäck, und bisweilen auch noch eine

*) Fast alle rohen Völker haben die Geschicklichkeit, mit wenigen und schlechten Werkzeugen sehr vielerliche Arbeiten zu verfertigen. Sie brauchen dazu sehr viele Zeit; indes die Kunst bei ihnen nicht in Anschlag. Der gebildete Mensch im gesellschaftlichen Leben hingegen muß immer darauf denken, seine Arbeiten so geschwind als möglich zu vollenden; daher erfindet er sich denn auch allerlei künstliche Werkzeuge.

zweite Person liegt, die sich auf dem Boden des Kanots der Länge nach ausstreckt. Auf diese Art setzt einer den andren in solchen kleinen Fahrzeugen, welche selten über 12 bis dreizehn Fuß lang und in der Mitte nur 20 Zoll bis 2 Fuß breit sind, über Flüsse und die schmälern Theile von Seen. Das Vordertheil ist ohne Noth sehr lang und schmal, und gänzlich mit Birkenrinde überkleidet, wodurch wohl die eigne Schwere des Fahrzeuges, aber nicht dessen Raum vergrößert wird. Gemeinlich bedienen sich diese Indianer nur des einfachen Ruders; doch einige Wenige haben, wie die Eskimoer, auch zweischaukelige, von denen sie aber selten Gebrauch machen, ausgenommen, wenn sie auf der Lauer liegen, um Wild, das über Flüsse und schmale Seen setzt, zu erlegen *).

Während unsres Aufenthaltes an dem Clowen stießen gegen zweihundert Indianer aus verschiedenen Gegenden zu uns, von denen die meisten sich hier Kanots baueten. Da ich aber unter dem Schutze eines angesehenen Mannes stand, so wurde ich von niemanden belästiget. Auch kann ich nicht sagen, daß

*) Auf der beigefügten Kupferplatte findet der Leser Abbildungen, die ihm deutlichere Begriffe geben werden. Fig. 1. ist der Boden des Kanots; und das mit a bezeichnete Ende das Vordertheil. Fig. 2. stellt das vollständige Gerippe vor, ehe man es mit Birkenrinde bekleidet hat. Es ruhet auf einem Hügel, den die Eingebornen aufwerfen, wenn sie ein solches Fahrzeug bauen wollen. Fig. 3. ist ein vollständiges Kanot. Fig. 4. ist eine Partie Zimmerholz, in die gehörige Form gebogen, dann gebunden, und zum Trocknen hingeleget. Fig. 5. stellt ein Ruder vor. Fig. 6. einen Speer, womit die Indianer Nothwild schießen. Fig. 7. zeigt die Art, wie das Kanot getragen wird. — Bei Fig. 2. ist noch anzumerken, daß Beides, Vorder- und Hintertheil, mit einer gabelförmigen Stange unterstützt wird, und daß man den Boden des Kanots mit großen Steinen beschwert, bis das Gerippe bekleidet ist. A. d. Verf.

Fig. 1. 101

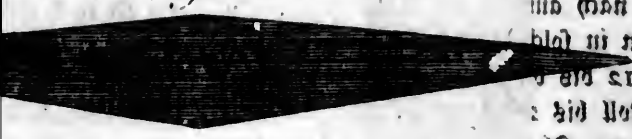


Fig. 1.

Die hier abgebildete Pfeilspitze ist aus einem Stück Holz gefertigt und hat eine Länge von etwa 12 Zoll. Die Spitze ist sehr scharf und wird durch einen Ring aus Leder oder Holz gehalten, der an einem Bogen befestigt ist. Die Pfeile werden durch diesen Ring in den Bogen geschoben und durch die Spitze in die Luft geschossen.



Fig. 2.

Die hier abgebildete Holzbrücke ist aus mehreren Stämmen gefertigt und hat eine Länge von etwa 100 Fuß. Die Brücke ist über einen Fluss oder einen Bach gebaut und wird durch mehrere Pfeiler gestützt. Die Brücke ist sehr einfach und praktisch gebaut und wird von den Indianern häufig benutzt.



Fig. 3.

Die hier abgebildete Kanoe ist aus einem Stück Holz gefertigt und hat eine Länge von etwa 30 Fuß. Die Kanoe ist sehr leicht und schnell und wird von den Indianern häufig benutzt. Die Kanoe ist durch einen Ring aus Leder oder Holz gehalten, der an einem Bogen befestigt ist. Die Kanoe wird durch diesen Ring in den Bogen geschoben und durch die Spitze in die Luft geschossen.



Fig. 4.

Fig. 5.

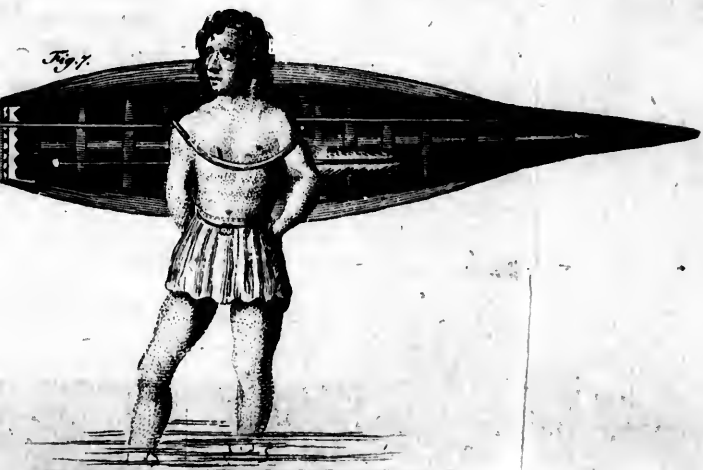


Fig. 6.

man mich mit Bitten um Geschenke quälte. Ohne Zweifel verdankte ich das dem Umstande, daß Matonabbi ihnen meine wahre Lage schilderte, und ihnen sagte: ich hätte kaum selbst, was ich nothwendig brauchte, und könnte folglich nichts verschenken. Die wenigen Waaren, die ich bei mir hatte, wollte ich nehmlich für die so genannten Kupfer- und Hundsruppen- (Dog-ribbed) Indianer aufheben, welche die Faktoreien der Kompagnie niemals besuchen. Taback mußte ich indeß immer weggeben: denn jeder von einiger Bedeutung, der zu uns kam, erwartete, daß ich ihn mit einigen Pfeifen bewirthen sollte; und bisweilen konnte ich kaum umhin, ihnen noch ein Stückchen außerdem zu schenken. Da ich nun auch meine Leute immer mit diesem Bedürfnisse zu versehen hatte, so nahm mein Vorrath so schnell ab, daß jetzt schon die Hälfte davon verbraucht war. Die meisten Indianer baten auch um Pulver und Schrot; und damit war mein Wegweiser Matonabbi meistens sehr freigebig. Ich muß ihm indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nichts verschenkte, als was ihm selbst gehörte. Er hatte nehmlich, wie ich zuverlässig weiß, für 150 Warderfelle bloß Pulver eingetauscht, und außerdem für eine große Anzahl Dieber- und andre Felle Schrot, Kugeln, Eisengeräthe und Taback, um seine Landsleute damit beschenken zu können.

Am 20sten verließen wir den Clowey, und gingen nordwärts. Diesen Morgen stießen einige Fremden zu uns, welche meinem Wegweiser die Nachricht gaben, daß der Kapitain Rihlschies nur eine Tagereise weit südlich von uns wäre. Der Leser wird sich noch erinnern, daß ich zu Anfange des Jul. 1770 am Cathawachaga diesem Rihlschies einen Brief nach dem Prinz von Wallis-Fort

mitgegeben hatte; daß ich aber nicht lange auchher; weil unglücklicher Weise mein Quadrant zerbrach, wieder zurückkehren mußte. Zwar sah ich auf dem Rückwege mehrere Feuer; und sprach auch verschiedne Indianer; wor, Nihlschies und ich, verflohen aber einander, und ich hatte seitdem von ihm nichts wieder gehört oder gesehen.

Matonabbi wünschte; daß ich meine Beise und die Waaren, die ich verlangt hatte, bekommen möchte; er schickte daher zwei junge Leute ab; sie zu holen. Wir setzten unterdessen unsre Reise nach Norden fort. Am 23ten Abends, waren wir ganz aus den Waldungen heraus; und auf offenem Boden. Jetzt kamen auch die beiden erwähnten jungen Leute wieder, und sagten mir: Nihlschies hätte versprochen, sich in einigen Tagen bei uns einzufinden und mir Alles selbst zu überliefern.

Am 24ten hatten wir übles, feuchtes Wetter. Wir gingen etwa sieben Meilen, und schlugen dann unsre Zelte an einem Orte auf, wo wir einige verdorrte Baumstümpfe fanden. Wir konnten uns Glück wünschen, das gethan zu haben; denn gegen die Nacht hatten wir außerordentlich übles Wetter, mit starkem Donner, Blitz und Regen, wobei auch sehr harte Windstöße aus S. Westen kamen. Gegen Morgen drehte sich der Wind nach N. West, und nun wurde es sehr empfindlich kalt. Wir gingen an diesem Tage ungefähr acht Meilen nordwärts, mußten dann aber anhalten, da die Kälte uns beinahe erstarrt hatte. Auch jetzt fanden wir wieder einige bürre Baumstümpfe, die uns zu Brennholz dienen. Ich habe auf meinen Reisen in diesen Gegenden bemerkt, daß auf dem ganzen Wege nordwärts von dem Kobben-Flusse der Rand der Waldungen solche alte verdorrte Stümpfe, und auch Bäume, die

von Winden umgeworfen sind, vor sich hat. Die meisten sind von der Art, welche man hier Wachholbern nennt, doch selten von beträchtlicher Größe. Solche verborrte Bäume liegen an manchen Stellen zwanzig Engl. Meilen von den lebendigen Waldungen, und einzelne Stümpfe noch viel weiter. Dies beweist, daß in diesen Gegenden seit einigen Menschenaltern die Kälte zugenommen hat. Einige ältere Nord-Indianer haben mir auch versichert, ihre Väter und Großväter hätten ihnen gesagt: sie erinnerten sich noch, daß die meisten von diesen Gegenden, wo jetzt die Bäume verborrt und abgestorben wären, blühende Waldungen und Ackerfluß an Rothwild gehabt hätten *).

Es ist mir unbegreiflich, wodurch die Gegenden nordwärts von dem Robben-Flusse mit der Zeit kälter und stürmischer werden sollten. Das Einzige, woran man zur Erklärung dieses Phänomens noch denken könnte, sind die im nördlichen Ocean vermehrten und vergrößerten Eismassen. Alle Russen, die den nördlichen Ocean befahren haben, und auch der unsterbliche Cook, fanden ihn ziemlich feicht. Die Eismassen, von denen neun Sechstelle unter dem Wasser zu sehn pflegen, sind dabei auf dem Grunde fest sitzen, und können folglich während des kurzen Sommers eben so wenig weiter nach Süden hin schwimmen, als aufthauen. Natürlicher Weise breiten nun die Eisfelder sich jährlich mehr aus, denn der im Winter gefallene Schnee, wird, wenn er im Sommer aufthaut, bald in neuem Eise. Dies vermehrt aber allerdings die Kälte der nahe liegenden Gegenden. Als wir auf unsrer Reise um die Welt, längs einer sehr großen und hohen Eismasse hin segelten und der Wind von daher auf uns zu kam, fiel das Fahrenheit'sche Thermometer, welches auf dem Verdeck in freier Luft hing, um 1, ja beinahe um 2 Grade. Sobald wir aber die Eismasse hinter uns hatten, stieg es wieder. So müssen auch die Länder nicht weit von großen Eismassen durch die Winde, die von denselben herkommen, kälter werden. Auch entstehen natürlicher Weise Stürme, da während des Sommers in Westen und Süden die Wärme zunimmt, und die Luft nun wieder in Gleichgewicht zu kommen strebt. — Mit dieser Erklärung mögen die Leser sich begnügen, bis eine andre und bessere angegeben wird, die Deane's Nachricht begreiflicher machen kann.

Am 26ten war das Wetter durch Schnee so
 abel, daß wir uns nicht aus der Stelle röhren;
 am folgenden Morgen aber konnten wir unfre Sa-
 chen trocken und etwa 12 Meilen weiter nordwärts
 gehen. Noth immer zeigte Nihilich's sich nicht;
 daher ließ ich am 28ten auf einer Insel im Pe-
 sche wo 2 See einen großen Rauch machen, und schlug
 von ein Paar Tage liegen zu bleiben, daß er zu
 uns kommen könnte.

Hier dieser Nacht entließ eine von Matonabbi's
 Frauen, mit noch einem andren Weibe. Man vermu-
 thet, sie wären ostwärts gegangen, um wieder zu ihren
 vorigen Männern zu kommen, denen sie einige Zeit
 vorher mit Gewalt entlassen worden waren. Dieser
 Vorfall machte mehr Lärm und Unruhe, als ich je
 geglaubt hätte, und Matonabbi schien über den
 Verlust seiner Frau ganz untröstlich zu seyn. Sie war
 in der That bei weitem die hübscheste unter allen
 seinen Weibern, von mittlerer Größe, von schöner
 Gesichtsfarbe, und überdies, wie es schien, von sanf-
 tem Temperament und angenehmen Sitten. Kurz
 sie besaß alle guten Eigenschaften, die man von einer
 wilden Nordamerikanerin verlangen kann. Uebrigens
 hatte sie sich in ihrer bisherigen Lage nicht glücklich
 gefühlt. Wahrscheinlich wollte sie lieber die einzige
 Frau eines rüstigen jungen Mannes seyn, den sie
 wenn er gleich nicht angesehen war, doch auch erzhö-
 ren konnte, als die Zuneigung des Vornachsten in
 Land mit sechs oder sieben andren thölen. In
 Es thut mir leid, hier einen Vorfall erzählen
 zu müssen, der Matonabbi's gar keine Ehre macht,
 und der sich ereignete, als wir am 3ten Kanots
 baueten. Der arme Mann, dem Matonabbi seine
 Frau mit Gewalt genommen, hatte von ihm we-
 gen dieser Handlung nachtheilig gesprochen. Ma-
 tonabbi

ra bti mußte das; und sobald er hörte, daß der
 Andre in unster Nähe wäre, öffnete er das Bündel
 eines von seinen Weib in, nahm mit großer Ralt-
 blüdigkeit ein neues langes Messer heraus, ging in
 des Mannes Belt, faßte ihn ohne weitere Vorrede bei
 dem Krügen, gab ihm drei Stiche, und würde ihn
 gewiß ermordet haben, wenn nicht noch zu rechter
 Zeit Andre dazu gekommen wären und ihn daran ge-
 hindert hätten. Zum Glück waren alle drei Wun-
 den am Schulterblatte, und folglich nicht tödtlich.
 Marton abti ging nach dieser schrecklichen That
 wieder in sein Belt zurück, setzte sich so ruhig wieder,
 als ob gar nichts vorgefallen wäre, verlangte Abwas-
 ser, seine blutigen Hände, und sein Messer abzuwas-
 chen, rauchte seine Pfeife, wie gewöhnlich, und fragte
 mich: ob ich nicht glaube, daß er recht gethan
 hätte.

Es ist bei diesen Völkerschaften eine hergebracht
 te Sitt, daß die Männer um ein Weib, welches
 ihnen gefällt, mit einander ringen; und natürlicher
 Weise wird es immer dem Stärksten zu Theil. Ein
 schwacher Mann, wenn er anders nicht ein guter
 Jäger und beliebt ist, darf daher selten ein Weib er-
 halten, das die Früchte seiner Lustsamkeit würd-
 igt. Der letzte Tag, wenn ein Mann Weiber allge-
 sehr mit Jellen und Lebensmitteln befallen sind, gar
 kein Bedenken, einem andern sein Weib von der Seite
 zu reißen, und ihm einen Theil der Lust aufzusprechen.
 Dies ist bei allen Stämmen, etwas Gewöhnliches,
 und hat die Wirkung, daß die Mannspersonen sich
 von Jugend auf im Ringen üben. Daburch wird
 auch der Schwächerer in Stand gesetzt, sein Eigen-
 thum, und besonders seine Frauen gegen jene Karo-
 len Räuber zu vertheidigen, von denen einige bloß
 davon leben, daß sie den Schwächeren Alles nehmen,
 was ihnen gefällt.

Die Art, wie sie mit einander zum Weiben oder andres Eigenthum streiten, ist sehr wild, kann aber wohl kaum ein Kampf genannt werden, da ich nie gehört habe, daß jemand bei einer solchen Gelegenheit eine Beschädigung bekommen hätte. Sie ziehen einander bloß bei den Haaren herum, und fallen wird einer zu Boden geschlagen oder gehalten. Es ist eben nicht selten der Fall, daß einer von beidem kurz vorher ehe der Kampf ansetzen soll, sich indessen die Haare abschneidet und die Ohren durch Fett schlüpfrig macht. Dann giebt es zuweilen einen wirklich komischen Anblick, wenn der eine Kämpfer mit wichtiger Miene umher schreitet, und ausruft: „wo ist er? Warum kommt er nicht?“ und der andre auf einmal mit kahlem Kopfe hervorspringt, seinen Gegner bei den Haaren ergreift und, ob er gleich vielleicht weit schwächer ist, diesen dennoch auf den Boden wirft, da der andre, Stärkere, hingegen nicht im Stande ist ihn zu fassen. Bei solchen Gelegenheiten hat oft jeder Kämpfer seine Rundschafter, die auf dem andren Achte haben müssen, so daß Beide nie auf gleichem Fuße sind. Können sie einander nicht bei den Händen zerrn, so umfassen sie einander mit weit ausgespreizten Beinen, in der Mitte des Leibes, und suchen sich auf diese Art zu Boden zu werfen.

Bei solchen Zweikämpfen pflegen die Zuschauer nie Parthei zu nehmen; selbst ein Bruder hilft dem andren durch weiter nichts, als durch guten Rath, der aber, da er immer ganz öffentlich gegeben wird, oft beiden Partheien gleich nützlich ist. Bisweilen hat einer von den Kämpfern bei weitem mehr Kräfte; der Schwächere wird aber, wenn um ein Weib gestritten wird, dennoch nicht nachgeben.

In diesem Falle rothen ihr, bisweilen seine Verwandten und Freunde, oder andre Zuschauer, nur aufzuhalten, und er sonst Schaden nehmen könnte, und am Ende doch das Streitige nicht behaupten würde. Die amöthliche und ungeschickliche Frau, die ich bei Johanna die Bemerkung gemacht, daß nur wenige Männer mit ihren Weibern unzufrieden waren, von denen sie sonst sehr leicht hätten können befreit werden. Es verging nehmlich, so oft eine beträchtliche Anzahl von ihnen beisammen war, kaum ein Tag, ohne daß Kampfe von dieser Art angeboten wurden. Ich beobachtete in solchen Fällen oft das arme Mädchen, welches den Streit veranlaßte, und in stillen Nachdenken die Entscheidung ihres Schicksals erwartete. Bisweilen empfand ich auch den stärksten Unwillen, wann das Mädchen einem Manne zusah, den es vielleicht von ganzer Seele haßte. Dann folgte sie ihrem neuen Gebieter mit solcher Betrübniß und solchem Widerwillen, daß es zuletzt zu den brutalsten Aufritten kam. Einem solchen armen Mädchen wurde die Kleidung fast ganz vom Leibe gerissen, und dann schleppte der Sieger es mit Gewalt nach seiner Wohnung. Bei andren Gelegenheiten war es freilich lustig genug, zu sehen, wie ein hübsches Mädchen, wenn es einem ihr widerlichen Manne weggenommen wurde, sich nur stellte, als ob es die Augen trockenete. Weil es so Sitte ist, unsterk sie nehmlich ein wenig weinen, und wenn der Ausgang des Kampfes ihren Wünschen auch noch so sehr entsprach. — Ich habe bei dieser Nachricht immer das Wort: Mädchen, gebraucht, und nicht ohne Absicht. Solche streitige Weiber sind nehmlich meistens noch jung, und ohne Kinder. Selden hat ein Mann Lust, die Kinder eines Mädchens zu ernähren, besondre Gelegen-

heilen andgenommen; von denen ich in des Jolly
reden werde. Einige alte Männer, die in dem Hause stehen,
das sie zandern oder beschwoeren können, sind durch
ihren Einfluß im Stande, die Uebrigen von solchen
Muthaten abzuhalten; doch selten bekümmern sie sich
mit andre Personen, als die zu ihrer Familie gehö-
ren. Diese Härthelichkeit verursacht Härtweilen ge-
heimt, öfters auch offenbare Feindschaften; aber ihre
meisten Nachbarn rächen sich nicht, weil Furcht oder
Uberglaube sie davon abschreckt. Alles, was diese
thun, besteht darin, daß sie hinter dem Rücken von
alten Leute Böses von ihnen sprechen, ein Saffee,
dessen sich fast alle Indianer ohne Ausnahme schal-
dig machen.

Bei aller dieser ungerechten Häßliche und dieser
Grausamkeit sind die nordlichen Indianer dennoch
die menschlichste unter den sämmtlichen Völkerschaf-
ten an der Hudsons-Bay; denn selbst die größte
Beleidigung oder der größte Verlust reizt sie zu kei-
ner andren Rache, als daß sie mit dem Thäter rün-
gen. Von Mordthaten, die bei allen südlichen Stäm-
men so häufig sind, hört man unter ihnen kaum
Ein Mörder wird auch von seinem ganzen Stamme
gehaßt und verabscheuet; er muß, selbst von seinen
Verwandten und Freunden verlassen, wie der Bräu-
dermörder Cain, einsam umher irren, wie von
ihnen

Da die Nordamerikanischen Stämme in der Polgonie
leben, so müssen die ihnen wahrscheinlich mehr Mädchen
als Knaben geboren werden; wenn man aber nicht an-
nehmen will, daß mehr Mannspersonen in den Kriegen
der verschiedenen Stämme, auf den weiten Reisen und bei
den gefährlichen Jagden umkommen. Wer sollte übrig-
ens in diesem entfernten Winkel des Eads verkeltet, nur
aus Politik geweinte Thränen suchen!

Wort, die ich kaum sehr kalt aufgenommen, und
 hört; wenn er wieder aufbricht, hinter sich her zu
 rennen; das geht den Mörder. Die Weiber bekom-
 men freilich, wenn sie sich vergangen haben, von ih-
 ren Männern hiemalen einen unglücklichen Schlag,
 der ihren Tod veranlaßt; aber so etwas wird für
 nichts geachtet. Uebrigens ist, der Fall beinahe un-
 erhört, daß man einander aus Rachbegierde, Eifer
 sucht oder irgend sonst einer Ursache ermorden sollte.
 Ausen Wotonaabbin weiß ich nicht einen Einz-
 gen, der sich jemals so etwas hätte zu Schulden kom-
 men lassen; und der war doch in andrem Betracht
 ein Mann von gutem Verstande, und für einen In-
 dianer auch so menschlich gesinnt, daß ich kaum be-
 greife, wie er die erwähnte That begehen konnte, wenn
 ich nicht annehme, daß er durch seinen Umgang mit
 sklavischen Indianern etwas von ihrem Nachsicht
 und ihrem Blutdurst bekommen hätte.
 Vor Auszogen früh Morgens, kam der Kapitain
 Bischoff zu uns. Er überlieferte mir ein Paket
 Briefe und ein Täschchen, etwa mit zwei Quart Franz-
 brandwein, erklärte aber dabei, daß alle Andre,
 was er in der Faktorei für mich bekommen hätte,
 Pulver, und Blei, Taback, Messer, u. s. w. schon ver-
 bräucht wäre. Zu seiner Entschuldigung sagte er,
 im Winter hätte er einige von seinen Verwandten
 durch den Tod verloren und, der Sitte gemäß, alle
 seine Sachen wegwerfen müssen. Nun wäre er ge-
 nöthigt gewesen, sich der meinigen zu bedienen, um

Es ist mir immer angenehm, wenn ich auch bei toden
 Wölfen eine Spur von Humanität finde, wie hier den
 Indianern abzuwenden, die den Mörder um das Blut schließlichen
 Stämme der nordamerikanischen Eingebornen zur Nach-
 sichte und zum Abende zeitige Tod, ist nicht dem na-
 turalen und natürlichen Instinct, wie den Europäern zu-
 schrieben.

nicht selbter zahlreichen Familie leben zu können. Er sagte mir das sehr betrübt und weinte dabei ob ich wie ein Kind, was aber wohl weniger von Neugierde seine Verurtheilung, als von Schmerz über den Tod seiner Auserwählten herrühren mochte. In ewiger Entschädigung gab er mir vier schon zubereitete Elennhäute das Einzige, was er, nach seiner Versicherung, hatte. Sie waren nicht zum zwanzigsten Theile so viel werth, als die von ihm verurtheilten Sachen, aber mir doch sehr willkommen; ich konnte sie heimlich als Schuhleder gebrauchen, welches bei uns sehr selten war; da wir hingegen Pulver und Blei noch in Ueberflus hatten.

An eben dem Tage, da Kihlschieß zu uns kam, wollte ein Indianer, der sich schon seit einiger Zeit in unsrer Gesellschaft befand, Matonabbi's eins von seinen Weibern mit Gewalt wegnehmen, wenn dieser ihm nicht eine gewisse Quantität Ammunition, einige Eisengeräthe, einen Kessel und noch andre Sachen gäbe. Matonabbi wollte die Frau nicht gern verlieren, und jener hatte bei weitem mehr Stärke. Er war zwar um so erbitterter, da eben derselbe Mann ihm die Frau erst am ersten April verkauft hatte; aber doch entschloß er sich, sie auf neue zu bezahlen. Theils, weil sie ganz leichlich ausfuhr, und überdies besondres Geschicklichkeit im Zubereiten der Felle, und in allen hier zu Lande erforderlichen Hausgeschäften besaß; Theils, weil er erst ganz vor Kurzem einen ähnlichen Verlust erlitten hatte.

Diese Streitigkeit, welche noch einigen Stunden durch Besänftigung beigelegt wurde; hätte beinahe unsere ganze Unternehmung vereitelt. Matonabbi, der sich für einen der größten Menschen im dem Welt hielt, nahm sich diese Anekdote zumal weil er sie

in meiner Gegenwart erlitten hatte, so zu Herzen
 daß er beinahe schon entschlossen war, nicht weiter
 nach dem Kupfergruben Fluße, sondern nach
 Westen zu den Athapuskow Indianern zu ge-
 hen und bei ihnen zu bleiben. Er kenne, sagte er,
 die vornehmsten Männer unter diesem Stamme, und
 wäre, als er sich einige Jahre bei ihnen aufgehalten
 hätte, besser von ihnen behandelt worden, als jemals
 von seinen Landsleuten. Ich wartete ab, bis Ma-
 tions bis die Höhe sich ein wenig gelegt hatte, und
 suchte ihn dann durch mancherlei Vorstellungen zu
 bewegen, daß er die Reise mit mir fortsetzen sollte.
 Besonders versicherte ich ihm, daß nicht nur der jetz-
 ige Gouverneur des Prinz von Wallis Fort,
 sondern auch alle dessen Nachfolger, ihn, so lange
 er lebte, vorzüglich achten, und daß die Hudsonsbay
 Kompagnie selbst seine Verdienste nicht verkennen
 würde. Endlich gab er nach, und versprach mir, so
 viel als nur immer möglich zu eilen. Wir gingen
 noch heute, ob es gleich schon gegen Abend war, fest
 von Meilen, und lagerten uns auf einer andern In-
 sel im Peseew See. In der vorigen Nachmittage
 hatten meine Indianer einiges Rothwild geschossen;
 aber unser waren jetzt so viele, daß kaum acht oder
 zehn Stück uns eine Mahlzeit geben konnten. Aber
 bringens hatten wir seit unsrer Ausbruche von dem
 Thulewey Jazayeth bloß von dem gebörren Fleische
 leben müssen, das wir im April gesammelt hatten.
 Als wir am Morgen an die Nordseite des Pe-
 sew See gekommen waren, machte Mations
 es sogleich Anstalten, unsrer Reise zu beschleunigen.
 Er hielt es für räthsam, die Menschen von seinen Weib-
 ern und Kindern unter der Wasserflut einziger, und uns
 Hoffentlich Indianer zurückzulassen, die uns mit ih-
 nen gemächlich nachfolgen. Auf dem Boden von ihm

bestimmten Orte, unsre Rückkehr vom dortigen Aufstiege
 gegen die Luft abwarten sollten. In diesem Ent-
 schlusse gemäss, wählte er zwei junge Weiber, die kei-
 ne Kinder hatten, zu Begleiterinnen; und damit sie
 nicht so schwer zu tragen hätten, kamen wir überein,
 nicht mehr Pulver und Blei mitzunehmen, als bis
 zu der Zeit, da wir zu dem bestimmten Orte zurück-
 kämen, nöthig wäre. Eben so machten es alle and-
 dreißig in meiner Gesellschaft gehörigen Indianer, bes-
 sonders die, welche mehrere Weiber und zahlreiche
 Kinder hatten. In dieser Hinsicht war ich sehr
 glücklich. Diese Einrichtungen nahen einige Zeit weg, nach
 es war, kam aber um die Abende am 21. den 22. und
 weiter reisen konnten. Doch selbst jetzt hatten wir
 schon die seine übrigen Weiber und Mädchen
 herbeizwingen, ihm nicht mit ihrem Rucke und allem
 ihrem Gepäcke zu folgen. Er mußte zuletzt seine Hin-
 tertheil bezeichnen und man schickte mit geschickten
 Willen aus einander. Alle gaben endlich auf den Weg
 ansetzen, erhoben die Weiber ein klägliches Geschrei
 und hörten damit nicht auf, so lange sie uns noch
 sehen konnten. Diese traurige Scene, die ich nicht
 meine Begleiter, gar keine Wirkung d. s. d. g. g. g. g.
 mehr sich end und so sehr glücklich war, wenn ich
 die Wenigen, die mir mit dem Bedauern über ihre
 Trennung von den Zurückgelassenen zu sehen, nachher
 doch bloß ihre Kinder, besonders die jüngsten, und
 erwählten, der Mutter mit einer Collier von
 dem gleich schon spät war, als wir uns von
 den Weibern trennten, so gingen wir dennoch unge-
 fähr zehn Meilen, nicht weiter anhielten, in einem weiden
 sah wir ein großes Rothwild, und die Indianer schaf-
 ten eines, das das Rothwild dem Befestigen sollte, ist was
 unglaublich schainen, hier auf sich haben, und erwidern,
 daß wir jetzt in 64. W. B. waren, und daß folglich

die Sonne, ob sie gleich nicht die ganze Nacht über dem Horizont blieb, doch mit so kurzer Zeit künz-
 gung, daß es bei heiterem Himmel zu allen Geschäf-
 ten hell genugs war. Ich hätte schon früher erwähnen sollen, daß
 während meines Aufenthaltes an dem Clowey
 eine Menge Indianer sich zu meinen Begleitern
 gesellen, um mit uns zu dem Kupfergruben-
 Fluße zu gehen, und zwar bloß in der Absicht,
 Est und Eisen zu ermboden, von denen man durch die
 Kupfer-Indianer wußte, daß sie den erwähnten
 Fluß in beträchtlicher Anzahl zu besuchen pflegten.
 Dieser Platz fand ungeachtet aller augenscheinlich da-
 mit verbundenen Nöthseligkeiten und Gefahren, so
 großen Beifall, daß fast Alle, die zu uns kamen, mit
 von der Gesellschaft seyn wollten. Dem gemäß ver-
 saß sich jeder, die Freiwilligen sowohl, als meine
 eigentlichen Begleiter, ehewie die Waldungen am
 Clowey verließen, mit eineln Schilde, das aus drei
 neuen Brettern bestand, ungefähr 3 Zoll dick, 12 Fuß
 breit und 3 Fuß lang war, und die Pfeile der Es-
 kim die abhalten sollte. Aber, dieser Anstalten nicht
 geachtet, blieb fast die Hälfte der ganzen Anzahl, nahe
 an Sechzig, zurück, als wir die Weiber und Kinder
 verließen. Zu ihrer Entschuldigung sagten sie sehr
 vernünftig, sie könnten nicht so lange von ihrer Fa-
 milie wegbliben, da sie für den Unterhalt derfel-
 ben sorgen müßten. Dies schien aber ein bloßer Vor-
 wand zu seyn, und ich glaube, daß Theils Aemuth,
 Theils Geiz die Ursachen waren, weshalb sie nicht
 mit uns giengen. Wahrscheinlich wären sie nicht zu-
 rückgebliben, wenn sie so viele Europäische Wad-
 ren zum Verschonen an ihre Bandleute gehabt hät-
 ten, wie Matonahbi und meine andrer Beglei-
 ter.

Als ich die kriegerischen Zustellungen meiner Reisegefährten sah und ihre Absichten erfuhr, suchte ich sie von der Ausführung ihres unmenschlichen Vorhabens abzuhalten; aber anstatt etwas auszurichten, mußte ich vielmehr den spöttischen Vorwurf hinnehmen: ich wäre feigherzig, und fürchtete mich vor den Eskimoen. Da ich wohl wußte, daß meine persönliche Sicherheit großen Theils von der Meinung abhing, die sie in diesem Punkte von mir hatten, so mußte ich meinen Ton umstimmen; ich sagte ihnen daher: es läge mir gar nichts daran, ob sie den ganzen Stamm der Eskimoen verüßten. Zwar wäre ich kein Feind dieser Menschen, und sähe nicht ein, weshalb man sie ohne Ursache angreifen mußte; fände ich es aber nöthig, um irgend einen von meiner Gesellschaft zu beschützen, so sollte man wohl sehen, daß ich einen armen, wehrlosen Eskimo gar nicht fürchtete, und daß ich nichts unterlassen würde, mich und meine Gefährten zu vertheidigen. Diese Erklärung wurde mit großem Beifall aufgenommen; in der Folge wagte ich es aber nie wieder, mich in ihre Kriegesangelegenheiten zu mischen. In der That war es, genau überlegt, auch ein thörichtes Unternehmen gewesen: wenn ich, ein einzelner Mann, den so lange und so tief eingewurzelten Nationalhaß gegen die Eskimoes hätte ausrotten wollen *).

Die Eskimoes sind bestimmt, wie bei allen Nordamerikanischen Stämmen einen so starken, unauslöschlichen Haß gegen die Eskimoes vorantastet hat. Die älteste Wahrscheinliche Spur von dieser Völkerschaft findet man in den alten Sagen der Eskimoes, die um das Jahr 1000 oder 1001 nach Grönland reisten und da eine fremde Völkerschaft in Häuten, die mit Leder überzogen waren, antrafen. Die großen, wohlwachsenden Normänner, die diese Kolonien gründeten, diese stolzen, unerschrockenen Menschen: Sie sind in der That ein Abkömmling, oder 2. Zwerge. In der Folge wurde die Kolonie von Normän-

Als wir von allen Weibern, Kindern, Hunden und dem schweren Gepäcke befreiet waren, setzten wir am 1sten Jun. unsre Reise nach Norden mit großer Eile fort; wir hatten aber so ungünstige Witterung (Schneegestöber und häufigen Regen), daß wir nicht eher als den 16ten Jun. in $67^{\circ} 30'$ N. B. an den Ort kamen, wo, nach Matonabbi's Verlangen, die Weiber und Kinder unsre Rückkehr von dem Kupfergruben-Flusse abwarten sollten.

Auf unsrem Wege dahin gingen wir über verschiedne, noch zugefrorene Seen, unter denen der Thoy-noy-kyed und der Thoy-coy-lyned die beträchtlichsten waren. Wir kamen auch über einige unbeträchtliche Bäche und Flüsse, die uns indeß zu weiter nichts halfen, als daß sie meinen Indianern einige Gerichte Fische verschafften. Rothwild gab es in solchem Ueberflusse, daß eine Menge bloß wegen des Fettes, des Markes und der Zungen geschossen wurde. Ich gab mir öfters Mühe, die Indianer von diesem so nachtheiligen Verfahren abzubringen; aber

niemals. Ich habe die Grönländer nicht nur auf Grönland gänzlich vernachlässiget; und wahrscheinlich ist sie in ihrem hilflosen Zustande zuletzt von den Eskimingen entgerieben worden, die dann im Besitze der Insel blieben. Die jetzigen Grönländer sind noch von kleinem Wuchse, und fahren, wie die Früheren im elfften Jahrhunderte, in Booten mit Leder überzogen. Sie gehören zu der Völkerschaft, die sich, wie man jetzt weiß, von Grönland über den ganzen Norden von Amerika, bis zu dem Churchill-Fluß an der Hudsons-Bay, im ganzen Labrador-Lande, und wahrscheinlich auch längs dem nördlichen Elemente bis zu dem Kupfergruben, wo nicht gar bis zu dem Mackensie-Flusse ausgedehret hat. Den Nahmen Eskimingen oder Eskimabys haben sie aus der Sprache der Eskimie bekommen, in welcher Eskimantfil eine Speise, besonders Fische, schon, bedeutet. (So pflegen auch die Russen die sogenannten Samojeden in ihrem Irren-Rangelsten Sie zu nennen, ein Nahme, den das Essen roher, gefrorener Fische und rohen Fleisches be-
deutet.) Die Grönländer sind in Sprache, Sitten und Lebensart obliq. den Eskimingen ähnlich. S.

National-Sitten lassen sich nicht so leicht ausrotten; und ich befand immer nur zur Antwort: „es wäre ganz gewiß recht viel zu erlegen, und nur das Boffe zu essen, so oft man könnte.“ Wo nicht viel wäre, müßte man das freilich wohl unterlassen; wehrgens würde, wenn man in einer Gegend Wild in Menge erlegte, es darauhin den andern nicht feltener.“ In der That waren die Indianer gewohnt, nichts Lebendiges, was ihnen vorkam, zu verschonen, so daß sie auch nicht einmal bei dem Neste kleiner Vögel vorbeigehen, ohne die Jungen zu tödten, oder die Eier zu zerbrechen.“

Am 17ten bis zum 20sten reisten wir 70 bis 80 Meilen weiter, in nordwestlicher Richtung, und zwar größten Theils an dem Ege ad See, welcher aber noch zugefroren war, weshalb wir über das Eis aller der Bäche und Flüsse gingen, die sich in ihn ergießen.“

Am 21sten hatten wir Regentwetter und einen so dicken Nebel, daß wir gar nicht sehen konnten. Doch um 10 Uhr Abends wurde der Himmel heiter, und die Sonne schien sehr hell. Sie ging diese ganze Nacht nicht unter: was denn, auch ohne Beobachtung, ein sicherer Beweis ist, daß wir uns jetzt beträchtlich weit nordwärts von dem Polarkreise befanden.“

Sobald die Witterung wieder besser war, gingen wir ungefähr sieben bis acht Meilen weiter vor.“

Die rohen Zitterkähne gleichen in manchen Stücken den Europäischen Kindern, besonders unsern Knaben, welche ebenfalls, wenn man sie sich selbst überläßt, nicht leicht an einem Vogelneste vorbeigehen, ohne die Eier oder die Jungen aufzunehmen, und jene dann zu zerbrechen, diese aber elend umkommen zu lassen. — Der rohe Wilde ist also gleichsam noch in der Kindheit der Menschheit.

wärts und kamen zu einem Arme des Congo: es
 thas w h a chag u Flusses, an dessen nördlichem
 Ufer wir mehrere Kupfer-Indianer fanden, die
 sich, ihrer jährlichen Gewohnheit gemäß, da einige
 finden hätten, mit in ihren kleinen Kanots Nach-
 weis, wenn es über den Fluß setze, zu erlegen.

Das Eis war nun aufgegangen, und so kamen
 wir in diesem Sommer zum erstenmal in den Fall, vor
 unsren Kanots Gebrauch zu machen, um über den
 Fluß zu fahren. Es würde hiermit, da unsre Anzahl
 nicht viel weniger als hundert und fünfzig betrug,
 und wir doch nur drei Kanots von der gewöhnlichen
 Größe hatten, sehr langsam gegangen seyn, wenn
 nicht die Kupfer-Indianer so gefällig gewesen
 wären, uns alle ihre Kanots zu Hülfe zu schicken,
 Uebrigens pflegen diese Leute, wenn sie mehr als ein
 Kanot haben, und das Wasser ruhig ist, zwei bis vier
 durch Querstangen mit einander zu verbinden, so daß
 diese Art von Floß alsdenn verhältnismäßig weit
 mehr trägt und auch fast unmöglich umschlagen kann.

Auf dem nördlichen Ufer des Flusses fanden wir,
 daß Matonabbi und mehrere Andre von unsrer
 Gesellschaft persönliche Bekanntschaft mit vielen dort
 befindlichen Kupfer-Indianern hatten. Die
 Letzteren schienen sich über dieses Zusammentreffen
 zu freuen, und zeigten sich sehr bereitwillig, uns nach
 ihren besten Kräften zu dienen. Raunt waren unsre
 Zelte aufgeschlagen, so hatten sie schon eine große
 Menge gedörrtes Fleisch und Fett angeschafft, und
 luden die angesehensten von meinen Gefährten zu
 einem Gastmahle ein, wobei Matonabbi und ich
 von dem Besten bekamen.

Natürlicher Weise machten wir gleich nach uns-
 rer Ankunft die Kupfer-Indianer mit der Absicht
 unsrer Reise bekannt. Sie gaben uns ihren

willigen Beifall, und viele versprachen uns auch ihre
 Untersuchung. Besonders erboten sie sich, uns einige
 Kanoes zu leihen; die uns, wie sie versicherten, auf
 dem noch übrigen Theil unserer Reise sehr zu Statten
 kommen würden. Als Jod muß indess bemerken, daß
 diese Kanowen nicht eigentlich meinen Leuten anver-
 traut wurden, sondern daß die Besitzer sie selbst tru-
 gen, und mit uns gingen, da es sehr ungewiß war,
 ob wir sie bei unserer Rückkehr von dem Kupfer-
 gruben-Flusse wieder antreffen würden.

Meiner Instruktion gemäß, rauchte ich mein Frie-
 dens-Kalumet in Vornehmsten der Kupfer-
 Indianer, die sich über sehr zu freuen schienen.
 In einer Unterredung mit diesen Leuten bemerkte ich,
 daß sie sich Hoffnung machten, es würde eine Eu-
 ropäische Niederlassung in ihrer Nachbarschaft ange-
 legt werden. Davon, daß irgend etwas die Ausfüh-
 rung eines solchen Plans hindern könnte, schienen
 sie gar keinen Begriff zu haben. Klima und Witterung
 waren in ihren Augen etwas ganz Unbedeutend-
 es, auch sahen sie nicht ein, wie es schwer seyn
 könnte, bis zu ihnen zu gelangen. Sie gestanden frei-
 lich, daß sie das Meer an der Mündung des Kupfer-
 Flusses nie von Eise frei gesehen hätten;

Der Haß gegen die Eskimoes, den man bei allen
 Nordamerikanischen Stämmen bemerkt, ist in der That
 ein wahres Räthsel. Jene haben sich schon seit 300 Jah-
 ren in den nördlichen Gegenden von Amerika aufgehal-
 ten, und sojald die andren Stämme durch ihre Ein-
 wanderung nicht verdrängt. Sie sind übrigens von Na-
 tur harmlos und sehr edel gesinnthig. Die Verfol-
 gung, die sie von ihren grausamen Nachbarn erleiden
 müssen, hat sie gegen Fremde mißträulich gemacht; aber
 gegen einander sind sie sehr freundlich und hülf-
 reich. Kein Volk giebt übrigens einen stärkeren Beweis
 von Liebe zum Vaterlande, als dieses, das die allerfäl-
 testen, unwirthbarsten Gegenden von Nord-Amerika be-
 wohnt und sie dennoch mit keinem andren Aufenthalte
 vertauschen mag.

aber dieser Umstand meinten sie, könnte ja ein Schiff
 wohl nicht hindern, sie zu besuchen. Einfältig genug
 sagten sie auch noch hinzu zu wachen dem Eisen-
 der Kiste wäre das Wasser dünner, so ruhig, daß
 selbst kleinen Boote sich ohne alle Gefahr darin auf-
 halten könnten. Wie das Schiff zwischen das Eis
 und die Kiste hinein kommen sollte, daran dachten
 sie nicht. Ob sie wirklich gastfrei waren, oder ob sie sich
 von meinen Entdeckungen große Vortheile verspra-
 chen, will ich nicht entscheiden; aber genug, ihre Ar-
 tigheit war bei weitem größer, als ich sie von einer
 so unkultivirten Stamme erwarten durfte, und es
 that mir daher sehr leid, daß ich ihnen nichts von
 eigentlichem Werthe anbieten konnte. Was ich besaß,
 vertheilte ich unter sie, und es wurde mit Dank an-
 genommen. Zwar haben sie einige Europäische Wa-
 ren, die sie von den nördlichen Indianern kaufen;
 aber eben dasselbe aus den Händen eines Engländers
 hatte doch für sie weit größeren Werth. Da ich der
 erste Europäer war, den sie jemals sahen, und sehr
 wahrscheinlich auch der letzte sehn konnte, so umging-
 ten sie mich Alles, und besahen mich vom Kopfe bis
 zum Fuße eben so genau, wie ein Europäischer Na-
 turforscher ein neuentdecktes Thier. Am Ende er-
 klärten sie mich denn doch für ein vollständiges mensch-
 liches Wesen, nur die Farbe meiner Haare und mei-
 ne Augen ausgenommen. Die ersten sagten sie,
 wären wie das gefärbte Haar in einem Buffel-
 zuge, und die letzteren glichen den Augen einer Neve.
 Meine weiße Haut war, nach ihrem Urtheile auch
 ganz und gar nicht schön; sie sahe aus, sagten sie,
 wie Fleisch, aus dem man jeden Tropfen Blut her-
 ausgekocht hätte. Ueberhaupt war ich hier die größte
 Merkwürdigkeit. So oft ich mich räumte, wurde

ich von Eitem oder indem Andrew nicht ausgehen
den Haare gebeten. Diese wieder machte sorgfältig
ein, und sagte dabei: wenn ich dich wieder sehr voll
ich die auch dein Haar wieder zeigen. *M. H. H. H. H.*
Den Tag nach unsrer Ankunft kam Congelath
thlaitha draga, schickte Matonabbi seinen Bru-
der und einige Kupfer. In demnach dem Kup-
fer in Flüsse, und trug ihnen auf, die Menschen,
die sie etwa dort anträfen, mit dem A'stch-Atemo-
Reise bekannt zu machen und ihnen zugleich zu sagen,
wann sie mich wahrscheinlich erwarten könnten. Ich
selbst gab diesen Worten Taback und einige andre Klein-
igkeiten zum Beschenken mit. *M. H. H. H. H. H.*
Da Matonabbi und die übrigen Indianer es-
rathsam fanden, alle Weiber jetzt zurückzulassen und
ohne sie zu dem Kupfergrube in Flüsse zu ge-
hen: so beschloß man, einige Tage hier zu bleiben
und so viel Hochwild zu schießen, daß sie während
unsrer Abwesenheit davon leben könnten. Dieses
Fleisch wurde übrigens auf die schon beschriebene Art
gedörrt. *M. H. H. H. H. H.*

Ich hatte während meines Aufenthaltes an dem
Flusse Ursache genug, mit dem Betragen, das eini-
ge von meinen Leuten gegen die Kupfer-Indianer
nenn beobachteten, sehr unzufrieden zu seyn. Ich
nahm diesen nicht nur viele junge Weiber, *M. H. H. H. H.*

M. H. H. H. H. H.
Auch bei uns ist ein Mensch aus einer weit entfernten
Gegend, der sich in Farbe, Haaren, Gesichtsbildung und
Augen von uns unterscheidet, ein Gegenstand der Neu-
gierde. Das die weißen Nord-Amerikaner Hearne's
Augen und Haare mit Gegenständen verglichen, die sie
am besten kannten, war sehr natürlich; und eben so, daß
sie etwas von dem fremden Manne zum Andenken zu ha-
ben wünschten. Gerade so machten es die Insulaner in der
Südsee, denen selbst eine einzelne Glasperle, ein kleiner
Nagel, oder auch nur ein Stückchen weißes Papier aus
den Händen eines Tahara Britannischen Man-
nes) äußerst wichtig war. *M. H. H. H. H.*

raffe und zur Kleidung in Stand gesetzte Hauten weg;
 sondern auch mehrere Bogen und Pfeile: die einzigen
 Werkzeuge, wodurch sie sich und ihren Familien Nahr-
 rung und Kleidung verschaffen können. Man glaubt
 vielleicht, dieser Verlust sey, da die Waffen von so
 einfacher Form sind, leicht durch eine geringe Mühe
 zu ersetzen gewesen. Aber hier waren die dazu nöthi-
 gen Materialien eben nicht so leicht zu bekommen;
 fauch würde man diese Sachen auch nicht gestohlen
 haben. Mitten in einem Walde ist das Holz, aus
 dem der nördliche Indianer sich Bogen und Pfeile
 verfertigt, von keinem großen Werthe; wo er aber
 einige hundert (Engl.) Meilen zu gehen hat, neho er
 Holz findet, müssen daraus verfertigte, so nöthige
 Werkzeuge natürlicher Weise sehr schätzbar seyn. Nun
 Ich muß übrigens Matóna babón die Gerech-
 tigkeit widerfahren lassen, daß er seine Landsleute
 so viel als möglich zu verhindern suchte, den Kupfer-
 Indianern Pelzwerke, Kleidungsstücke und
 Bogenweizuzuhören, ohne ihnen ein angemessenes Ge-
 schenk dafür zu machen; aber in Betreff der Wela-
 beer hielt er sich anders: wenn er auch nicht zum
 Raube: denselben anreizte, so that er doch wenigstens
 nichts, ihn zu verhindern. Die Kupfer-Indianer
 neriun er schienen, übrigens von unsern nördlichen
 Handelsleuten sehr geschätzt zu werden: aus welchem
 Grunde weiß ich nicht, da beide im Grunde dassel-
 be Volk sind, und ihre Sprachen nicht einmal so viel
 von einander abweichen, wie die Dialekte zweier be-
 nachbarten Provinzen in England.

*) Wieder ein Beweis, wie sehr die mit den Europäern in
 Verbindung stehenden Nordamerikanischen Stämme sich
 verschlimmern. Sie berauben die kühnlichen, nichts
 Arges besüchtenden Kupfer-Indianer, und machen
 sie auf diese Art ganz von sich abhängig.

Es ist gar nicht zu verwandern, daß diese Leute sich gewöhnlich mehrere Weiber halten; auch hat, nach meiner Ueberzeugung, kein Volk unter der Sonne größere Ansprüche auf Nachsicht in diesem Stücke. Jeder gute Jäger muß, da ihm keine Pferde zu Dienste stehen, einige Personen haben, die ihm seine Felle nach der Faktorei der Kompagnie bringen helfen; und zum Tragen oder Ziehen sind hier zu Lande die Weiber am tüchtigsten, weil sie von Jugend auf dazu gewöhnt werden *).

Sich merke hier zur Ehre der nördlichen Indianerinnen noch an, daß sie die sanftesten und tugendhaftesten von allen Weibern sind, die ich irgendwo in Nord-Amerika gesehen habe. Freilich glauben Einige, dieser Charakter habe mehr Gemohnheit, als Furcht vor ihren Männern zum Grunde; als wirkliche Herzengüte; und wirklich kann man auch nicht läugnen, daß eine Nord-Amerikanerin sich am besten von einem Manne ihrer Nation ergiebt. Wenn eine und die andre Erlaubniß bekommen hat, im Fort zu bleiben, so ist sie durch Wohltheile leicht dahin zu bringen gewesen, schon Ehrwürdiger untreu zu werden; und manche ist nach und nach eben so ausschweifend geworden, wie die Süd-Indianerinnen, welche bei allen Stämmen für die vor-

*) Schon oben ist erinnert worden, daß die Vielweiberer unter den Nordamerikanischen Wilden gewissermaßen ein von den Engländern veranlaßtes Uebel ist, da der Wilde, das mit dem Fellewerk handelt, Lastthiere braucht und die Weiber dazu am bequemsten findet. Es ist übrigens sehr zu verwandern, daß die Nordamerikaner nicht, wie die Russen, Chinesen und Korjaken in Asien, darauf fallen, Hunde oder Reuthiere zu zähmen und zum Ziehen zu gewöhnen. Dächten die meisten Engländer an sonst etwas, als an Gelderwerb, so würden sie selbst durch Züchtung und Gebrauch dieser Thiere den Eingehorath ein Beispiel geben.

worfensten Creaturen unter der Sonne gelten. Diese gehen sich, so lange sie noch jung sind und Temperament haben, so gar der Blutschande Preis, und zwar, wenn sie, wie es oft der Fall zu seyn pflegt, betrunken sind, auf eine so schamlose Art, daß selbst unvernünftige Thiere nicht weniger auf Wohlstand sehen können. Ich weiß wohl, daß einige Europäer mit dem Lobe der Südindianischen Weiber sehr freigebig gewesen sind; aber sie hatten wenig Gelegenheit gehabt, mit ihnen bekannt zu werden und ihre Sitten zu beobachten; sonst würden sie gekundt haben, daß kein Mann so viele Vorzüge, er auch haben mag, im Stande ist, sich die Liebe einer südlichen Indianerin in dem Grade zu erwerben, daß sie ihm treu bleibt.

Bei den nördlichen Indianerinnen hingegen hat man selten von Ausschweifungen, selbst wenn sie einen Mann mit sechs oder sieben Andren theilen müssen. Freilich, wenn ich meine Meinung nach dem Betragen, dreyer bestimmte, mit denen ich genauer bekannt geworden bin, so könnte ich eben nicht viel Gutes von ihnen sagen; aber ich darf nicht alle nach einigen wenigen, und gerade den schlechtesten, theilen, sondern muß denken, daß Reisende gewöhnlich das Schlechteste bekommen, ob sie schon vielleicht am besten befohlen.

*) Dies ist zwar im Ganzen der Charakter aller (den Rassen der Hudsons Bay so genannten) Süd-Indianischen Weiber, die wie den Arabischen Indianern von einem Stamme sind; doch giebt es auch die seltenen Ausnahmen. Eine solche war Maria, die Tochter des Gouverneurs Moses Norton, die ihr Vater unter den ausschweifenden Eingebornen aufwachsen ließ, und die noch jede weibliche Tugend hatte. Leider mußte die arme Maria nach dem Tode ihres Vaters, in einem Alter von 22 Jahren, mitten unter ihrem Verwahrten am Hunger und Kälte sterben.

Es ist übrigens bei den Nord-Indianern sehr gewöhnlich, daß zwei Männer ihre Weiber auf eine Nacht mit einander vertauschen. Dies wird aber bei ihnen gar nicht als etwas Strafbares angesehen, sondern vielmehr als das stärkste Band der Freundschaft zwischen zwei Familien; und im Falle, daß der eine von beiden Männern stirbt, hält sich der andre für verpflichtet, dessen Kinder zu ernähren. Man weiß auch nicht ein einziges Beispiel, daß ein Indianer die Pflicht vernachlässigt hätte, zu deren Erfüllung er sich, nach der Meinung der Nation, auf solche Art anheuschig gemacht hat. Selbst die südlichen Indianer sind, bei allen ihren üblen Eigenschaften, doch sehr menschlich und mitleidig gegen die Wittwen und Waisen ihrer verstorbenen Freunde, und nur seltener bleiben dergleichen unglückliche Geschöpfe ohne Hilfe.

Obgleich ein nördlicher Indianer kein Bedenten trägt, zwei oder drei Schwestern zu gleicher Zeit als Weiber zu haben, so nimme er doch bei denen, welchen er den näheren Umgang mit ihnen gestattet, auf den Grad der Verwandtschaft Rücksicht. Die südlichen Indianer sind in diesem Stücke weniger gewissenhaft; bei ihnen ist es ganz und gar nicht ungewöhnlich, daß der eine Bruder mit der Frau oder Tochter des andren vertrauten Umgang hat, was in den Augen der nördlichen Indianer abscheulich ist. D.

Sch

*) Die meisten südlichen Stämme (sowohl, als die Acha, Tusonora und Neshamaper, haben keine Begriffe von Blutsande. Es ist unverkennlich, daß viele von ihnen gelegentlich bei ihrer Mutter schlafen, und mit ihre Schwestern oder Töchter förmlich zu ihren Weibern machen. Ich habe einige gekannt, die erst eine Zeitlang mit ihren Schwestern auf diese Art gelebt hatten, und sie dann ihren Ehemännern gaben, womit auch alle Ehe vollkommnen zufrieden waren. Trotz ihrem kalten Klima sind diese Menschen so wollüstig und ausschweifend, wie es die Einwohner des südlichen

südlichen

Ich komme wieder zu meiner Reisegeschichte.
 Als wir Nothwillig genug, zum Unterhalt der Weiber
 während unsrer Abwesenheit, geschossen hatten, brach
 ichen wir (am ersten Juli) wieder auf. Bis dahin
 hatte ich zwei gute Besbüchungen anstellen können,
 deren Durchschnitt die Breite des Congeetha
 w h t c h a g a auf 68° 46' N. bestimmte. Die Länge
 war, nach Berechnungen, 24° 52' W. vom P r i n z i s
 vom Walvis-Fort, oder 118° 15' W. von Lond
 don. Ehe wir unsren Weg antraten, entschlossen sich
 mehrere Indianer, lieber bei den Weibern zu bleiben,
 als dem kriegerischen Zug mitzumachen; sie würden
 (wod. noch nicht) nicht werden wollen. (aus dem
 Südlichen Afriken nur immer sein können. Freilich nehmen
 sie von denen, welche unter dem unmittelbaren Schutze des
 Engländer leben, nur wenige ihre Schwestern oder Töchter
 zu Weibern, (wahrscheinlich weil sie wissen) daß die
 Engländer Jamis unzufrieden sind, doch Blutschande fällt
 nur allzu oft unter ihnen vor. A. d. V. — Da die süde
 wärts wohnenden Nordamerikanischen Stämme, (wie der
 Verfasser ausdrücklich anmerkt, mit den Kanadischen Eigen
 nen Ursprung haben: so ist es um so befremdender, daß
 Blutschande unter ihnen Statt findet; denn bei den Stämme
 ren, welche an die Nordamerikanischen Kreisläufen anlan
 gen, giebt es hierpon, und auch von der Vielweiberet, un
 selten Beispiele. — Daß die Männer sich mit ihren
 Schwestern und Töchtern beaachten, führt wohl hauptsächlich
 lich von dem krieglichen Zustande her, in welchem die
 Weiber überhaupt gehalten werden. Wie kann sie eine
 Person, die einem Manne blindlings zu gehorchen ge
 wohnt ist, seinem Willen in irgend einem Stücke wider
 setzen? — Daß der Wilde seine oder ihm selbst gewaltsam
 brauchte Tochter nachher sogar seinem Sohne zur Frau
 giebt, ist ein Sittverderbnis, die man kaum nach bei
 irgend einer andren Völkerschaft findet. Die nomadischen
 Stämme der Araber haben zwar vorlicher in sich Vielweiber
 berei geteilt; aber doch hatten sie Blutschande für Unrecht,
 und haben in ihrer Sprache sogar Wörter dafür, mit de
 nen der Begriff des Blutschandes verknüpft ist. Die Araber
 aber Kanadier, ein veteränerer Stamm am Nordischen
 Meerbusen und in den angrenzenden Wäldern, trieben vor
 Blutschande; sie wurden aber auch von allen nicht schei
 zeten Völkern, doch als herabgewert. Hoch. XXX. 1. 1. 1.
 Diodorus Sicul. II. III. Strabon. Geograph. I. XVI.

aber vollkommen durch die Kupfer-Indianer ersetzt, die uns als Wegweiser und Krieger begleiteten.

Am 2ten hatten wir so üble Witterung, mit vielem Schnee und Gestöber, daß wir nur zehn (Engl.) Meilen zurücklegten. Eben so ging es am folgenden Tage, wo wir endlich anhielten, weil wir vor Schnee unseren Weg nicht sehen konnten. Wir legten uns hinter einen großen Stein, der uns vor dem Winde schützte, oder in die Spalten der Felsen, aßen, was wir bei uns hatten, und rauchten unsre Pfeife, oder schliefen, bis die Witterung uns erlaubte, die Reise weiter fortzusetzen.

Am 4ten hatten wir etwas besseres Wetter, obgleich auch heute ein unaufhörliches leichtes Schneegestöber das Gehen sehr unbequem machte. Dessen ungeachtet gingen wir aber 27 Meilen nach Nordwesten, und zwar 14 davon über die steinigsten Berge, die ihren Namen gewiß mit vollem Rechte verdienen. Als wir uns diesen Bergen zuerst näherten, schienen sie ein unordentlicher Haufe von Steinen zu seyn, der für jeden Menschen völlig unzugänglich wäre; doch da wir einige Kupfer-Indianer bei uns hatten, welche die besten Wege kannten, so kamen wir noch ziemlich gut hinan, wobei wir freilich öfters auf Händen und Füßen kriechen mußten. So schlecht der Weg übrigens auch ist, so kann man doch selbst auf den schwierigsten Stellen sehr deutlich einen Pfad über das ganze Gebirge unterscheiden; und wo die Felsen etwas ebener sind, da ist der Pfad so deutlich und so betreten, wie irgend ein Nebenweg in England. Neben diesem Pfade liegen an verschiedenen Stellen mehrere große, flache Steine, gleich Tafeln; und diese sind mit vielen tausend kleinen Nieseln bedeckt. Die Kupfer-Indianer sagten uns:

diese Kiesel hätten sich nach und nach durch die Reisenden vermehrt, welche zu den Kupfergruben gegangen, oder von dort her gekommen wären. Da wir nun auch erfuhren, daß nach einer allgemeiner Sitte jedermann einen Stein hingulege, so wollten wir nicht die Einzigen seyn, welche es unterließen.

Gerade als wir an den Fuß der steinigten Berge kamen, kehrten drei von den Indianern wieder um. Sie sagten, sehr wahrscheinlich würde die noch übrige Reise mit mehr Beschwerlichkeiten verbunden seyn, als daß sie durch das Vergnügen, mit den Eskimoen zu kämpfen, aufgewogen werden könnten.

Am 5ten war das Wetter durch Schnee, Regen und Gestöber so übel, daß wir nicht weiter gingen. Am folgenden Tage machten wir bei besserem Wetter eif. Meilen; aber dann mußten wir uns auch heute, wie an den vier vorigen Abenden, nach einem Lager zwischen den Felsen umsehen, weil wir weder Zelte, noch Zeltstäbe bei uns hatten. Den nächsten Morgen verließen uns noch funfzehn andre Indianer, weil sie von dem üblen Wege und dem ungewöhnlich schlimmen Wetter ganz krank geworden waren. Wirklich hatten wir seit unsrem Ausbruch von dem Congeathawachaga kein trocknes Kleidungsstück am Leibe gehabt und uns nur durch Felsen und Höhlen vor dem unfreundlichen Wetter schützen können; aber auch diese waren ein feuchter, ungesunder Aufenthalt, da in den meisten das Wasser ohne Unterlaß von dem zum Dache dienenden Felsen herabtröpfelte, so daß wir uns nicht viel besser als in der freien Luft befanden. Ueberdies hatten wir während der ganzen Zeit uns nicht ein einzigesmal Feuer anzünden können, (ausgenommen zum Anbrennen unsrer Pfeifen.) Zwar gab es hier und da ein wenig Moos; aber

es war durch das beständige Geföber so naß, daß es unmöglich brennen konnte.

Wir waren kaum an unserm Zufluchtsorte, so aßen wir etwas rohes Wildbret, das die Indianer diesen Morgen geschossen hatten; denn unser kleiner Vorrath vorgerodertem Fleische war schon aufgezehrt. Auf einmal kam nun ein heftiger Sturm aus Nordwesten mit so starkem Schneewetter, daß die ältesten Indianer in unsrer Gesellschaft sagten: sie hätten dergleichen zu keiner Jahreszeit erlebt, und am wenigsten mitten im Sommer. Der Sturm legte sich bald, und nach und nach wurde es völlig windstill; die Schneeflocken waren aber so groß, daß es allen Glauben übersteigt, und fielen in solcher ungeheuren Menge, daß wir, ob es gleich nur neun Stunden schneiete, doch Gefahr liefen, in unsrer Höhle zu ersticken.

Am 7ten hatten wir einige vorübergehende Regenschauer, aber auch warmen Sonnenschein, der den größten Theil des neugefallenen Schnees bald wieder schmelzte. Früh Morgens krochen wir aus unsrer Höhlen an der Nordseite der steinigten Berge hervor, und gingen etwa achtzehn bis zwanzig Meilen weiter. Wir kamen über einen großen See, dessen Eis noch lange nicht geschmolzen war. Ich nannte ihn den Büffel- oder Bisamstier-See, weil an dem Rande desselben eine Menge solcher Thiere weideten. Die Indianer erlegten viele; doch da sie fanden, daß alle mager waren, so nahmen sie nur einige Häute zu Schuhleder mit. Jetzt sahen wir seit unsrem Ausbruche von der Faktorei zum erstenmale Bisamstiere. Auf meinen beiden vorigen Reisen hatt' ich dergleichen viel früher angetroffen; auch findet man sie bisweilen ganz nahe an der Küste des Hudsons-Bay, in der ganzen Strecke von Knapp's Bay, bis zur Wager-Schwäbe. Am häufigsten

Sind sie aber innerhalb des Polarkreises. In diesen hohen Breiten habe ich oft an einem Tage mehrere Heerden solcher Thiere gesehen, von denen jede aus nicht weniger als achtzig bis hundert Stück bestand. Der Stiere sind, in Verhältniß zu den Kühen, sehr wenige: denn selten sieht man mehr als zwei oder drei völlig ausgewachsene bei der größten Heerde; und da man so viele todt findet, so mögen sie wohl, wie die Indianer glauben, einander in der Brunstzeit tödten. Sie sind dann auch so eifersüchtig auf die Kühe, daß weder Mensch noch Thier sich diesen nähern darf. Man hat bemerkt, daß sie sogar auf Raben und andre größere Vögel brüllend zulaufen, wenn diese sich von ungefähr in der Nähe der Kühe niederlassen. Vorzüglich gern halten sie sich in dem steinigten, gebirgigen Theilen der öden Gegenden auf, und selten entfernen sie sich weit von den Waldungen. Ob sie gleich ziemlich groß, und, dem Anscheine nach, sehr unbehülflich sind, so erklattern sie doch die Felsen mit vieler Leichtigkeit und fast mit eben so leichtem Schritte, wie die Ziegen. So wie diese, fressen sie auch alles, was ihnen vorkommt. Zwar scheinen sie Gras am meisten zu lieben; aber im Winter, wenn es ihnen daran fehlt, fressen sie auch Moos, oder was für Vegetabilien sie sonst finden können, z. B. die Spitzen der Weiden und die zarten Sprossen der Fichten. Die Kühe lassen den Stier im August zu, und werfen dann ihr Junges — denn nie haben sie mehr als Eins — zu Ende des Mayes, oder zu Anfange des Junius.

Ein völlig ausgewachsener Bisamstier ist ungefähr eben so groß, wie das Englische Rindvieh; nur sind die Beine kürzer, obgleich dick. Der Schwanz ist nicht länger, als an einem Bären; er hängt, wie bei diesem Thiere, immer herunter und einwärts, so

daß die langen Haare des Hintertheiles und der Lenden ihn gänzlich verdecken. Die Krümmung des Rückens ist verhältnißmäßig nicht viel größer, als an dem Rothwilde. Die Haare sind an einigen Theilen sehr lang, besonders an dem Bauche, den Seiten und den Hintertheilen; doch die längsten, vorzüglich an dem Stiere, sitzen unter dem Halse, von dem Kinn an, bis zu dem unteren Theile der Brust, zwischen den Vorderbeinen. Hier hängt das Haar wie die Mähne eines Pferdes herunter, und giebt dem Thiere ein sehr furchtbares Ansehen. Aus diesen Haaren (nicht aus denen im Schwanz) machen die Eskimoes ihre Muskito-Perücken. Für den Winter giebt die Natur den Bisamstieren einen Pelz von Ucker, feiner Wolle, die an den Wurzeln der längeren Haare hervorstößt und sie gegen die strenge Kälte dieser Jahreszeit schützt. So wie aber der Sommer herankommt, löset dieser Pelz sich von der Haut ab. Das Thier wälzt sich dann oft auf der Erde, und arbeitet dabei die Wolle los, die dadurch allmählig abfällt, so daß im Sommer wenig mehr, als das lange Haar, übrig bleibt. Der Sommer ist aber in diesem hohen Breiten so kurz, daß der neue Pelz, wenn der alte abfällt, schon wieder zum Vorschein kommt, so daß der Stier gegen die Zeit, da es kalt wird, wieder eine Winterbedeckung hat.

Das Fleisch des Bisamstieres hat gar keine Ähnlichkeit mit dem Fleische der westlichen Däffel, sondern eher mit dem von Mus oder Eleuthieren. Das Fett ist ganz weiß, nur wenig mit Hellblau tingirt. Die Kälber und die jungen Kühe lassen sich recht gut essen; aber das Fleisch der Stiere riecht und schmeckt so stark nach Bisam, daß es sehr widerlich zu genießen ist. Selbst das Messer, womit man das Fleisch eines alten Stieres geschnitten hat,

riecht so stark, daß man den Geruch nur durch Schenern oder Schleifen vertreiben kann; und der Griffel behält den Geruch noch sehr lange. Zwar riecht der ganze Körper eines Stiers, doch vorzüglich die Zeugungstheile. Selbst der Urin muß die riechende Substanz in beträchtlicher Quantität enthalten; denn die weiblichen Geburtsstheile sind mit einer braunen, gummiartigen Materie überzogen, die beinahe eben so stark riecht, wie der Moschus von der Sibeth-Rasse, und die, wenn man sie auch einige Jahre aufbewahrt, nichts von ihrer Kraft zu verlieren scheint *).

Am 5ten war das Wetter gut und nicht unfreundlich, obgleich einige Regenschauer kamen. Wir machten uns früh Morgens auf, und gingen achtzehn Meilen nach Norden. Dann erlegten die Indianer einiges Rothwild; deshalb blieben wir bei einem kleinen Bache, wo einige Weiden standen, und bereiteten uns nun zum erstenmale wieder, seit einer ganzen Woche, eine warme Mahlzeit, die, wie man leicht denken kann, mir eben so willkommen war, wie den Indianern. Da auch, ungeachtet kleiner Regenschauer, die Sonne den Tag über unsere Kleider getrocknet hatte, so fühlten wir uns sehr behaglich. Der Ort, wo wir diese Nacht blieben, ist nicht weit von dem grauen Bärenberg. Dieser hat seinen Rahmen von den vielen Bären, die sich dahin begeben, um in einer darin befindlichen Höhle ihre Jungen zur Welt zu bringen. Die Kupfer-Indianer beschrieben

*) In diesen Nachrichten von dem Bisamstiere (*Mos moschatus* L.) sind mehrere Umstände neu: 1. B. der, daß die Drüsen an der Vagina p. so stark nach Bisam riechen: ferner die Zeit der Begattung, die Geburt der Kälber etc. Solche kleine Züge vollenden das Gemälde, und geben am Ende eine vollständige Naturgeschichte. S.

und ihn als so wunderbar, daß wir neugierig wurden, ihn zu sehen; aber als wir hinaufen, fanden wir an ihm nicht viel Merkwürdiges. Es war weiter nichts als ein hoher Hügel von lehmartiger Erde, dergleichen noch mehrere andre in der Nachbarschaft sind. Alle stehen mitten in einem großen Sumpfe, so daß sie Inseln in einem See zu seyn scheinen. Der größte unter ihnen, eben der erwähnte graue Bärenberg, ist ungefähr zwanzig Fuß über die Ebne umher erhöht. Die Seiten aller dieser Hügel stehen vollkommen senkrecht, und die Gipfel sind mit dicken Rasen von Moos und langem Grase bedeckt, welches an manchen Stellen über den Rand hervors hängt. Uebrigens müssen diese Hügel mit der Zeit immer mehr abnehmen, da während des kurzen Sommers bei jedem Regenschauer etwas von den Seiten abgespült wird.

In dem Hügel, den ich besah, ist eine große Höhle, welche beträchtlich tief in den Felsen hineingeht, und wohl von Bären gemacht seyn kann, da wir ganz deutlich bemerkten, daß in diesem Frühlinge dergleichen Thiere darin gewesen waren. Dieser Umstand hatte nun für mich nichts Merkwürdiges, wohl aber der, daß ostwärts von dem Sumpfe das Land in lauter tiefe und lange Furchen aufgewühlt war. Ich hielt diese Furchen Anfangs für Wirkungen von Blitzen; aber die Eingebornen versicherten mir: von dieser Naturerscheinung wüßten sie nichts, und die Furchen wären bloß von den Bären gemacht, welche Schweizer Eichhörnchen (*Sciurus striatus*) und vielleicht auch Mäuse, ihre Lieblingsnahrung, gesucht hätten. Noch auffallender, als diese Furchen, waren für mich die ungeheuren Steine, welche die Bären bei diesem Geschäft aus ihrer Lage gerückt hatten.

Am 9ten war der Himmel wolfig, und es kam eine leichte Regenschauer. Wir machten uns früh Morgens auf, und gingen ungefähr vierzig Meilen nach Norden. Auf unserm Wege sahen wir eine Menge Rothwild und Bisamtiere. Meine Indianer schossen einiges von dem ersteren; da aber gerade, als wir Halt machen wollten, ein Regenschauer kam, so wurde das Moos so naß, daß wir unmöglich Feuer anzünden konnten.)

Am folgenden Tage gingen wir zwanzig Meilen weiter. Gegen Mittag wurde es sehr heiß und schwül; wir ruheten daher auf einem hohen Hügel aus, und zündeten uns, da jetzt das Moos trocken war, ein Feuer an. Zum Unglück wurden wir aber von Muskitos gequält, deren es hier eine außerordentlich große Menge gab, und die fast unerträglich stachen. — Heute schickte Watonabbi wieder einige Leute nach dem Kupfergruben-Flusse voraus, daß sie die etwa daselbst befindlichen Indianer von unserm Anfunft unterrichten sollten; und ich gab ihnen zugleich einige kleine Geschenke mit.

Am 11ten war es, wie an den vorigen Tagen, heiß und schwül; wir gingen aber doch zehn bis elf Meilen nach Nordwesten, und begegneten dann an einem kleinen Flusse *) einem Anführer der nördlichen Indianer, Namens Dule-eye, und seiner Familie, die in Gesellschaft einiger Kupfer-Indianer Rothwild mit Bogen und Pfeilen, oder auch mit Speeren, jagten. Ich rauchte den Nachmittag mein Friedens-Kalumet mit diesen Fremden, fand indeß bald, daß sie sich sehr von denen, die ich vorher hatte kennen lernen, unterschieden. Sie waren

*) Dieser Fluß läuft beinahe in Nordöstlicher Richtung, und ergießt sich wahrscheinlich, nicht weit von dem Kupfer-Flusse, in den nördlichen Ocean. A. d. V.

überflüssig mit Lebensmitteln versehen, böten aber weder mir noch meinen Gefährten einen Bissen an, sondern würden uns vielmehr rein ausgeplündert haben, wenn wir ihnen nicht überlegen gewesen wären. Selbst meine nbedlichen Begleiter wunderten sich über dieses unerklärliche Betragen. Nur Armut schützte die Fremden; sonst hätte meine Mannschafft sie, zur Straff für ihre wenige Gastfreulicheit, rein ausgeplündert. Jetzt mußte sich diese indeß damit begnügen, daß sie ihnen eine Quantität gedrohtes Fleisch wegnahm. Am 13ten gingen wir etwa 15 bis 16 Meilen weiter, und hofften, daß wir heute endlich zu dem Kupfergruben-Flusse kömmen würden; als wir aber den Gipfel einer langen Kette von Bergen, zwischen denen er fließen sollte, erstiegen hatten, fanden wir nur einen Arm, der sich ungefähr vierzig Meilen weit von der Mündung des Hauptflusses in diesen ergießt. Jetzt waren gerade alle Kupfer-Indianer in verschiedenen Geschäften verschickt, so daß uns niemand den kürzesten Weg zu dem Hauptflusse zeigen konnte. Da wir indeß nach Westen hin einiges Holz sahen, und vermutheten, daß der kleine Fluß sich in dieser Richtung ergösse, so glaubten wir, daß der Hauptfluß dort, und nicht weit entfernt seyn würde. Auf dem Wege, den wir nun einschlugen, sahen wir bald einige schöne Hirsche, und meine Indianer erlegten sie. Da es nun hier auch nicht an Brennholz fehlte, so hielten wir an, und bereiteten eine Mahlzeit, wie wir schon lange felte genossen hatten. Meine Indianer boten bei dieser seltenen Gelegenheit ihre ganze Geschicklichkeit in der Kochkunst auf. Das wohlschmeckendste unter ihren Gerichten war aber ein so genanntes *Biat*, eine Art von Draganwurff. Es besteht aus dem Blute des Hirsches, einer guten Quantität kleingehacktem Fett,

etwas von dem zartesten Fleische, nebst dem Herzen und der Lunge, alles ganz klein gehackt, dann in den Magen gefüllt und langsam am Feuer gebraten. Man muß aber sorgfältig darauf sehen, daß es nicht zu schnell Hitze bekommt. Nimmt man es dann zu rechter Zeit vom Feuer, ehe es allzu stark gebraten ist, so kann es, selbst ohne Pfeffer, Salz oder irgend ein andres Gewürz, in der That für einen sehr leckeren Bissen gelten. Und zwar uns reichlich satt gegeben und uns einige Stunden ausgerübet hatten. (denn zu schlafen, war wegen der Mühselos fast unmöglich), gingen wir weiter nach Nordwesten, und kamen, nach einem Wege von neun oder zehn Meilen, endlich an den so lange ersehnten Kupfergruben-Fluss.

Sechstes Kapitel

Vorfälle an dem Kupfergruben-Flusse, und bis zu der Zeit, da wir alle Weiber südwärts am Cogeab-See wieder fanden.

Wir waren kaum zu dem Flusse gekommen, als vier Kupfer-Indianer mit zwei Kanoes zu uns stießen. Sie hatten alle zu verschiedenen Zeiten von uns ausgeschickte Indianer gesehen, nur nicht Mackonabbs Bruder, der mit drei Andren zuerst (vom Congecathawhachaga) vorausgegangen war.

Ich erkannte nicht wenig, als ich den Fluß ganz von der Beschreibung verschieden fand, welche die Indianer in der Faktorei davon gemacht hatten; denn, anstatt für Europäische Fahrzeuge schiffbar zu seyn, war er es dort kaum für ein Indianisches Kanot. Seine Breite betrug nicht über 180 Schritte, überdies hatte er allenthalben Untiefen, und man konnte nicht weniger als drei Wasserfälle auf einmal darin sehen *).

Nahs am Ufer des Flusses steht einiges Holz; aber auf den Gipfeln und an den Seiten der Berge, zwischen denen er strömt, wächst nicht das mindeste. Ehemals mögen weit mehr Bäume hier gestanden haben; sie sind aber, wie es scheint, in Brand gesteckt worden: denn jetzt sieht man neben einem großen, noch stehenden, wohl zehn trockne Stämme auf der Erde liegen. Dies Holz scheint indeß, auch in seinem blühendsten Zustande, so verkrüppelt und zwergartig gewesen zu seyn, daß es zu weiter nichts, als zu Feuerung, gebraucht hat.

Bald nach unsrer Ankunft bei dem Flusse wurden drei Indianer als Kundschafter ausgesandt, um zu sehen, ob an den Ufern von hien bis zum Meere etwa Eskimoes wohnten. Die übrigen gingen, als wir unsren Weg etwa drei Viertelmeilen neben dem Flusse fortgesetzt hatten, auf die Jagd, und schossen mehrere Bisamthiere und einiges Rothwild. Sie waren den ganzen Ueberrest des Tages und die folgenden Nacht damit beschäftigt, das Fleisch in Scheiben zu schneiden und zu dörren. Da es uns jetzt gar

* Hier hat man ein deutliches Beispiel, wie wenig man sich auf topographische und andre Nachrichten, welche rohe Menschen von ihrem Lande geben, verlassen kann. Denn was fern ab dem Fluß hätte schiffbar seyn, und hatte doch Untiefen und Wasserfälle. S. ...

nicht an Lebensmitteln fehlte, so konnte ich diese ungewöhnliche Dekonomie meiner Gefährten nicht begreifen; man sagte mir aber bald: wir müßten Lebensmittel genug haben, damit wir bis zur Mündung des Flusses keine Flinte abzuschießen und kein Feuer anzuzünden brauchten, weil sonst der Knall von Feuer oder der Rauch von diesen die Eingebornen scheu machen würde, so daß sie zu entkommen suchten.

Früh Morgens am 15ten gingen wir weiter, und ich fing sogleich an, den Fluß aufzunehmen. Dies setzte ich zehn Meilen den Fluß hinunter fort, bis ich wegen eines starken Regens aufhören mußte. Die Stelle, wo wir diese Nacht blieben, war gerade die äußerste Gränze der Waldungen; denn die ganze übrige Strecke bis zur See hin bestand gänzlich aus nackten Hügeln und weiten, offenen Sümpfen. An diesem Tage fand ich den Fluß wieder eben so voller Untiefen, wie am vorigen; und an manchen Stellen war er so schmal, daß wir wieder zwei starke Wasserfälle antrafen.

Am 16ten fuhr ich bei schönem, angenehmen Wetter, mit meinem Aufnehmen, den Fluß hinunter, fort, und fand ihn wieder eben so, wie vorher, voll Untiefen und Wasserfälle. Ungefähr um Mittag kamen die drei als Rundschäfer ausgeschickten Indianer zurück, und sagten meinen Gefährten, daß an der Westseite des Flusses fünf Zelte der Eskimoes ständen, und zwar an einem Orte, wo sie leicht zu überfallen seyn würden. Ich schloß aus ihrer Nachricht, daß es ungefähr noch zwölf Meilen bis dahin seyn möchte. Sobald meine Indianer dies wußten, bekümmerten sie sich gar nicht mehr um mein Aufnehmen des Flusses, sondern saßen nur darauf, wie sie in der folgenden Nacht die armen Eskimoes

am besten überfallen und sie sammt und sonders im Schloße ermorden könnten. Um diese blutige Absicht desto sicherer zu erreichen, fanden sie es rathsam, so bald als möglich über den Fluß zu gehen, und zwar gleich an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, da das Wasser hier sehr ruhig und auf eine beträchtliche Weite kein Fall in der Nähe war. Dem gemäß brachten Alle ihre Flinten, Speere, Schilde u. s. w. in Ordnung, und setzten über den Fluß, womit indeß einige Zeit hinging.

Sobald wir an dem westlichen (linken) Ufer des Flusses waren, malte jeder etwas auf seinen Schild: Einige die Sonne; Andre den Mond; noch Andre verschiedene Arten von Vögeln und Raubthieren; Viele aber Wesen der Phantasie, die, nach ihren thörichtesten Begriffen, Erde, Wasser, Luft u. s. w. bewohnen. Als ich mich nach der Ursache dieses Verfahrens erkundigte, sagte man mir: jeder male auf sein Schild das Wesen, auf dessen Hilfe er bei dem Unternehmen am meisten rechne *). Manche begnügten sich mit einer einzigen Vorstellung; Andre aber hatten (vermuthlich, weil sie der Macht Eines Wesens nicht recht traueeten) ihren Schild über und über mit Hieroglyphen bemalt, die nur sie selbst, und kein Anderer, verstehen konnten. Ueberhaupt machte die Eil, mit der die Arbeit nothwendig verrichtet werden mußte, der Mangel an andren Farben als an Roth und Schwarz, und die Ungeschicktheit der Maler, daß die

*) Man möchte beinahe versucht werden, einer thörichten Ursache den Ursprung des Wapen oder Schildgemälde bei den alten Deutschen zuzuschreiben. — Schon die Krieger der Spartaner hatten Schlangen, Füchse und andre Zeichen auf ihren Schilden. Dies zeigen die helveticen Schilde auf Denkmalern, welche in den Memoires de l'Academie des inscriptions et des belles lettres abgebildet sind.

meisten dieser Abbildungen eher zufälliger Weise gemachten Flecken gleichen, als irgend einem Dinge, das auf der Erde oder im Wasser unter der Erde ist. Einige wenige konnte man wohl so ziemlich als das, was sie vorstellen sollten, erkennen; aber selbst diese waren um viele Grade schlechter, als die Schilder unsrer Dorfschenten in England.

Sobald diese abergläubische Arbeit vollendet war, traten wir den Weg zu den Zelten der Eskimo an, nahmen uns aber sehr in Acht, über Hügel zu gehen, oder laut mit einander zu sprechen, damit die Bewohner uns nicht etwa erblicken oder hören möchten. Auf diese Art hatten wir nicht nur einen weit längern Weg zu machen, sondern mußten öfters auch durch ganze Strecken von zähem, mergelartigem Thon gehen, in den wir zuweilen bis an die Kniee sanken. Unser Weg ging nun zwar sehr geschlängelt, entfernte sich aber dennoch nie so weit von dem Flusse, daß ich diesen nicht hätte übersehen können. Vielmehr kam ich bisweilen nahe genug hinan, um mich völlig zu überzeugen, daß er hier eben so wenig schiffbar war, als an dem Stellen, die ich vorher aufgenommen hatte.

Es ist vielleicht bemerkenswerth, daß meine Begleiter, ob sie schon nur ein zusammengelaufnes Gesindel und eben so wenig an Befehlen als an Gehorchen gewöhnt waren, bei dieser schrecklichen Gelegenheit dennoch mit der größten Eintracht zu Werke gingen. Nie hatten sie Streit oder verschiedne Meinungen; Alle vereinigten sich zu dem gemeinschaftlichen Vorhaben, und folgten Matonahbi eben so bereitwillig, als er sie anführte, und zwar dem Rathe eines alten Kupfer-Indianers gemäß, der gleich bei unsrer Ankunft an dem Flusse zu uns gestossen war.

Nie wurde unter einer Anzahl von Leuten allgemeiner auf ein gleiches Interesse gehalten. Keiner von ihnen fehlte es nur einen Augenblick an dem, was ein Anderer entbehren konnte. Alles Weltat-Gegegenh'm schien aufgehört zu haben; und wer etwas hatte, war gleichsam stolz darauf, es einem Andern, der es brauchte, zu schenken oder zu leihen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte ein Winter geschehen, e: armen Eskimoeer zu retten, da meine Leute weit zahlreicher und auch weit besser bewaffnet waren. Ueberdies konnten wir, bei der Beschaffenheit des Landes, von Felsen und Hügeln bedeckt, uns den Felsen auf zweihundert Schritte nähern, wo wir uns dann einige Zeit in einem Hinterhalt legten, um die Bewegungen der Eskimoeer zu beobachten. Die Indianer gaben mir den Rath hier so lange zu bleiben, bis das Gefecht vorüber wäre; doch dazu konnte ich mich keinesweges entschließen: ich bedachte nemlich, daß die Eskimoeer, wenn man sie überfiel, wahrscheinlich alle Mühe anwenden würden, zu entkommen. Fanden sie mich dann allem, so legten sie ohne Zweifel Hand an mich, und es war niemand da, der mir Beistand leisten konnte. So entschloß ich mich denn, meine Gefährten lieber zu begleiten, wobei ich ihnen indess sagte: ich würde an den Mordthaten, die sie begehen wollten, keinen Theil nehmen, wenn meine eigne Sicherheit es nicht notwendig erforderte. Mit dieser Versicherung waren die Indianer nicht unzufrieden. Einer von ihnen ließ mir sogleich einen Speer, und ein Andern ein breites Bajonett. Einen Schild konnten sie mir nicht geben; doch war mir auch nichts damit gedient, meine Last noch zu vergrößern.

Während daß wir im Hinterhalte lagen, machten die Indianer noch die letzten Vorbereitungen zu dem

dem Gefechte. Diese bestanden hauptsächlich darin, daß sie sich die Gesichter bemalten: Einige ganz schwarz, Andre ganz roth, und noch Andre mit beiden Farben. Damit die Haare ihnen nicht in die Augen hangen sollten, wurden sie entweder vorn, hinten und an beiden Seiten aufgebunden, oder auch ringsum kurz abgeschnitten. Nächstdem dachten sie darauf, sich so leicht als möglich zu machen, damit sie desto besser laufen könnten. In dieser Absicht zogen sie die Strümpfe aus, und schnitten die Aermel ihrer Jacken entweder ab, oder wickelten sie bis an die Schultern auf; ja Einige legten, obgleich die Musketos unglaublich zahlreich waren, auch ihre Jacken ab, und gingen, die Beinkleider und Schuhe ausgenommen, ganz nackend zu dem Kampfe. Ich besorgte, daß auch ich vielleicht in den Fall kommen möchte, mit den Uebrigen zu laufen; daher hielt ich es für rathsam, ebenfalls meine Strümpfe auszukleiden, die Mütze abzunehmen und die Haare so dicht als möglich aufzubinden.

Als die Indianer endlich ihr schreckliches Anputzen vollendet hatten, war es beinahe 1 Uhr Morgens am 17ten. Nun brachen sie, da sie alle Eskimoer in ihren Zelten ruhig fanden, aus ihrem Hinterhalte hervor, und überfielen die armen Menschen, die gar nichts Arges befürchteten. Schon in einigen Minuten eröffnete sich eine, über alle Beschreibung schreckliche Scene. Die unglücklichen Schlachtopfer wurden mitten im Schlaf überrascht, und hatten weder Zeit, noch Kräfte, Widerstand zu thun. Männer, Weiber und Kinder, zusammen etwa zwanzig Personen, liefen ganz nackend aus ihren Zelten hervor, und suchten zu entfliehen; aber alle Auswege nach der Landseite waren versperrt. Nun blieb ihnen weiter nichts übrig, als in den Fluß zu springen; doch

dies that Keiner, und so wurden Alle von den barbarischen Indianern aufgeopfert.

Das Geschrei und das Flehen der unglücklichen Sterbenden war in der That sehr schrecklich. Mein Grauen vermehrte sich noch, als ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen ganz nahe bei mir niedergestossen wurde. Sie fiel, als der erste Speer sie in die Seite getroffen hatte, vor meinen Füßen nieder, und schlang sich so fest um meine Beine, daß ich mich nur mit Mühe aus ihren konvulsivischen Umarmungen losmachen konnte. Ich sah zwei Indianer, die das unglückliche Mädchen verfolgten, sehr dringend um ihr Leben; aber die Mörder gaben mir nicht eher eine Antwort, als bis sie Beide ihr die Speere durch den Leib gestossen, und sie so an den Boden gespiest hatten. Dann sahen sie mir grimmig in das Gesicht, und fragten spöttisch: ob ich etwa ein Eskimo-Weib verlangte. Auf die Todesqualen der armen Unglücklichen, die sich wie ein Wurm um ihre Speere krümmte, achteten sie nicht im mindesten. Endlich, nachdem sie mir noch viele Beleidigungen gesagt hatten, mußte ich sie nur bitten, das Leiden des armen Geschöpfes schneller zu endigen. Nun zog einer von den Indianern seinen Speer wieder aus, und stieß ihr dem Mädchen nahe bei dem Herzen durch die Brust. Selbst in diesem elenden Zustande war bei der Unglücklichen die Liebe zum Leben noch so herrschend, daß sie mehrere Versuche machte, den Todesstoß von sich abzuwehren. Meine Empfindungen bei diesem schrecklichen Anblicke kann ich unmöglich beschreiben. Nur mit großer Mühe unterdrückte ich meine Thränen; und selbst jetzt kann ich noch nicht an diesen schrecklichen Tag denken, ohne Thränen zu vergießen.

Die Brutzlitz, mit welcher diese Wilden die so

grausam von ihnen ermordeten Leichname behandelt, was sehr empörend, und ich könnte sie nicht beschreiben, ohne den Anstand zu verletzen. Besonders gilt dies von der Neugierde, mit der sie die Weiber untersuchten, von denen sie dann sagten, daß sie ganz anders gebildet wären, als ihre eignen. Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich, so günstig die Gelegenheit auch zu einer solchen Untersuchung seyn mochte, unmöglich Bemerkungen machen konnte, da meine Seele jetzt in allzu heftiger Bewegung war. Ja, ich glaube, selbst wenn diese Weiber von den Europäischen eben so sehr verschieden wären, wie es die Hottentottischen seyn sollen *), so würde ich es dennoch nicht haben bemerken können. Ich habe indeß Gründe zu der Meinung, daß die Behauptung der Indianer ganz falsch war und nur von ihrem unverföhllichen Haffe gegen die Eskimoer herrührte.

Sobald meine Indianer die sämtlichen armen Eskimoer ermordet hatten, erregten sieben andre Zelte auf der östlichen Seite des Flusses ihre Aufmerksamkeit. Zum Glück aber waren unsre Kanots und unser Gepäc eine Strecke weiter hinauf im Flusse geblieben, so daß es an Mitteln fehlte, zu ihnen zu kommen. Indes, da der Fluß hier wohl nicht breiter als achtzig Schritte seyn mocht, so fingen die Indianer an, hinüber zu schießen. Die armen Eskimoer wagten es nicht, ihre Zelte zu verlassen, ob sie gleich Alle bewaffnet waren. Von den Wirkungen des Feuegewehrs mußten sie gar nichts

R. 2

*) Le Vaillant hat in der Beschreibung seiner ersten Reise das Vorurtheil widerlegt, welches man sonst von der seltsamen Bildung der Hottentottischen Weiber hatte.

wissen; denn als Kugeln auf der Erde niederschlugen, liefen sie Alle hinzu und wollten sehen, was man ihnen geschickt hätte; auch betrachteten sie sehr sorgfältig die Stückchen Blei, die sich an den Zeltanplatt geschlagen hatten. Endlich wurde ein Eskimo an der Wade verwundet. Nun geriethen sie in große Bestürzung, setzten sich sogleich in ihre kleinen Kanots, und ruderten nach einer Untiefe mitten in dem Flusse, die etwas über einen Flintenschuß von dem Ufer entfernt war und wo sie also von unsren Barbaren nicht erreicht werden konnten.

Diese Wilden fingen nun an die Zelte der Ermordeten zu plündern, und nahmen alle kupfernen Geräthe weg, die sie fanden, als Herte, Bayonnette, Messer, u. s. w. Dann versammelten sie sich auf dem Gipfel eines nahen, ziemlich hohen Hügel, stellten sich in einen dicht gedrängten Kreis, streckten ihre Speere in die Luft, schlugen sie unter lautem Siegesgeschrei an einander, und riefen zu wiederholten Malen: Teimá *)! Teimá! (Tima), um die armen noch lebenden Eskimoer, die auf der Untiefe beinahe bis an die Kniee im Wasser standen, zu verspotten. Als sie eine Zeitlang so auf dem Hügel paradiert hatten, beschloßen sie, wieder dahin zurückzukehren, wo unsre Kanots und das Gepäck geblieben waren, dann über den Fluß zu setzen und auch die sieben Zelte auf dem östlichen Ufer zu plündern. Hierzu wurden sogleich Anstalten getroffen; da aber der Weg bis zu unsren Kanots eine halbe Meile betrug, und wir überdies nur drei oder vier hatten **) , so

*) Dieses Wort bedeutet in der Sprache der Eskimoer ungefähr: „wie geht es?“ U. d. V.

**) Als fünfzehn Indianer an den steinigten Bergen umkehrten, nahmen sie zwei oder drei Kanots mit. Auch waren einige von unsrer Gesellschaft, die wir als Boten

ging ziemlich viele Zeit hin, ehe wir Alle an das jenseitige Ufer kamen. Wir wurden durch die Krümmungen des Flusses und die Beschaffenheit des Landes gänzlich verdeckt; so mochten denn die armen, noch lebenden Eskimoer wahrscheinlich glauben, wir wären davon gegangen, und würden sie nicht weiter beunruhigen. In dieser Meinung waren einige von der Untiefe im Flusse wieder zu ihren Zelten zurückgekehrt, und wir fanden, als wir, von den Felsen verdeckt, hinzu kamen, sie emsig beschäftigt, Bündel zu machen. Die Indianer fielen mit ihrer gewöhnlichen Wildheit darüber her; doch da die Eskimoer ihre Kanots nahe und im Wasser hatten, so gelang es ihnen, unbeschädigt ihre Untiefe wieder zu erreichen, einen alten Mann ausgenommen, der sich so eifrig mit dem Zusammensuchen seiner Sachen beschäftigte, daß die Indianer ihn, ehe er noch sein Kanot erreichen konnte, ihrer Wuth aufopfereten. Ich glaube in der That, daß wohl zwanzig sich zu diesem Morde vereinigten; denn der ganze Leichnam war nachher wie ein Sieb durchlöchert.

Ich hätte schon früher erzählen sollen, daß, als wir nach dem Ueberfalle der Eskimoer den Fluß hinauf gingen, auch eine alte Frau ermordet wurde. Diese Frau saß am Ufer, und stach Lachse, die an dem Fuß eines Wasserfalles so dicht wie ein Zug Heringe lagen. Sie wußte nichts von dem schrecklichen Auftritte bei den Zelten, ob sie gleich nur zweihundert Schritte weit davon entfernt war: entweder weil sie vor dem Rauschen des Wasserfalles nichts gehört, oder weil sie überhaupt ein schweres Gehör hatte. Als wir sie zuerst bemerkten, saß sie ganz

voran geschickt hatten, noch nicht zurückgekehrt; daher kam es, daß die Anzahl unser Kanots so gering war.

ruhig da, rings von dem Ertrage ihres Fleisches umgeben. Nach ihrem Benehmen, und nach ihren blutrothen Augen zu urtheilen, mußte sie auch nicht gut sehen können; sie merkte nicht eher, daß die Indianer Feinde waren, als bis sich diese auf eine doppelte Speereslänge genähert hatten. Jetzt suchte sie zu entfliehen; aber die abscheulichen Indianer spritzten sie in wenigen Sekunden an den Boden, und zerfleischten sie auf die wildeste, gräßlichste Weise. Fast jeder gab ihr einen Stich mit seinem Speere; und Viele hatten dabei nur die Absicht, sie langsam zu martern, nicht, sie unmittelbar zu tödten.

Man wird es vielleicht bestemmend finden, daß eine beinahe blinde Person zum Fischen gebraucht wurde, und noch überdies dabei ziemliches Glück hatte; aber wenn man die Menge von Fischen in Aufschlag bringt, so wird man sich nicht länger wundern. Sie waren an dem Fuße des Wasserfalles so zahlreich, daß, wenn man eine leichte, mit etzigen Spizen versehene Stange (ein solches Werkzeug hatte die alte Frau) in das Wasser schlug, es kaum möglich war zu fehlen. Einige von meinen Indianern machten aus Neugierde Versuche mit der Stange der alten Frau, und sie bekamen auf jeden Schlag selten weniger als zwei Lachse, bisweilen aber auch drei oder vier. Diese Fische waren sehr gut und von schönem, rothem Fleische, doch nur klein, selten über sechs bis sieben Pfund schwer, und meistens noch leichter. Aber ihre Menge an diesem Orte übersteigt beinahe allen Glauben, und war vielleicht nicht weniger groß, als sie in Kamtschatka seyn soll. Wie es scheint, kennen die Eskimoer keine andre Methode, Fische zu fangen, als durch Speere und Wurfspieße; denn von Regen war weder in ihren Zelten, noch irgendwo an dem Ufer, etwas zu sehen. Eben so ist es auch mit allen Eskimooern an der Westküste der

Hudsons Bay. Auf andre Mittel, als im Som-
 mer Fische zu fischen, und im Winter zu angeln, sind
 sie noch nicht gekommen, ob sie gleich gänglich von
 diesem Nahrungsmittel leben müssen. Man verlaube mir, hier noch einige Bemerkun-
 gen über die Eskimoer einzuschalten. Die, welche
 unweit des Churchillflusses wohnen, reisen im
 Winter immer von einem See oder einem Flusse zum
 andern, wo sie sich einen Vorrath von Lebensmitteln
 und einen Haufen Moos zur Feuerung gesammelt
 haben. Da solche Plätze zum Theil eine beträchtliche
 Strecke von einander entfernt, und da einige Seen ziem-
 lich breit sind, so errichten sie ihre Zelte öfters auf
 dem Eise. Anstatt ein Feuer anzuzünden, welches
 bei dem strengen Klima nöthig wäre, hauen sie un-
 ter ihren Zelten Löcher in das Eis, setzen sich dabet
 nieder, und angeln. Haben sie Glück, so verzehren
 sie den Fisch lebendig, wie er aus dem Wasser kommt;
 und sind sie durstig, so fehlt es ihnen nicht an Was-
 ser, ihrem gewöhnlichen Getränke. Ich trat zuerst als Steuermann einer Schalup-
 pe, welche mit den Eskimoern Handel trieb, in
 die Dienste der Hudsonsbay Compagnie, und ha-
 be daher viele Gelegenheiten gehabt, zu bemerken, wie
 elend diese armen Leute leben. Wir kauften von ih-
 nen öfters mehrere Beutel von Robbenfell, und
 glaubten, daß sie Thran enthielten; wenn wir sie aber
 öffneten fanden wir darin bisweilen große Quanti-
 täten von Wildbret, Füße von Robben und Seepfer-
 den, auch wohl Lachs. Das alles gaben wir, da
 wir es nicht brauchen konnten, den Eskimoern
 zurück, die es dann begierig verschlangen, obgleich
 mehrere von diesen Lebensmitteln vielleicht schon ein
 Jahr lang in dem Sack gesteckt hatten. Diese Methode, Lebensmittel aufzubewahren,

bält zwar die äußere Luft und die Fliegen ab, verbietet aber die Fäulnis nicht gänzlich, ob sie gleich die Wirkungen derselben verzögert. Keiner Ehre kriert selbst in den kältesten Wintern nicht ganz fest; und das ist ein sehr günstiger Umstand für Leute, die in dem strengsten Klima sehr oft ohne Feuer zubringen müssen. So lange ihre Vorräthe hinreichen, brauchen sie, wenn sie hungert, nur einen von den Beuteln zu öffnen; und dann halten sie ohne weitere Vorbereitung eine Mahlzeit. Außer den schon erwähnten außerordentlichen Nahrungsmitteln haben sie noch andre, einem Europäischen Gauen eben so widerliche Speisen. Ich will nur Eine nennen, die sie, nächst Fischen, am öftesten essen. Dieses Gericht wird von der rohen Leber eines Hirsches gemacht. Man schneidet sie in kleine Stücke, die etwa einen Zoll im Quadrat haben, und mischt das, was man in dem Magen eben des Thieres findet, darunter. Je weiter die Verdauung schon gekommen ist, desto wohl- schmeckender findet man die Speise. Das Vergnügen, womit die Eskimoer solche seltsame Gerichte genießen, ist unbeschreiblich. Ich habe sie sogar ganze Handvoll Maden, welche Fliegen in das Fleisch gelegt hatten, essen sehen. Auch pflegen sie, wenn ihnen zufälliger Weise die Nase blutet, das Blut mit der Zunge aufzufangen und zu verschlucken.

Als ich die Eskimoer zuerst kennen lernte, wollten sie gar nichts von unsren Lebensmitteln essen, z. B. keinen Zucker, keine Rosinen, und Feigen, ja selbst nicht einmal Brot. Einige nahmen wohl einen Bissen in den Mund, spieen ihn aber bald mit aus- genscheinlichen Merkmalen von Ekel wieder aus. Jetzt aber essen sie alle unsre Lebensmittel, sowohl frische als gesalzne; auch trinken Einige wohl einen Schluck Porter, oder ein wenig Brantwein mit

Waffen gegen sie überhaupt so weit erlaubt und von Engländern ergeben, daß ich glaube, jeder Offizier der Kompagnie, der sich an ihre Spesen und ihre Ausrüstung haben gewöhnen könnte, würde unter ihnen eben so sicher seyn, wie unter irgend einem von den indianschen Stämmen, die an der Hudson's Bay wohnen.

Sie sind übrigens vollkommen frei. Keiner von ihnen macht Ansprüche auf Vorzüge; auch unterwirft sich keiner dem Andern, ausgenommen Kinder ihren Eltern, oder solchen Verwandten, die in ihrer Jugend Sorge für sie getragen haben. Doch läßt sich vermuthen, daß junge Männer auf den Rath der älteren hören.

Ich komme von dieser Abschweifung wieder zu meiner Reisegeschichte. Als die Indianer die sämtlichen Kupfergeräthschaften der Eskimoes (das Einzige, was sie ihrer Aufmerksamkeit werth fanden) geplündert hatten, warfen sie die Zelte und Zeltstabe in den Fluß, verwüstheten eine große Quantität gedörrten Lachs, Fleisch von Bisamsternen, und andre Lebensmittel, zerbrachen alle steinerne Kessel, thaten so vielen Schaden, als sie nur konnten, während daß die armen Eskimoes traurig auf ihrer Untiefe standen, und zusehen mußten, wie ihnen ein so großer und vielseltiger unersehlicher Verlust zugefügt wurde.

Endlich setzten wir uns wieder, und hielten eine gute Mahlzeit von frischen Lachsen, die da, wo wir uns jetzt befanden, eben so zahlreich waren, als an der Westseite des Flusses. Dann sagten mir die Indianer: jetzt wären sie bereit, mir bei dem weiteren Aufnehmen des Flusses zu helfen. Ich machte mich nun (ungefähr um 5 Uhr Morgens am 17ten) sogleich an die Arbeit, und setzte sie bis an die Mündung

des Flusses fort, die ungefähr noch acht (Englische) Meilen entfernt war. Der Fluß war auf der ganzen Strecke so voll von Untiefen und Wasserfällen, daß er nicht einmal von einem Boote befahren werden konnte, und ergoß sich endlich über eine Bank (bar) in das Meer. Es war jetzt Ebbe; doch ließ sich an Merkmalen längs dem Rande des Eises sehen, daß die Fluth nur 12 bis 14 Fuß stieg, und sich also nicht weit in den Fluß hinein erstrecken konnte. Ich fand das Wasser jetzt vollkommen süß; doch bin ich überzeugt, daß ich an dem Meere war, Theils weil die Eskimoes so viel Fischbein und so viele Robbentelle in ihren Zelten hatten, Theils weil so viele Robben auf dem Eise lagen. An der Mündung des Flusses ist das Meer, so weit ich es mit einem guten Taschentelefkop übersehen konnte, voll Inseln und Sandbänke. Das Eis war noch nicht aufgegangen, doch ungefähr bis auf drei Viertelmeilen weit von der Küste, und auf eine kleine Entfernung rings um die Inseln und Sandbänke, geschmolzen. Ich wurde etwa um 1 Uhr Morgens am 18ten mit meiner Arbeit fertig; in dieser hohen Breite ist nemlich um die jetzige Jahreszeit die Sonne immer über dem Horizonte, so daß wir die ganze Nacht hindurch nicht nur Tageslicht, sondern auch Sonnenschein hatten. Doch bald nachher kam ein dicker Nebel und ein feiner Regen. Da ich nun sah, daß wahrscheinlich weder die See noch der Fluß jemals schiffbar seyn könnten, so hielt ich es nicht für nöthig, besseres Wetter abzuwarten, um die Breite durch eine Beobachtung genau zu bestimmen. Doch da ich, seit unfrem Ausbruch vom Congecathawhachaga, wo ich zwei gute Beobachtungen machte, unfre Tagereisen und die jedesmaligen Entfernungen sehr sorgfältig berechnet hatte, so muß die Breite

(72°) bis auf höchstens zwanzig (Engl.) Meilen ge-
 nau angegeben seyn. Der Formalität wegen rath-
 tete ich nach einigen Berathschlungen mit den In-
 dianern, ein Merkmal, und nahm für die Hudsons-
 bay-Kompagnie Besitz von der Küste. Als ich mit
 diesem Geschäfte fertig war, machten wir uns auf
 den Rückweg, und gingen ungefähr zwölf Meilen Süd-
 gen Osten. Dann (am 18ten Morgens um 6 Uhr)
 hielten wir an, und schliefen sehr wenig, zum ersten-
 male seit dem 15ten. Die Indianer erlegten an die-
 sem Orte einen Bisamstier, da aber das Woss sehr
 feucht war, so konnten wir kein Feuer anzünden, und
 mußten das Fleisch roh verzehren. In demselben
 Orte (Ehe ich meine Rückreise weiter beschreibe, wird
 es vielleicht nicht undienlich seyn, einige Nachricht
 von dem Flusse und dem angränzenden Lande zu ge-
 ben; besonders von dessen Produkten) und von den
 Thieren, welche sich entweder immer in diesen unwirth-
 baren Gegenden aufhalten, oder sie nur im Sommer be-
 suchen, um ihre Jungen ungestört zu zeugen oder auszu-
 brüten und aufzuziehen. Ich muß aber wieder zu der
 Stelle zurückkehren, wo ich zuerst an den Fluß gelangte,
 d. i. ungefähr 40 Meilen weit von dessen Mündung. In
 demselben Lande, außer den schon erwähnten unansehnlichen Fich-
 ten, giebt es hier und da auch einige kleine Gehäusche
 von zwergartigen Weiden; eine Menge *Wihacampuckey* *);
 einige *Jackalhey-huck**)*, welche die Ein-
 gebornen als Taback brauchen; ferner einige *Kranich-*
und Heidelbeeren (*Schellera Oxycoccus* L. *Gmel.* und
Vaccinium Myrtillus); doch nicht die mindeste Spur
 von Früchten.

*) Ohne Zweifel dieselbe Pflanze, welche der Verfasser
 oben (S. 19.) *Wih-a-capucca* nannte. *Arbutus uva-*
ursi L.

**) Was unter dieser Benennung zu verstehen ist, kann
 ich nicht errathen.

Die Holzung wird so wie man sich der See nähert, immer dünner und kleiner. Die letzte kleine Gruppe von Fichten, welche ich sah, steht ungefähr dreißig Meilen weit von der Mündung des Flusses und von dieser Stelle bis zum Meere hin sieht man weiter nichts als nackte Hügel und Sümpfe.

Die Richtung des Stroms geht im Ganzen ungefähr nach Norden Osten; doch krümmt er sich an einigen Stellen sehr stark. Seine Breite ist so verschieden, daß sie an dieser Stelle nur zwanzig, an einer andern aber vier bis fünfhundert Schritte (yards) beträgt. Die Ufer sind größtentheils dichter Felsen, und beide gleichen einander so genau, daß ohne allen Zweifel das Bett des Flusses durch irgend eine schreckliche Revolution der Natur entstanden seyn muß. In den Strom ergießen sich von den Seiten der Hügel herunter eine Menge kleiner Bäche, die vorzüglich durch geschmolzenen Schnee entstehen. Einige Indianer sagten mir: der Fluß entspringe auf der Nordwestseite des großen Weissen Sees, welches denn beinahe dreihundert (Engl.) Meilen in gerader Linie betragen würde. Dies kann ich aber kaum glauben, wenn ich nicht annehme, daß der Fluß durch mehrere Seen fließt; denn sonst müßte durch die vielen kleinen Flüsse und Bäche, welche auf einem so langen Wege durch gebirgiges Land in ihn fallen, nothwendig ein ungleich tieferer und stärkerer Strom entstehen. Auch würde er bei dem Aufgehen des Eises im Frühlinge jährlich eine Ueberschwemmung verursachen, wovon ich aber keine Spuren sah, ausgenommen an dem blutigen Wasserfall (wh), wo der Fluß sich bis auf etwa zwanzig

Es benannte ich den Wasserfall, bei dem meine Indianer die Eskimoes erschlugen.

Schritte weithin hat. Von diesem Thale an, der nach ungefähr acht Engl. Meilen von dem See ist, sieht man nur sehr wenige und überdies nicht hohe Hügel. Der Boden zwischen ihnen ist sehr feucht und thon, sehr hin und wieder ziemlich gutes Gras, und an manchen Stellen auch kleinliche Wälder hervorsticht. An dem Fuß einiger Hügel wächst auch schönes Koffelkraut.

Die Eskimover an diesem Fuße sind von kleiner Statur, nie über mittlere Größe, breitschulterig, aber weder stark, noch gut gebaut. Ihre Haut hat eine schmutzige Kupferfarbe; hoch sind einige Weiber mehr weiß und roth. Ihre Kleidung ist der Grönländischen an der Hudsons Straße sehr ähnlich, aufgenommen, daß die Stiefeln der Weiber nicht mit Fischbrett steif gemacht und die Schöße ihrer Jacken nicht über einen Fuß lang sind.

Ihre Waffen und Fischeiwerkzeuge sind Bogen und Pfeile, Speere, Lanzen, u. s. w. Sie sind vollkommen denen gleich, welche die Eskimover an der Hudsons Straße haben und welche Cranz sehr gut beschrieben hat; aber aus Mangel an guten Werkzeugen weit schlechter gearbeitet, als diese. Die Pfeile haben zur Spitze entweder ein dreieckiges Stück schwarzen Stein, wie Schiefer, oder ein Stück Kupfer, doch gemeinlich das erstere. Ihre Kanots machen sie eben so, wie die übrigen Eskimover, auch bedienen sie sich, wie alle Stämme dieser Abtheilung, zweischauliger Ruder.

Ihre Zelte machen sie von ungegerbten Hirschfellen, und in zirkelförmiger Form, wie die Eskimover an der Hudsons Bay. Doch sind dies ohne Sperrfel nur ihre Sommerwohnungen; denn ich bemerkte zwei kleine Löcher, die zuverlässig zum Winteraufenthalte gedient hatten. Dies ließ sich aus ihrer

Page, ihrer Gestalt und der großen Menge von Knochen, alten Stacheln, Stücken von Fellen, u. s. w., die dabei umher lagen, schließen. Diese Winterwohnungen waren an der Südfelce eines Hügel, zur Hälfte unter der Erde, oben herum aber bracht mit Stangen besetzt, die ähnlich den Sommerzeiten, Kegelstumpfen zusammen ließen. Diese Stäbe werden, wenn man sie bewohnt, ohne Zweifel mit Fellen überzogen, und im Winter ganz mit Schnee bedeckt, was denn nicht wenig dazu beitragen muß, sie warm zu machen. Der Raum war übrigens so klein, daß sie nicht über sechs bis acht Personen faßten; und von jeder andern (größeren) Völkerschaft würde selbst diese geringe Anzahl sehr wenig darin gewohnt haben.

Ihre Hausgeräth besteht hauptsächlich in steinernen Kesseln und hölzernen Tögen von verschiedener Größe, ferner in Schüsseln, Kellen und Löffeln aus den Höthern oder Wäffeln oder Bisamstücken. Die Kessel sind aus einem weißgrauen Steine gemacht, der dem Marmor nach von sehr großem Kork und so porös wie der Glimmerstein ist, aber dennoch keine Flüssigkeit durchläßt, und so hell klingt, wie Porzellan. Einige von diesen Kesseln sind so groß, daß sie fünf bis sechs Gallonen halten, und weit besser gearbeitet, als die, welche ich irgendwo an der Hudsons Bay gesehen habe, obgleich die armen Menschen keine andern Werkzeuge besitzen, als härtere Steine. Alle waren oben, um den Rand herum, mit arzigten Reifen verzieren, und einige der größeren sogar an den Seiten kannellirt. Ihre Form ist ein längliches Viereck, oben etwas weiter, als unten, fast wie eine Kugel; und an beiden sind starke Griffe oder Hände haben aus dem Steine selbst gearbeitet. Andere machen die Eskimoes aus einem

dicken, 5 bis 6 Zoll langen, und 1 bis 12 Zoll breiten Stück Kupfer. Dies hämmern sie an dem einen Ende scharf, und binden es dann an ein zwölf bis vierzehn Zoll langes Stück Holz, so daß es die Wirkung eines Hobels thut. Gemeinlich aber braucht man es wie einen Meißel, und schlägt, weil man keinen Hammer hat, mit einer starken Peule darauf. Um vortheilhaft als ein Hobel oder eine Art gebraucht zu werden, ist es nicht scharf und nicht schwer genug.

Die Bayonnette der Männer, und die Messer der Weiber sind ebenfalls von Kupfer. Diese haben die Gestalt eines Spatens, mit einem Handgriffe von Hirschgeweihe, der einen Fuß lang ist; und diese sind gerade so, wie Cranz sie beschreibt.

Unter aller Beute fand man in den zwölf Zelten, welche von meinen Gefährten geplündert wurden, nur zwei kleine Stückchen Eisen, von denen das eine ein Weibermesser, etwa anderthalb Zoll lang und einen Viertelzoll breit, das andre aber nur einen einzigen Zoll lang und in der Breite dem ersteren gleich war. Das letztere saß in einem Stück Elfenbein, und machte ein Mannsmesser aus, dergleichen an der Hudsons-Bay Mokeatoggan genannt werden, und welche die einzigen Werkzeuge sind, deren die Eingeborenen sich zur Verrichtung ihrer Holzarbeiten bedienen.

Die Eskimoer hatten eine schöne und zahlreiche Zucht von Hunden, mit gerade aufgerichteten Ohren, spizen Schnauzen, buschichten Schwänzen, völlig eben so, wie die, welche man bei den Eskimoern an der Hudsons-Bay und der Hudsons-Straße antrifft. Alle waren an Steine gebunden, vermuthlich, daß sie nicht die Fische fressen sollten, welche überall auf den Felsen zum Trocknen ausgebreitet lagen. Ich erinnere mich nicht, daß meine Begleiter eins von diesen Thieren beschädigt oder

gewöhnt hatten, und in der Folge wünschten sie oft, daß sie einige von diesen schönen Hunden mitgenommen haben möchten.

Die Uebigkeit Kleidung, Kanots, Werkzeuge und vieles andere bei diesen Leuten eben so ist, wie bei den Eskimoes an der Hudson's-Bay, so herrscht auch eine Einteilung unter ihnen, aus der man sieht, daß sie von einem andern Stamme sind, als die, welche man bisher an den Küsten von Labrador, der Hudson's-Bay oder der Davis's-Strasse gesehen hat. Die Mannspersonen reissen sich nehmlich alle ihre Haare mit der Wurzel aus dem Kopfe *). Die Weiber hingegen tragen ihr Haar lang, und völlig eben so, wie die Weiber aller andrer Eskimoes, die ich gesehen habe.

Als ich mich an der Seeküste (bei der Mühlung des Kupfergruben-Flusses) befand, sah ich, anser vielen Robben, die auf dem Eise lagten) auch mehrere Jüge von Seevögeln, die um die Küste her flogen, z. B. Kiewen, Lachmenden (*Blackheads*, *Larus ridibundus* L.), Kummern (*Colymbus septentrionalis* L.), Eibergänse (*Anas mollissima* L.), Rothmenden (*Larus parasiticus* L.), u. s. w. **). Auf den benachbarten Teichen waren auch einige Schwäne und Gänse, die sich eben mauserten, und in den Sümpfen etliche Bruchvögel, eine Menge Regenspfeifer

*) Dies ist in der That ein merkwürdiger Umstand. Bei der großen Kälte, welcher die Eskimoes ausgesetzt sind, würden die Haare ihren Kopf beschützen; allein Gewohnheit beherrscht selbst das Gefühl: und überdies haben die Eskimoes an ihre Kleidung Kappen genähet, welche sie über den Kopf ziehen. S.

** Der Verfasser nennt hier noch: old wives, Ha-ha wie's und willkür. Was für Vogel das seyn sollen, weiß ich nicht, und habe es auch durch das mühsamste Nachschlagen nicht finden können. S.

pfeifer (*Charadrius pluvialis* L.) einige bunte, gelbfüßige Schnepfen (*Scolopax Totana* L.), und noch verschiedene andre kleine Vögel, welche diese nördlichen Gegenden im Frühlinge besuchen, um zu brüten und zu mausern, aber ohne Zweifel, so wie der Herbst herankommt, nach Süden zurückkehren. Ich schreibe dies aus dem Umstande, daß zuverlässig alle diese Vögel sich bei der Hudsons-Bay sehen lassen; und ohnedies läßt sich kaum glauben, daß sie einen so langen und kalten Winter aushalten könnten, als in einem so weit über dem Polarkreise gelegenen Lande nothwendig seyn muß.

Unstreitig wohnen aber in diesen Gegenden beständig Bisamstiere, Hirsche, Bären, Wölfe, Wolfbären (*Ursus luscus* L.), Füchse, Alpenhasen, weiße Eulen, Raben, Kiepphühner, Schweizer Eichhörnchen (*Sciurus striatus* L.), gemeine Eichhörnchen, Hermeline, Mäuse, u. s. w. An vielen Stellen neben den Bergen, wo der Schnee sehr tief war, lag Dünger von Bisamstieren und Rothwild in solchen langen, ununterbrochenen Haufen, daß man deutlich sah, sie mußten im vorhergehenden Winter sehr stark von diesen Thieren besucht worden seyn. Auf den Hügeln, und an andren Stellen, wo der Schnee ganz weggehauet, und in dem Moose keine Spur von Fußtritt zu sehen war, zeigte sich ebenfalls sehr oft etwas Aehnliches. Ein augenscheinlicher Beweis, daß jener Dünger aus dem Winter herrührte. Auf gleiche Art ist es auch wahrscheinlich, daß die Alpenhasen und Kiepphühner nicht wandern. Von den letztern fanden wir übrigens beträchtliche Flüge zwischen den Weidenbüschen, die nahe am Meere wachsen *).

*) Es ist zu bemerken, daß so viele Gattungen von Thieren diese Gegenden zu ihrem beständigen Aufenthalte wählen, da doch keine Bäume darin sind, welche ihnen Schutz
 Hearne's Reisen. 2

Vielleicht verdient hier noch ein nicht allgemein bekannter Umstand angemerkt zu werden, nehmlich der, daß der Dünge von Bisamtieren, ob sie gleich so groß sind, in Größe, Gestalt und Farbe dem Dünge der Alpenhasen so ähnlich ist, daß nur die Eingebornen beide von einander unterscheiden können, obgleich die größere oder geringere Quantität gemeinlich verräth, von welchem Thiere er herrührt.

Ich bemerkte weiter keinen, dieser Gegenden eigenthümlichen Vogel, als den, welchen die Kupfer-Indianer den Alarm- oder Warnungs-Vogel nennen. Er gehört zum Eulengeschlechte, und hat in Größe und Farbe Aehnlichkeit mit der Eule, welche die Eingebornen *Ca-ba-di-kuhk* *) nennen. Sein Name bezeichnet seine Eigenschaften sehr gut; denn so bald er Menschen oder Thiere bemerkt, fliegt er auf sie zu, schwebt einige Zeit über ihnen, und fliegt dann in Kreisen um sie her, oder in eben der Richtung, welche sie gehen, vorwärts. Er wiederholt diese Besuche sehr oft; und sobald er dann noch andre bewegliche Gegenstände entdeckt, fliegt er wechselsweise von einem zum andren, schwebt eine Zeitlang über ihnen, und giebt einen lauten durchdringenden Ton von sich, wie ein schreiendes Kind. Auf diese Art begleiten sie, wie man sagt, Reisende zuweilen einen ganzen Tag. Die Kupfer-Indianer halten sehr viel auf diesen Vogel, und sagen; er zeige ihnen öfters die Annäherung von Fremden an, oder führe sie zu Heerden von Rothwild und Bisamtieren, die sie, ohne ihn, höchst wahrscheinlich nie gefunden haben würden.

gegen die Stürme geben könnten. Indes kann man der Behauptung unsres Reisenden nicht widersprechen, da er sie mit unläugbaren Beweisen unterstützt. S.

*) Dies ist die Kanadische Eule, *Strix funerea* L. — Phil. Transact. Vol. LXII. S.

Die Eskimoer müssen indeß von den Eigenschaften dieser Vögel nichts wissen, oder nicht daran glauben; denn sonst hätten sie wohl gemerkt, daß wir uns ihren Zelten näherten. Während der ganzen Zeit, da die Indianer (vor dem Buntbade) im Hinterhalte lagen, flog eine beträchtliche Anzahl solcher Vögel ohne Unterlaß um uns her, und schwebte bald über uns, bald über den Zelten, wobei sie ein solches Getreisch machten, daß man davon aus dem tiefsten Schlafe hätte erwarten müssen.

Nach einem Schlafe von fünf bis sechs Stunden machten wir uns wieder auf, und gingen 18 bis 19 Meilen nach S. S. Oken. Nur kamen wir zu einer von den Kupfergruben, welche ungefähr 29 bis 30 Meilen von der Mündung des Flusses in S. S. östlicher Richtung entfernt ist. Diese Grube, wenn sie anders den Namen verdient, ist weiter nichts als ein Chaos von Kies und Felsen, die ein Erdbeben aus einander gerissen zu haben scheint. Darch diese Ruinen fließt ein kleiner Fluß, der jetzt nirgends über zwei Fuß tief war.

Die Indianer, welche die Veranlassung zu meiner Reise gaben, stellten diese Kupfergruben als sehr ergiebig vor, und sagten: wenn eine Faktorei an dem Flusse angelegt würde, so würden die Schiffe Erz als Ballast laden können, und zwar eben so geschwind und gemächlich, wie am Churchill-Flusse Steine. Ihren Nachrichten zufolge, sollten die Berge gänzlich aus Kupfer bestehen, das in großen Stücken, wie Haufen von Kieselsteinen, umher läge. Diese Nachricht war aber so weit von der Wahrheit entfernt, daß ich und fast alle meine Gefährten beinahe vier Stunden lang vergebens suchten, und am Ende doch nur ein einziges Stück fanden, welches aber in der That ausgezeichnet gut und über vier Pfund schwer

war *). Ich glaube indeß, daß man ehemals Kupfer in größerer Menge hier gefunden hat: denn an vielen Stellen, sowohl auf der Oberfläche, als in den Höhlen und Spalten der Felsen, waren die Steine sehr stark mit Grünspan gefärbt **).

Vielleicht verdient hier noch erwähnt zu werden, daß die Indianer sich einbilden, jedes Stück Kupfer, welches sie finden, habe Aehnlichkeit mit irgend einem Gegenstande in der Natur. Aber nach dem großen, und einigen kleineren, von meinen Gefährten gefundenen Stücken zu schließen, gehört viele Phantasie dazu, diese Aehnlichkeit zu bemerken. Jenes war kaum gefunden, so hatte es schon zwanzig verschiedene Rahmen. Einer sagte: es gleiche dem oder

*) Dieses Stück Kupfer ist jetzt im Besitze der Hudonsbay-Kompagnie. U. d. V.

**) Der zerstörte, zerrüttete Zustand dieser Berge scheint anzudeuten, daß sie ein Seifengebirge sind, welches das gediegene Kupfer von einer andren Gegend her durch große Ueberschwemmungen erhalten hat. Es ist zu bedauern, daß unser Reisende nicht genug wahrte, um dies untersuchen zu können. Er durfte nur darauf Acht haben, welche Steinart in dem Gerölle bei der Kupfergrube, und ob dieses mit dem Gebirge von einerlei Art ist; ferner, ob in der Nachbarschaft andre höhere Gebirge liegen, in welcher Richtung sie laufen, und aus welchem Gesteine sie bestehen. Daß die Steine in der so genannten Kupfergrube, sowohl zu Tage, als auch in den Klüften, mit Grünspan oder Kupfergrün gefärbt sind, beweist noch nicht, daß Kupfererz darin zu finden ist. Indes, auch angenommen, daß dergleichen dort in Menge vorhanden wäre, so würde es doch unnütz seyn, da man aus Mangel an Holz weder den Bau der Gruben, noch das Zugutmachen der Erde unternehmen könnte. Ueberdies ließe es sich, wenn kein Weg zur See dahin führte, nicht fortbringen. Doch, wenn auch Holz vorhanden und der Transport ganz leicht wäre, so würde es dennoch nicht der Mühe lohnen, jene entlegenen Kupfergruben zu bauen. Die Engländer haben allein in der Insel Anglica einen so ungeheuren Vorrath von Kupfer, daß sie ganz Europa so wohlfeil damit versehen könnten, wie es sich in keinem Lande, und wenn die Arbeit auch noch so gering bezahlt würde, gewinnen ließe. S.

jenem Thiere; ein zweiter: es stelle einen besondern Theil von einem andren Thiere vor. Zuletzt kam man allgemein darin überein, es gleiche einem liegenden Alpenhasen; ich für mein Theil muß indess sagen, daß es allen den Dingen, mit denen man es verglich, nicht im mindesten ähnlich war. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die größten gediegenen Stücke den Indianern am bequemsten sind; denn vermittelst eines Feuers und zweier Steine könnten sie dergleichen ohne Schwierigkeit in jede Form bringen, die sie wünschen.

Ehe die Hudsonsbay-Kompagnie eine Faktoret am Churchill-Flusse anlegte, (nicht über fünfzig Jahr vor meiner Reise), besaßen die nördlichen Indianer kein andres Metall als Kupfer, ausgenommen einige wenige Eisengeräthe, welche ein Trupp von ihnen um das Jahr 1713 oder 1714 in York-Fort eingetauscht, und einige Stücke altes Eisen, die sie an dem genannten Flusse gefunden und die ohne Zweifel der Kapitain Monk daselbst zurückgelassen hatte *). Daher gingen damals viele von ih-

*) Es ist merkwürdig, daß auch im Alterthum alle Völker weit eher Kupfer als Eisen gehabt haben. In Griechenland wurde der Gebrauch des Eisens erst etwa 1250 Jahre vor der gemeinen christlichen Zeitrechnung bekannt. Die am Ida wohnenden Bräder, welche man Daktyli (Finger) nannte, weil ihrer fünf oder zehn waren, entdeckten das Eisen, als die Wälder auf dem Berge in Brand gerietben und nun die Eisenteine ein gutes, schmelzbares Roheisen gaben. Diese Erfahrung lehrte sie, zu erst Eisen zu schmelzen und schmieden. Indess blieb das Kupfer doch auch seitdem allgemeiner in Gebrauch. Noch zur Zeit des Trojanischen Krieges waren die Speere, Helme, Schilde, Harische und dergleichen von Erz oder Kupfer. (Dies war 1217 Jahre vor C. Geb. oder, wenn Homer die Sitten seines eignen Zeitalters beschreibt, gar nur 909 Jahre vor dieser Periode.) — Sehr merkwürdig ist auch der Umstand, daß die Gallier, ein sehr kriegerisches Volk, noch etwa 237 Jahr vor C. Geb. sogar mit Kupfernen Schwertern fochten, ob sie gleich damit nur Einen gewalts-

nen aus allen Weltgegenden, jeden Sommer nach diesen Bergen, um Kupfer zu suchen, aus welchem sie dann Aexte, Eismeißel, Bohrer, Messer, Pfriemen, Pfeilspitzen, u. s. w. verfertigten. Es ist wirklich zu verwundern, wie viele Fußsteige bei solchen Reisen an manchen Orten, besonders auf den trocknen Felsen und Bergen, ausgetreten worden und noch jetzt zu sehen sind; in den Thälern und Marschgründen lassen sie sich indeß, da Gras darüber gewachsen ist, nicht mehr unterscheiden.

Die Kupfer-Indianer setzen sogar noch heutiges Tages großen Werth auf ihr einländisches Kupfer, und ziehen es beinahe zu allen Werkzeugen dem Eisen vor; ausgenommen zu Aexten, Messern, und Pfriemen, zu denen das Kupfer sich nicht sonderlich gut brauchen läßt. Wenn sie den nördlichen India-

gen Hieb führen konnten, und dann sogleich in die härtesten Glieder treten mußten, um ihr ganz krumm gewordenes Schwert an der Erde mit dem Fuße wieder gerade zu biegen. (Polybius beschreibt dies sehr anschaulich, B. II. Kap. 33.) — In dem durch den Besud 70 Jahre nach C. Geb. verschütteten Herkulanum hat man viele Geräthe zum Schneiden und Hauen, sogar auch ein Besteck recht scharfer chirurgischer Instrumente, aus einem sehr stark gehärteten Kupfer gefunden. — Die Ursache davon, daß alle Völker des Erdbodens, die nicht das Eisenschmelzen durch einen Zufall lernten, zuerst Kupfer zu ihren Scheide- Werkzeugen, Waffen und Geräthen gebrauchten, liegt wohl hauptsächlich in folgenden Umständen. Die Eisensteine, ocherartigen Erze, Morast- und Sumpferze, u. dergleichen, haben wenig metallisches Ansehen, und sind schwer in Fluß zu bringen. Gediogenes Eisen findet man äußerst selten in beträchtlichen Massen (nur in Sibirien, am Sebhaga-Flusse in Afrika, und in Paraguan); gediegenes Kupfer hingegen ziemlich häufig. — Auch in Peru war, als die Spanier dieses Land entdeckten, Kupfer allgemein in Gebrauch; Eisen aber kannte man dort gar nicht. Die Bewohner der Südsee-Inseln hatten vor der Ankunft der Engländer gar kein Metall; indeß mußten sie doch das Eisen schon früher durch die Spanier kennen gelernt haben; denn sie nannten es Iuri, von dem Spanischen hierro.

nern Kupfer gegen Eisen vertauschen, (was aber nur selten geschieht); so gilt ein Eismeißel gegen den andern; wenn sie aber unsren Indianern Felle geben, so müssen sie, nach einem allgemein eingeführten Gebrauche, zehnmal mehr bezahlen, als in der Englischen Faktorei. Eine Art, die man in dieser für ein Silber- oder Ragenfell, oder auch für drei gewöhnliche Marderfelle kauft, kostet den Kupfer-Indianer zehnmal so viel; und eben so verhält sichmäßig auch Messer, und alle andren kleinen Eisengeräthe. Für einen kleinen messingenen Kessel von zwei bis drittehalb Pfund, geben sie sechzig Marder- oder zwanzig Silberfelle an andren Pelzwerk *). Haben die Kessel keine Beulen oder andre Fehler, so fordern die nördlichen Indianer zuweilen wohl noch mehr dafür; und zu diesen übermäßigen Preisen müssen sich alle Kupfer- und Hundsruppen-Indianer mit Eisengeräthen u. s. w. versehen.

Von beiden Völkerstämmen pflegten unsre nördlichen Indianer ehemals das meiste Pelzwerk, welches sie nach der Faktorei der Compagnie brachten, zu kaufen. Ihr eignes Land hat nehmlich nur wenig; und da sie damals Krieg gegen die südllichen Indianer führten, so konnten sie nicht weit genug in das Innere des Landes eindringen, um sich Pelzwerke zu verschaffen. Nun hatten sie weiter nichts zu verhandeln, als was sie von den Kupfer- und

*) Dieser Ausdruck bedarf einer Erklärung. Um des Handels mit den Indianern zu erleichtern, und um besser Rechnung führen zu können, hat die Hudsonsbay-Compagnie das Fell eines ganz ausgewachsenen Silbers zum Maßstabe angenommen; nach welchem man den Werth alles andren Pelzwerkes bestimmt. So wird nehmlich manches zu vier Silberfellen, manches andre aber zu drei oder zwei, und noch geringeres nur zu Einem geschätzt. Von schlechteren rechnet man wohl sechs bis zwanzig auf Eins. Hieraus ist auch der Ausdruck gemachte Silber (made Silver), der in der Folge vorkommt, zu erklären. H. d. V.

Hundsruppen und Indianern erpressen konnten; und dies betrug im Durchschnitte von mehreren Jahren, noch bis ganz neuerlich, selten oder niemals über sechstausend gemachte Biberfelle. Zum Glück für sie selbst, und zum großen Vortheile der Compagnie, leben sie jetzt vollkommen in Frieden und Freundschaft mit ihren südlichen Nachbarn. Die Soldaten dieses guten Vernehmens sind schon so augenscheinlich, daß seit einigen Jahren der Handel aus dieser Gegend sich um mehrere Tausend gemachte Biberfelle erweitert, ja zuweilen sich auf 11,000 belaufen hat. Außerdem daß der Compagnie die Vergrößerung des Handels sehr vortheilhaft ist, haben auch die armen nördlichen Indianer sehr großen Gewinn aus einem schönen, reichen Lande, dessen Handelsprodukte sie jährlich aufladen, ohne den Eingebornen die mindeste Beleidigung zuzufügen.

Seitdem ich dieses Tagebuch geschrieben habe, sind die nördlichen Indianer durch die jährlichen Besuche bei ihren südlichen Freunden, den Athapuskow Indianern, von den Blattern angesteckt worden. Diese haben neun Zehntelle von ihnen weggerafft, und besonders diejenigen, welche mit der Churchill's Factori Handel trieben. Die wenigen noch Uebrigon befolgen das Beispiel ihrer südlichen Nachbarn, und handeln mit den Kanadiern, welche mitten im Athapuskow Lande Niederlassungen haben. So wäre es denn für die Compagnie und für die nördlichen Indianer vortheilhafter gewesen, wenn die letzteren noch länger mit den südlichen Stämmen Krieg gehabt und nie ihre Lage zu verbessern gesucht hätten. Ganz gewiß würde auch ein beständiger und regelmäßiger Verkehr mit den verschiedenen Stämmen der Kupfer- und Hundsruppen Indianer den Handel sehr erweitern haben. Diese beiden Stämme sind, da man sie verschiedne Jahre hindurch gänzlich vernachlässigt hat, wieder in ihre alte Barbarei und in die äußerste Dürftigkeit zurückgesunken, und über die wenigen Ueberbleibsel von Eisenwaaren, welche sie noch hatten, ist zwischen ihnen ein Krieg entstanden, worin die sehr zahlreichen Hundsruppen Indianer so glücklich gewesen sind, daß sie fast den ganzen Stamm der Kupfer Indianer vernichtete haben. Die Wenigen, welche von diesen

Man hat öfters versucht, die Kupfer- und Hundsrüppen-Indianer zu bewegen, daß sie das Fort der Kompagnie am Churchill-Flusse selbst besuchen möchten. Zwar sind verschiedene Kupfer-Indianer als Diener oder Knechte der nördlichen Indianer nach Churchill gekommen, und man hat ihnen Allen reichliche Geschenke für ihre Landleute mitgegeben; aber die nördlichen Indianer haben sie jedesmal bald nach ihrer Abreise von dem Fort geplündert. Diese Behandlung, und die großen, mit einer so langen Reise verbundenen Unbequemlichkeiten sind starke Hindernisse; denn sonst könnten sie eben so gut ihre Waaren selbst zu Markt bringen, als die nördlichen Indianer so weit gehen und die Waaren für ihre eigne Rechnung kaufen. Es ist Politik der letzteren, daß sie einen solchen Verkehr hindern, der ihr Ansehen und ihre Vortheile sehr beträchtlich verringern würde. Doch ist auch der Aberglaube der ersteren ein Hinderniß, das aller Wahrscheinlichkeit nach nie gehoben werden kann. Nur sehr Wenige von ihnen mögen in so entfernte Länder reisen, und zwar aus Furcht, daß die Veränderung der Luft und der Lebensmittel (obgleich beides gerade eben so ist, wie in ihrem Vaterlande) ihrer Gesundheit sehr nachtheilig seyn könnte. Zum Beweise hiervon führen sie an, daß nicht der dritte Theil von denen, welche diese Reise jemals gemacht hätten, lebendig zurückgekommen wäre. Dies ist freiz-

noch übrig sind, haben ebenfalls den Weg zu einer von den Kanadischen Faktoreien im Lande der Athapuskow-Indianer gefunden; wo sie alles ungefähr für die Hälfte des Preises bekommen, den sie vorher dafür bezahlen mußten. So hat denn die Hudsonsbay-Kompagnie nicht einmal einen Schatten von Hoffnung zu künftigem Handel mit dieser Gegend, wenn sie nicht eine Faktorei an dem Lande der Athapuskow anlegt und wohlfeiler verkauft, als die Kanadier.

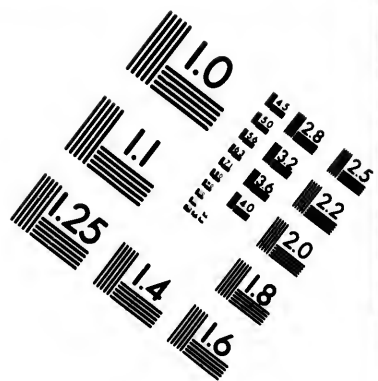
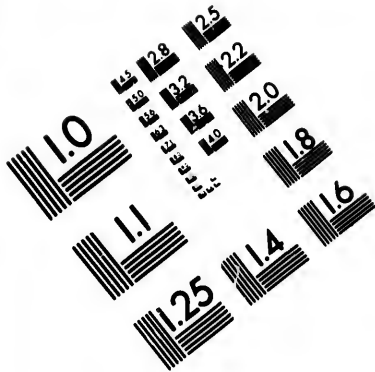
A. d. V.

lich nur allzu wahr; aber immer hat die Schuld an den verrätherischen, grausamen Nord-Indianern gelegen.

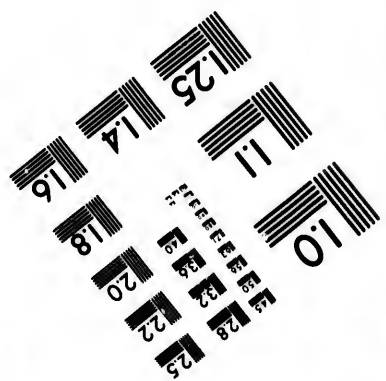
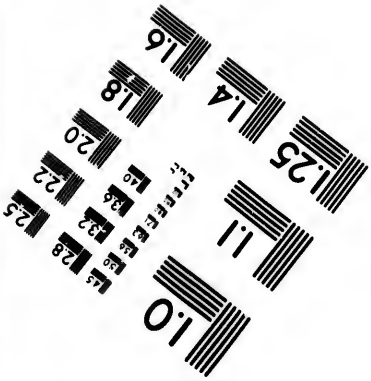
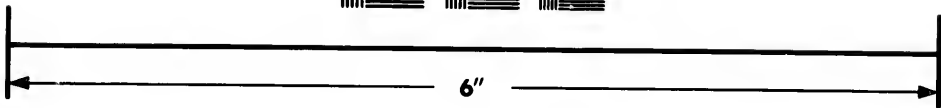
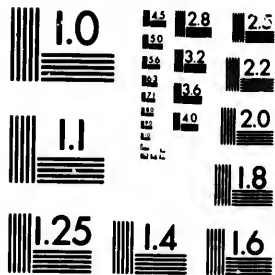
Erst vor wenigen Jahren nahm der Kapitän Kihlschies, dessen in diesem Tagebuche öfters erwähnt worden ist, zwölf Kupfer-Indianer, die alle mit dem schätzbarsten Pelzwerke schwer beladen waren, unter seinen Schutz; aber schon unterwegs mußten sie ihm und seiner Mannschaft alles ihr Pelzwerk geben, und zwar als Bezahlung für die ihnen mitgetheilten Lebensmittel. Als sie in den Prinze von Wallis's Fort ankamen, machte Kihlschies sich ein großes Verdienst daraus, daß er diese so reichlich beladenen Fremden mitgebracht hatte, und versicherte dem Gouverneur, daß für die Folge eine große Erweiterung des Handels mit jenen Gegenden zu erwarten stände. Einer von den Fremden bekam nun den Titel Kapitän, und wurde, so lange er im Fort war, dem getraut behandelt, d. h. auf das beste bekleidet, und noch überdies, so wie alle seine Landsleute, mit Geschenken überhäuft, damit sie nicht nur selbst wiederkommen, sondern auch noch Andere von ihrer Völkerschaft mitbringen sollten. Des Gouverneurs wohlgemeinte Absichten wurden aber gänzlich vereitelt; denn Kihlschies und seine abscheuliche Bande waren noch nicht damit zufrieden, sich alles des Pelzwerkes, das die armen Leute hatten nach dem Fort bringen wollen, zu bemächtigen; sondern suchten auch alle, denselben von dem Gouverneur geschenkten Sachen in ihre Gewalt zu bekommen. Sie waren nicht muthig genug, die Kupfer-Indianer zu ermorden; daher kamen sie auf den Gedanken, die armen Leute auf einer Insel zurückzulassen. An dem verabredeten Orte fuhrten sie

nun alle den Kupfer-Indianern zugehörige Sa-
 chen nach dem Lande über, nahmen ihnen auch alle
 die Kleidungsstücke, die sie der Mühe werth hielten,
 und entfernten sich geschwind mit allen Kanots, so
 daß die Unglücklichen auf der Insel vor Mangel um-
 kommen mußten. Als ich im Jun. d. J. 1772 nach
 dem Fort zurückreiste, sah ich noch die Gebeine der
 armen Leute, und erfuhr die hier mitgetheilte Nach-
 richt von meinem Wegweiser Maxonabbi.
 Ich komme nun wieder zu meiner Reisegeschich-
 te. Bald nachher, als wir die Kupfergrube verlas-
 sen hatten, kam ein dicker Nebel mit Regen, und von
 Zeit zu Zeit auch starke Schneeschauer. Diese Wit-
 terung hielt einige Tage an, und nöthigte uns, zu-
 weilen mehrere Stunden liegen zu bleiben, da wir
 keinen Schritt weit vor uns sehen konnten, und da der
 Weg sehr felsig und verwickelt war. Am 22sten um
 3 Uhr Morgens, kamen Maxonabbi's Bruder
 und ein Kupfer-Indianer, die zuerst vom Con-
 gacathahachaga vorausgeschickt worden waren,
 wieder zu uns. Sie hatten während ihrer Abwe-
 senheit keine Indianer entdeckt, die mit bei meiner
 Expedition hätten möglich sehn können. Indeß wa-
 ren sie am Kupfergraben-Flusse gewesen, und
 hatten, als sie die von uns zur Anweisung für sie
 hinterlassenen Zeichen bemerkte, so geilt, uns wieder
 einzuholen, daß sie während einer Reise von nicht
 wenigen als hundert Meilen nicht einen Augenblick
 geschlafen hatten. Als sie kamen, schliefen wir; doch
 machten wir uns bald auf, und setzten nun unsere
 Reise weiter fort. Wir gingen an diesem Tage 42
 Meilen, kamen über den Büffel-See, und lager-
 ten uns für die Nacht ungefähr in der Mitte der
 steinigten Berge. Das Wetter war heute äußerst





**IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)**



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

18
20
22
25
28
32
36
40

10
18

Schnee *) und am 23sten blieb es ziemlich eben so. Wir brachen früh Morgens wieder auf, und gingen 45 Meilen. Um 1 Uhr Morgens am 24sten hielten wir an, und erholten uns ein wenig. Die Indianer, die nun schon so lange von ihren Weibern und Familien getrennt waren, nahmen sich aber vor, nicht eher zu schlafen, als bis sie wieder bei ihnen wären; zumal da wir die Berge des Congecathawhachaga, wo wir die letzten Jurockelassen hatten, schiff vor uns sahen. Ungesähr nach einer Stunde gingen wir weiter; und um 6 Uhr Morgens kamen wir zu dem jetzt oben genannten Ort. Aber zu unserm großen Mißvergnügen fanden wir, daß alle Weiber über den Fluß gegangen und weiter niemand da war, als ein alter Mann mit seiner Familie, der sich während unserer Abwesenheit eingefunden hatte. Er wartete mit einigem Belzwerk auf Macohabi's seltenen Schwagersohn, und bot diesem auch eine andre, bei ihm befindliche Tochter an, die aber nicht angenommen wurde.

Ohne uns lange aufzuhalten, gingen wir über den Fluß und sogleich auf einen großen Rauch, den wir südwärts bemerkten. Als wir dahin kamen, fanden wir, daß die Weiber wirklich einige Tage vorher da gewesen, aber schon wieder weggegangen waren. Sie hatten bei ihrem Aufstuche das Moos in Brand gesteckt, und davon erhob sich der Rauch her. In den Fußstapfen im Moose konnten wir leicht sehen, in welcher Richtung sie gegangen waren, und verfolgten die Spur sogleich. Nicht lange, so sahen

*) Man hat bisweilen, doch ohne Grund, die Nachricht der Seefahrer und Walfischfänger beyweiset, daß in solchen Orten den das Meer in den Schiffen anzuweilen habe, zu fließen.

wir einen andern Rauch in einer großen Entfernung, verdoppelten unsre Schritte, und erreichten die Stelle um 11 Uhr Abends. Doch auch hier wurde unsre Erwartung vereitelt: die Weiber hatten in der vorletzten Nacht hier geschlafen, und am Morgen bei ihrem Ausbruche das Woods in Brand gesetzt. Da die Indianer nun fanden, daß ihre Weiber nicht über eine gewöhnliche Tagesreise (zehn bis zwölf Englische Meilen) entfernt fern konnten, so beschloßen sie, nicht eher zu ruhen, als bis sie dieselben erreicht hätten. Dem gemäß setzten wir unsren Weg fort, und kamen am 25ten um 2 Uhr Morgens zu einigen von den Weibern, welche jetzt ihre Zelte neben dem Co ge a d See aufgeschlagen hatten.

Wir waren seit unsrem Ausbruche von dem Kupfer-Flusse bis jetzt so stark gegangen und hatten unterwegs so wenig geruhet, daß meine Füße und Beine sehr geschwollen und meine Knöchel ganz steif geworden waren. In diesem Zustande konnte ich mich so wenig frei bewegen, daß ich oft anstieß und mir die Füße sowohl als die Beine beschädigte. Dabei waren die Nägel an meinen Zehen so stark gequetscht, daß mehrere schworen und abfielen. Zur Vergrößerung meiner Noth hatte sich auch die Haut an den Spizen meiner Füße und zwischen den Zehen durchgeschneuert; und nun reizten Sand und Kies, vor denen ich mich auf keine Weise schützen konnte, die verwundeten Theile so stark, daß den ganzen Tag vor meiner Ankunft bei den Zelten der Weiber fast von jedem Schritte, den ich machte, die blutige Smit auf dem Boden zu sehen war. Jetzt klagten auch mehrere Indianer über ihre Füße; aber als man sie untersuchte, besanden sie sich nicht im schlimmsten Theil in so üblen Zustande, wie die ersten. Da ich jetzt zum erstenmal einen solchen Zustand war,

und auch die etwas Aehnliches gesehen hatte; so machte ich mich große Sorgen über die Folgen. Der quälende Schmerz, den ich beim Gehen erlitt, that solche Wirkung auf meine Lebensgeister, daß ich, wenn die Indianer noch zwei oder drei Tage länger so stark gegangen wären, ganz unsehbar hätte liegen bleiben müssen.

Sobald wir bei den Zelten der Welber ankamen, reibte ich vor allen Dingen meine Füße in warmem Wasser, wusch die geschwollenen Theile mit Weingeist, that eine Salbe auf die wundten Stellen, und bezug mich dann zur Ruhe. Am folgenden Tage lieber wir liegen; nun bemerkte ich, daß die Geschwulst sich verminderte, und daß die Wunden nicht mehr so stark isfommt waren. Daraus sah ich denn augenscheinlich, daß Ruhe das beste Heilmittel für diese freilich schmerzhaften, doch im Grunde nicht bedeutende, Krankheit ist.

Aber Ruhe konnte ich mir jetzt nicht verschaffen, ob sie mir gleich zu schneller Wiederherstellung so nöthig gewesen wäre. Die Indianer hatten solches Verlangen, je eher je lieber zu ihren Weibern und Kindern zu kommen, daß sie auch nicht einmal einen einzigen Tag länger anhalten wollten. Am 27ten machten wir uns daher wieder auf; ich konnte aber, obgleich meine Indianer nur acht bis neun Meilen täglich zurücklegten, ihnen dennoch nur mit großer Mühe folgen. Zum Glück für mich war das Wetter vorzüglich schön, und der Boden daher ziemlich trocken; so wurde mir denn das Gehen einigermaßen erleichtert, und ich konnte es mit den Eingebornen aushalten.

Am 28ten Jul. kamen wir endlich zu der Stelle, wo die Weiber und Familien meiner Gefährten unsere Rückkehr von dem Kupfer-Flusse hatten abwarten sollen. Hier fanden wir einige Zelte mit In-

dianern; aber was zu Matonabbi'n und seiner Gesellschaft gehörte, war noch nicht da. Wir sahen indeß nach Osten hin einen großen Rauch, und vermütheten, daß er von ihnen herrührte, da keine andren Indianer aus dieser Gegend erwartet wurden. Am folgenden Morgen schickte Matonabbi nun einige von seinen jungen Leuten aus, sie zu suchen; und am 5ten August kamen sie sämmtlich zu uns. Gegen alle Erwartung war eine ganze Menge andrer Indianer bei ihnen, zusammen mehr als vierzig Leute. Unter ihnen befand sich auch der Mann, den Matonabbi, als wir am Clowey waren, verwundete. Er führte jetzt mit großer Unterwerfung sein Weib zu dessen Zelte, setzte sie neben ihm nieder, und begab sich weg, ohne ein Wort zu sagen. Matonabbi bekümmerte sich aber gar nicht um sie, ob sie gleich in Thränen schwamm. Sie stützte sich einige Zeit auf ihren Elbogen, sank allmählich nieder, und sagte schluchzend: *sih d'binne! sih d'binne!* (See'd'binne!) d. i. „mein Mann! mein Mann!“ Matonabbi äußerte: wenn sie ihn als ihren Mann betrachtet hätte, so würde sie nicht von ihm wegelaufen seyn. Jetzt könnte sie gehen, wohin sie wollte. — Mit anscheinendem Widerwillen, aber ohne Zweifel mit leichtem Herzen, stand sie nun auf, und kehrte wieder zu dem Zelte ihres ersten Mannes zurück.

Sie hielten es für ein Kapitel, und ich habe
 die Bemerkungen von der Zeit an, da die Weiber wieder zu uns
 kamen, bis zu unserm Anlande an dem Uthavns Lande
 S. 1.

Da einige Indianer sehr krank waren, so machten
 die Zauberer, ihre gewöhnlichen Kerze, sogleich Vers
 suche, ihre Geschicklichkeit in der Wiederherstellung
 derselben zu zeigen. Ich muß anmerken, daß sie wer
 der bei inneren, noch bei äußeren Zufällen Arzneyen
 gebrauchen, sondern alle ihre Kuren durch Zaubereien
 verrichten. In gewöhnlichen Fällen saugen sie an
 den verletzten Theilen, blasen darauf, singen dann
 aufwärts sich, speien aus, und sprechen dabei zugleich
 eine Menge unverständlicher Wörter. Bei einigen inn
 eren Krankheiten oder, z. B. Schneiden in den Gen
 darmen, Urinverhaltungen, u. pflegen diese Gaukler
 sehr oft in den After oder die benachbarten Theile zu
 blasen, bis ihnen die Augen heimghe aus dem Kopfe
 springen, und diese Operation nehmen sie mit jeder
 was vor, ohne Unterschied des Alters oder Geschlech
 tes. Diese große Menge eingeschlossener Luft bringt
 zuweilen außerordentliche Regungen hervor, die eine
 kranke Person nicht leicht unterdrücken kann; und
 da nun die Luft keinen andren Ausweg hat, als
 den, durch welchen sie in den Körper gekommen ist:
 so giebt es zuweilen einen ziemlich seltsamen Austritt
 zwischen dem Arzte und seinem Patienten. Ich nannte
 das einmal in Escher; ein Treffen; das that mir
 aber nichts sehr leid, weil mehrere Indianer es
 sehr übel nahmen, besonders der Zauberer und der
 Kranke,

Kranke, zwei Männer, die ich sehr achtete und ganz und gar nicht hätte beleidigen wollen *).

Ich habe mich oft gewundert, welche große Mühe diese Häufte sich geben, ihre lebhafte gläubigen Kranken zu betriegen, und wie unermüdet sie ihre Versuche zur Erleichterung derselben wiederholen. Da sie nichts weniger als sehr eitel sind, so setzen sie ihre Windzinblasen oft so lange fort, daß sie am Ende, wie ich öfter als einmal gesehen habe, mit sehr angenehmen besudeltem Gesichte ihren Kranken verlassen müssen. So lächerlich dies auch einem Europäer scheinen mag, so ist es doch, nach ihren Begriffen, sehr anständig, aber irgend etwas von dieser Art zu lachen.

Wenn ein Freund, den sie besonders hochschätzen, ihrer gefährlich krank zu seyn scheint, so nehmen sie, außer den schon erwähnten Methoden, ihre Zuflucht noch zu einem andern ganz besonderen Aberglauben. Dieser besteht darin, daß sie vorgeben, Aeste, Eisenstachel, dreier Dyonnette, Messer und dergleichen zu verschlucken. Man bildet sich nemlich ein, solche zweifelhafte Unternehmungen könnten den Tod verschaffen, und dem Kranken Aufschub verschaffen.

Bei solchen außerordentlichen Gelegenheiten wird ein Zauberhaus errichtet. Dieses besteht aus vier langen schmalen Erden oder Pfählen, welche unter rechten Winkeln in die Erde gestekt werden, so daß

*) Hier ist ein Beispiel, wie leicht man die Nationen aus Mangel an Kenntniß ihrer Sitten beleidigen kann. Die abentheuerlichen Handlungen sind bei jedem Volke mehr oder weniger im Aberglauben verfaßt, da sie aber dem noch von Natur vernünftigen Menschen öftentlich vorzusetzen werden. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Anekdoten, die hier vorkommt am vorigen Orte. Der große Leibarzt saß auf einer Bank in einem öffentlichen Saale, da er

sie ein Viereck von fünf bis sieben Fuß, je nachdem man es nöthig findet, bilden. Die Spitzen der Stangen werden zusammen gebunden, und das Ganze dann mit einer Zeltdecke oder mit andren Fellen be hängt, so daß es gerade so aussieht, wie ein vierecktes Zelt, nur mit dem Unterschiede, daß oben keine Oeffnung für das Licht bleibt. Witten in diesem Hause oder Zelte legt man den Kranken nieder, und bald tritt auch der Zauberer herzu. Bisweilen vereinigen sich wohl fünf bis sechs zu dem Gesäfte; ehe sie aber in das Zelt treten, ziehen sie sich ganz nackt aus, und, so wie sie darin sind, machen sie den Eingang zu, knien rings um die kranke Person nieder, saugen an den leidenden Theilen, und blasen darauf, singen gleich nachher, und sprechen, als wenn Geister oder Dämonen zugegen wären, von denen sie auch vorgeben, daß sie ihnen in der Gestalt verschiedener Thiere und Raubvögel erscheinen. Wenn sie sich lange genug mit diesen, von ihnen so genannten Schatten unterhalten haben, verlangen sie die Art oder das Bayonnett, das sie verschlucken sollen, und das immer schon von einem Andre in Bereitschaft gehalten wird. An dem Hefte desselben ist ein langer Faden befestigt, daß man es nach dem Verschlucken wieder herausziehen kann; denn selbst die, welche geschickt genug sind, so etwas hinterzuschlingen, gestehen doch zu, daß Eisen, Stahl oder Kupfer sehr übel zu verdauen seyn möchte. Noch überdies wür-

re. Als ein Sturm entstand, wollten die Ruferer den Ultramontano über Bord werfen, weil sie glaubten, der Himmel verhängt diese Ungewitter des bösen Regens wegen über sie. Er zog aber ganz kühnlich einen Rock an, und stellte sich, als hätte er Paternoster und Ave Maria davon ab. Durch diese Klugheit rettete der große Mann sein Leben, das bei dem Aberglauben seiner Ruferer in der größten Gefahr stand.

de man aber ein solches Gerath von Metall nicht gern verlieren wollen.

Gerade zu der Zeit, als wir mit den vierzig Zelten der Indianer zusammentrafen, war ein Mann so gefährlich krank, daß es für nöthig gehalten wurde, eine solche wunderbare Kur mit ihm vorzunehmen; und einer von den Zauberern erbot sich sogleich, ein breites Bayonnett zu verschlucken. Nur wurden die schon beschriebenen Anstalten getroffen. Als der Zauberer sich gehörig mit seinen Geistern oder Schakten unterhalten hatte, trat er in den Eingang des Zeltes, und verlangte das Bayonnett, an welches eine Schnur befestigt war, die an dem andren Ende ein kleines Stück Holz (oder einen Knebel) hielt. Dieses Holz war nicht breiter, als das Bayonnett; indess entsprach es seiner Absicht vollkommen. Ob ich gleich nicht leichtgläubig genug bin, mir einzubilden, daß der Zauberer das Bayonnett wirklich verschluckte, so muß ich doch sagen, daß er es in einem Augenblicke — der Himmel mag wissen wohin, brachte. Das kleine Stück Holz, oder ein ihm völlig gleiches, hielt er mit den Zähnen fest. Nun ging er eine kurze Zeit vor dem Beschwörungszelte auf und nieder, gab vor, große Schmerzen in dem Magen und den Eingeweiden zu empfinden, schnitt Gesicht, stöhnte schrecklich, und krümmte sich, wie es seinem vorgeblichen Zustande angemessen war. Dann ging er zu dem Eingange des Beschwörungszeltes zurück, machte verschiedne angestrengte Versuche sich zu brechen, zupfte einige Zeit an der Schnur, und brachte endlich, zu nicht geringem Erstaunen aller Anwesenden, das Bayonnett, dem Anscheine nach, aus seinem Munde hervor. Nun blickte er triumphirend um sich her, und ging mit gravitärischen Schritten in das Zelt, wo er seine Beschwörungen wieder anfing und sie vier und

Manzig Stunden ununterbrochen fortsetzte. Ich
 war nicht dicht bei ihm, als er sein Kunststück
 machte, indefs doch nahe, und, wie ich meinem Lesern
 versichern kann, auch aufmerksam genug, um den Bey-
 spiel zu entdecken; aber ich muß gestehen, daß er sehr
 geschickt gespielt wurde. In dem Augenblicke, da er ganz
 nackt war, Der Kranke wurde nach dieser
 Operation wirklich bald wieder gesund, und einige
 Tage nachher, am 19ten August, setzten wir unsre
 Reise nach Südwesten fort. Alle Indianer, die bis
 jetzt in unsrer Gesellschaft gewesen waren, nur zwölf
 Zelte ausgenommen, trennten sich auf verschiedenen
 Wegen von uns. Ich selbst litt, da ich einige Tage
 Ruhe gehabt hatte, nicht länger an den Füßen, ob-
 gleich die Haut noch einige Zeit sehr empfindlich
 blieb. Vom 19ten bis zum 25ten, gingen wir in flei-
 nen Tagereisen längs dem Thale von Who-
 der dem großen Weißenstein See,
 der p. D. nach S. W. ungefähr vierzig Meilen
 lang, aber von sehr ungleicher Breite ist. Auf der West-
 west-Seite dieses Sees, soll sich ein Fluß eine lange
 Strecke nach Südwesten schlängeln, dann aber seine
 Richtung nach Norden nehmen, und den Hauptstrom
 bilden. Man findet bei allen rohen, ungeschulten Völkern, in
 der alten und neuen Welt, Schamanen, Jongleure, Za-
 berer und Beschwörer. Kein Wunder also, daß dergleichen
 Gaukler auch bei den Nordamerikanischen rohen Völkern
 häufig vorkommen sind. Auffallend ist übrigens der Um-
 stand, daß die vorrigen und die Schamanen
 bei ihren Gauklereien, auf eine sehr ähnliche Art zu Werke
 gehen. Auch die letzteren haben sich, wie es scheint, Spee-
 re, Pfeile, Messer u. d. gl. durch den Leib, und stecken
 sich, als ob sie ein Bret, ein Beil, ein Messer, u. s. f.
 w. verschluckten. Fast sollte man hieraus vermuthen, daß
 die nordamerikanischen Stämme ursprünglich aus Asien
 hergekommen seyn, und diesen Aemtern man ihre Sprachen
 und Sitten gedenke, sondern die man die Sache so dar-
 über entscheidende Untersuchungen anstellen, um zu

des Kupfergebirges in den Flußes ausmachen. Ob
 dies wahr sey, oder nicht, kann ich nicht bestimmen.
 So viel ist gewis, daß sich viele Bäche von Südwa-
 ren her in diesen See ergießen; doch da sie alle nur
 klein sind, so geben sie vielleicht nicht mehr Zufluß,
 als zum Esage des verdunsteten Wassers, dessen im
 Sommer nicht wenig seyn mag, nöthig ist. Anhan-
 gen Nothwild gab es auf dem ganzen Wege in Un-
 tersfuß, und die Indianer schoffen täglich eine große
 Menge derselben, bloß der Felle wegen, die gerade
 um diese Jahreszeit, weil das Haar die gehörige Län-
 ge hat, zur Kleidung am brauchbarsten sind. Es ist
 beinahe ungläublich, welche große Verheerung hier zu
 Lande, nur in dieser Jahreszeit, allein, unter dem
 Nothwild angerichtet wird. Da die Hirschkuh im-
 mer nur Ein Junges wirft, so sollte man glauben,
 diese Thiere müßten sich sehr vermehren; im Gegen-
 theil versichern aber die ältesten nördlichen Indianer
 unter allen Stämmen, das Nothwild sey jetzt eben
 so häufig, wie jemals. Zwar ist es einige Jahre
 hindurch in der Gegend des Churhill Flußes
 selten gewesen; man sagte mir aber, und zwar mit
 großer Wahrscheinlichkeit, es sey daselbst in andern Ge-
 genden des Landes desto häufiger. Die geringere oder
 größere Menge dieser Thiere an verschiedenen Orten,
 und zu eben derselben Jahreszeit hängt sehr von den
 Winden ab, welche einige Zeit vorher vorherrschend ha-
 ben; das Nothwild geht nämlich, wie die Engen-
 bornen Gärten, immer in der Richtung, in welcher
 der Wind vorher aufgenommen worden, so von Osten
 nach Westen, oder von Westen nach Osten, und
 um sich zu begatten. Dies ist die Ursache, daß
 man wohl sehen kann, daß das Nothwild von
 Alaska das Nothwild am Ende gleiches Jahres
 den müßte. Man muß aber dageson auch bedenken, daß

Zu einer vollständigen Winterkleidung für eine erwachsene Person gehören die besten Stücke von acht bis zehn Hirschfellen; und alle diese sucht man sich, wo möglich, im August oder zu Anfange des September zu verschaffen, weil nachher das Haar zu lang ist, und so lose sitzt, daß es sehr leicht ausgeht. — Nächst diesen Fellen, die mit den Haaren bereitet werden müssen, braucht jede Person noch verschiedene andre als Leder zu Schuhen, Strümpfen und leichter Sommerkleidung. Einige werden auch fast wie Pergament zubereitet, und zwar um Riemen für die Schneeschuhe, Sättlingen für Rothwild, Riemen für die Schlitten, kurz Schnüre und Bänder von allerlei Art, daraus zu verfertigen; so daß jede Person im Durchschnitt jährlich anzwanzig Felle braucht, die, welche zur Felddecken, Beuteln u. s. f. nöthig sind, noch un- gerechnet.

es dort sehr ausgebreitete Eben, dichte Gebüsch und un- durchdringliche Wälder giebt, die sich Lagereisen weit er- strecken; ferner, daß die rohen, umherziehenden Eingeborenen nicht zahlreich sind. Uebrigens ist, aber der Umstand, daß die Indianer oft mehrere Tage hungern müssen, aller- dings schon die nachtheiligen Folgen, welche ihre unvor- sichtige Verschwendung des Rothwildes hat.

*) Es ist auffallend, daß eine einzige Person jährlich im Durchschnitt 20 Thierfelle brauchen soll; die Felddecken, Beuteln u. s. f. gerechnet, wozu wohl noch fünf Thierfelle erforderlich seyn können. Wenn nun auch, wie es wahrscheinlich ist, die sämmtlichen Kleinen Völkersämme im Norden von Amerika nur noch 25,000 Köpfe betragen: so wäre nach dieser Rechnung, doch jährlich über 600,000 Felle für sie erforderlich. Aber von dieser großen Anzahl muß man gewis etwas Beträchtliches abrechnen. Der Verfasser selbst hat schon angemerkt, daß nicht alle Indianer im Norden von Amerika weite Wanderungen thun, sondern, daß viele von ihren Stämmen die Ruhe stellen und in dem Winter in einem kleinen Bezirke bleiben. Auch die Indianer im Norden haben ihre Felle, Kleider, und Geräth- schaften öfter auch weniger abgenutzt, und eine Person kann nicht in jedem Jahre das Neue Felle brauchen. Selbst die weit umherziehenden Indianer haben gewis nicht immer so viele, dank aus den Nachrichten untes. Reisen:

Alle Felle zu dem hier angegebenen mannichfaltigen Gebrauche muß man sich, wo möglich, zwischen dem Anfange des August und der Mitte des Oktobers verschaffen; denn, wenn die Brunnzeit vorüber ist und der Winter herankommt, sind die Felle des Rothwildes nicht nur sehr dünn, sondern gemeinlich auch voll Würmer, so daß man sie zu weiter nichts als zu schmalen Dienien benutzen kann, die dann zu Fischnezen und zur Befestigung der Schneeschuhe dienen. Im Winter werden die Felle fast nur als Nahrungsmittel gebraucht; und sie sind, wenn man die Haare rein abgeschabt und die Würmer alle ausgebrüht hat, gut gekocht, ein gar nicht unangenehmes Gericht. Die Würmer zu essen, konnten die Indianer nicht ertragen, obgleich einige von ihnen, besond' die Kinder, sie als einen wahren Leckerbissen verzehren. Diese Würmer werden immer roh und lebendig aus der Haut gegessen, und sollen wie Stachelbeeren schmecken. Schon der bloße Gedanke an ein solches Gericht war hinlänglich, mir Ekel zu erregen, wenn ich auch die Würmer nicht einmal sah, vor denen viele so groß waren, wie das erste Glied an dem kleinen Finger *). Ich möchte sie eben so

den nicht man, daß sie zuweilen durch Mangel an guter Kleidung in großer Noth sind und sich lange Zeit sehr kümmerlich behelfen müssen.

Die Raupen und Puppen, welche sich in den Rücken der Hirsche, Reithiere und Kinder einfrassen, so daß die besten Theile des Rückenfellens durchlöcheret und unbrauchbar werden, sind Hirschbremsen (Oestrus) und Viehbremsen (Tabanus). Fast alle rohe, ungebildete Völker pflügen die Raupen eines oder des andern Insekts als Leckerbissen zu verzehren. In Indien, Afrika, Westindien, und im südlichen America werden die Raupen der Moustitius-Wafler gegessen, aus denen sich die großen schwarzen Palmen-Müsselkäfer entwickeln. In Swatzen am Westindien und Brasiliens haben die Europäischen Plantagen diese Raupen von den Negersklaven essen gelernt, und ver-

wenig offen, als Käufer die vornehmsten Geschäften ebenfalls gut eben genossen wurden. Der Oktober ist in diesen Gegenden die Brutzzeit des Rothwildes, nach welcher sich die Hirsche von ihren Kühen trennen. Die letzteren gehen dann nach Westen, um während des Winters in den Wäldern Schutz zu suchen; die letzteren aber bleiben das ganze Jahr hindurch in der holländischen Gegend. Von dieser Regel giebt es indess Ausnahmen; denn ich habe in den Wäldern öfters auch irrande Hirsche gesehen, ob sie gleich, bey Anzahl nach, mit den Hirschen nicht in Verhältniß standen. Uebrigens gilt die Regel auch nur von dem Rothwild, nicht von dem Schwarzhirsche; denn dieser bleibt das ganze Jahr hindurch ungetrennt in den Wäldern, den Ebenen, und längs den Ufern der Flüsse, Seen, u. s. w. walden u. s. w.

Die Geweihe der alten Hirschen sind sehr groß, und haben viele Enden. Im November, um die Zeit, wenn die Thiere sich den Wäldern nähern, fallen sie ab. Dies ist unstreitig eine weise Anordnung der Natur, damit die Thiere ihren Feinden in den Wäldern desto besser entkommen können. Wäre es anders, so würden sie sich selbst wenn sie nur ihrer Nahrung nachgingen, leicht in den Bäumen verwickeln und den Wölfen oder andern Raubthieren zur Beute werden. Wahrscheinlich gilt eben dieses auch von dem südlichen Rothwild, welches sich immer in den Wäldern aufhält; aber das nördliche hat, ob es gleich bei weitem das kleinste im Lande ist,

dennoch das sie wie Mark schmecken. In der Gabeiti und der See Land verbeißt man auch die Säue, und laßt sie die Selbst die Weiber und Töchter der Vorredigen, Erhöhen, entledigen sich, die ihre Anhängenden Galt.

doch die größten Geweihe mit so langen und weit ausgebreiteten Enden, daß es sich viel leichter, als andres, in dem Gebrauch wecke, verwirkeln kann. Die jüngern Spießer werfen in dieser Gegenden ihre Geweihe nicht so früh ab, wie die alten Hirsche. Ich habe öfters am Weihnachten einen geschossen, und nicht bemerken können, daß die Geweihe schon lose wären. Die Hirsche verlieren ihre Geweihe gar erst im Sommer. Diese sind, wenn die Hirsche die ihrigen abwerfen, noch mit Haaren bewachsen, und haben kaum ihre völlige Größe erlangt. Ich habe schon erwähnt, daß in diesen Gegenden das Rothwild fast in beständiger Bewegung, von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten, hauptsächlich diesem Umstande muß man auch das ewige Umherstreifen der nördlichen Indianer zuschreiben. — In England sagt das gemeine Volk, die Hirsche verlären jährlich zu gewissen Zeiten ihre Ruthe, oder vielmehr die Eichel derselben. Ob das in England wahr seyn mag, oder nicht, will ich nicht so pündlich untersuchen. Der Nordamerikanische Hirsch ist zuverlässig von unserm Europäischen sehr verschieden. Das Schmalthier des erstern hat in der Regel Gemüthe vor dem unflauen hingegen ist dieser Fall eine sehr große Seltenheit. Der Nordamerikanische Hirsch bewirft erst im Oktober; der Europäische schon im August und September. Jener wirft seine Geweihe schon im November ab, dieser erst im Sommer. Die Geweihe des Nordamerikanischen Hirsches sind auch mit viel größeren und weiter ausgebreiteten Enden besetzt, als die Geweihe des Europäischen. Man könne ihn *Cervus americanus* nennen; denn *C. Canadensis* ist deshalb keine gute Benennung für ihn, weil er sogar nordwärts vom Churchill's Flusse an der Hudson's Bay gefunden wird; weshalb er sich auch *Cervus Hudsonicus* benennen ließe. — Ich fand es nöthig, die nähren Bestimmungen dieses Hirsches etwas genauer anzugeben, weil sowohl Pen- nant in der *Arctic Zoology*, als auch Gmelin in der neuen Ausgabe von Linné's *Natur System* ihn nur zu einer Art des Europäischen machen.

entscheiden; aber in den Ländern an der Hudson's Bay weiß man davon gewiß nichts. Dagegen kann ich aber aus eigener Erfahrung sagen, daß mit den so genannten Alpenhasen an der Hudson's Bay etwas Ähnliches vorgeht. Ich selbst habe mehrere, die im Frühlinge gleich nach der Begattung geschloffen waren, in Händen gehabt, und gefunden, daß die Nieren heraushingeln, und aufgetrocknet, runzelig waren, wie die Nabelschmie bei neugeborenen Thieren; doch fand ich den Harnengang immer offen *).

Am 3ten September kamen wir zu einem kleinen Flusse, der mit dem Point-See zusammenhängt; das Wetter war aber jetzt, bei abwechselndem Schnee, Regen und Frost, so stürmisch, daß wir mehrere Tage warten mußten, ehe wir in unsern kleinen Kanots hinarüber fahren konnten. Wir mußten indeß diese Zeit, da Rothwild in Ueberfluß vorhanden war. Nachmittags am 7ten setzten wir endlich, bei schönem und gelindem Wetter sämmtlich über den Fluß; und am folgenden Morgen gingen wir weiter. Nach drei Tagen, in denen wir zusammen nur etwa achtzehn Meilen zurücklegten, kamen wir zu einigem Strauchholz, dem ersten, das wir seit dem 25ten May gesehen hatten, doch das am Kupfergruben-Flusse ausgenommen.

Ein von den Indianischen Weibern, das schon seit einiger Zeit an einer ausgehenden Krankheit gelitten hatte, war jetzt seit einigen Tagen so schwach geworden, daß es nicht mehr mitgehen konnte; und

* Nach bei den Kanotern der Eurodischen Hasen hat man, obgleich nur selten, bemerkt, daß ihre männlichen Oelien durch aufsteigendes Es rührt von dem allzu häufigen Begatten mit der Hasin her. Die Niere bleibt dann, wegen Entzündung und Abspannung, zu weit außerhalb der Scheide hängen, und trocknet auf; doch so, daß der Harnengang sich offen erhält.

man befand es sich in dem traurigsten Zustande, in den ein menschliches Wesen bei diesem Volke gerathen kann. Entweder hatten die Aerzte sie schon aufgegeben, oder es fehlte ihr an Freunden; genug, man versuchte gar nichts zu ihrer Wiederherstellung, und ließ sie ohne allen Beistand auf dem Boden liegen.

Ob ich gleich jetzt zum erstenmal einen Fall dieser Art sah, so ist er doch bei den Indianern nicht selten, oder vielmehr ganz gewöhnlich. Wenn, besonders im Sommer, eine erwachsene Person so krank ist, daß sie nicht mehr gehen kann, so läßt man sie zurück. Man sagt alsdann: es sey besser, daß Ein Hülfloser zurückbleibe, als daß die ganze Familie, die ihm doch nicht helfen könne, mit ihm zugleich verhungern solle. Bei solchen Gelegenheiten lassen die Freunde oder Verwandten des Kranken ihm gemeinlich einige Lebensmittel und Wasser zurück, auch, wenn die Lage des Ortes das erlaubt, ein wenig Feuerung. Dann sagt man dem Zurückbleibenden, welchen Weg man nehmen will, deckt ihn mit Fellen wohl zu, und nimmt weinend von ihm Abschied.

Zuweilen, doch nur selten, erholen sich solche Personen, und kommen ihren Freunden nach, oder gehen so weit, bis sie andre Indianer antreffen, in deren Gesellschaft sie so lange bleiben, bis sie wieder zu ihren Verwandten gelangen. Die arme, hier erwähnte Frau kam uns zu drei verschiedenen Malen nach; aber am Ende blieb sie zurück, und niemand fehrte um, sie zu suchen *).

*) Das arme Weib wußte, daß ihr, wenn sie verlassen würde, ein schreckliches Schicksal bevorstand; und daß Verlangen, ihr Leben zu retten, gab ihr Kräfte, ihrer Sorge noch dreimal nachfolgen zu können. Wahrscheinlich hat übrigens die letzte Anstrengung sie gänzlich erschöpft, so daß ihr Leiden nachher bald vorüber gewesen ist.

Man findet vielleicht bei keiner Nation auf der Erde eine dem Anscheit nach, so barbarische Gewohnheit, inderß wenn man gehörig nachdenkt, wird man gesehen müssen, daß Nothwendigkeit und Liebe zur Selbsterhaltung daran wohl mehr Antheil haben, als Mangel an Humanität und geselligem Mitgefühl, welche der unterschiedne Charakter der Menschen, der edelsten Wesen in der Schöpfung, seyn sollen. Noth und Gewohnheit machen dergleichen Unsitte den Indianern weniger schrecklich, als sie den gebildeteren Europäern scheinen müssen.

In den ersten Tagen des Septembris war die Witterung schon so kalt, und wir hatten so viel Schnee und Schloffen, daß wir einen frühen Eintritt des Winters vermuthen konnten. Da aber Nothhülff in Ueberfluß vorhanden war, und da das wenige Holz, das wir mitbrachten, uns auch Zeltkade und Feuerung gab, so wollten die Indianer gerne einige Zeit hier bleiben, um Winterkleider, Schneeschuhe, Schellen und auch Lebensmittel in Stand zu setzen.

Zegen die Mitte des Monats wurde die Witterung wieder gelinde, und blieb auch so bis zu Ende desselben; doch haben hatten wir so anhaltenden Regen, das unsre meisten Zelte verstockten. Am 28sten setzte sich der Wind in Nordwesten, und es wurde

in Winter reisend, urtheilt, ganz richtig, das dieses Verloffen erkrankter Personen, die auf langen Reisen nicht mehr fort können, mit dem Grunde der Selbsterhaltung zu beschreiben, was man müsse. Bei andern Nationen geschähe wenn epidemische oder pestartige Krankheiten herrschen, etwas Aehnliches. So habe ich im Jahre 1765, in der Gegend von den Dolomiten, einmahl in einer kleinen Stadt, die ich nicht mehr zu nennen, eine sehr ansteckende Krankheit gesehen, die sich sehr schnell und heftig ausbreitete, und neben dem, etwas Schweiß und Bluterguß verursachte. Nach der Kurze, wurden ja, wie unter andern Umständen, dem Kranklichen keine Hilfe ertheilt, und die Kranken, die sich nicht erholen konnten, mußten hilflos sterben.

so kalt, daß die Bäume alle Ertze, Seen und andre
 stehende Gewässer fest gefroren waren, und daß wir
 ganz ohne Gefahr über das Eis gehen konnten. Das
 unter den mancherlei abergläubischen Gebräu-
 chen der Indianer ist einer besonders merkwürdig,
 den ich schon früher hätte anführen sollen. Unmit-
 telbar nachher, als meine Gefährten die Eschimaux
 am Kupfer-Flusse ermordet hatten, betrachteten
 sie sich als unrein, und nahmen deshalb einige sehr
 ungewöhnliche und sonderbare Ceremonien vor. Gleich
 Anfangs durften Alle, welche an den Mordthaten
 Theil genommen, weder für sich noch für Andre, ir-
 gend eine Art von Lebensmitteln kochen. Zum Glück
 befanden sich in unserer Gesellschaft zwei Männer,
 welche kein Blut vergossen hatten, und diese mußten
 mit der Küche so lange besorgen, bis wir wieder zu
 den Weibern kamen. Waren sie nicht da gewesen,
 so würde das unthätige und widrige Geschäft auf
 mich selbst gefallen seyn. Wenn die Lebensmittel gekocht waren, abmahl-
 ten alle Mörder, welche sie euren Wissen genossen, den
 Raum vom Bar Nase bis zum Kinn, und auch die
 Backen fest bis an die Ohren, mit einer Art von
 ihrer Erdoeden. Aber auch tranken sie aus keinem
 andren Geschirre, und rauchten aus keinem andren
 Pfeifen, als aus ihren eignen: so wie auch die ihri-
 gen nicht von Andre gebraucht wurden. Diese Sitten
 beobachtet man genau und unverändertlich bis zum
 Anfange des Winters, und während dieser ganzen
 Schon am 30ten September waren wir am Polardreife
 die Flüsse und Seen mit kaltem Eise bedeckt. Man denke
 sich, wie die Kälte im December und Januar seyn
 muß! Der Winter dauert also vier oder fünf neun
 Monate, und doch können unsere Menschen, so viel un-
 abhänigkeit von die Sitten dieser Nation haben
 sind, als ein heißes Klima.

Zeit küßten auch keiner von den Wörbern seine Weiber oder Kinder. Zugleich versagten sie sich den Genuß mancher Speisen, besonders des Kopses, der Eingeweide und des Blutes von Rothwild und andren Thieren; auch durften unterdessen ihre Lebensmittel nie in Wasser gesotten werden, sondern wurden an der Sonne gedörret, ganz roh gegessen, oder, wenn man ein Feuer anzünden konnte, gebraten.

Die Weiber hatten, sobald wir wieder zu ihnen gekommen waren, um die Wette an Fuß für ihre Männer gearbeitet, der aus ledernen Armbändern und Stirnbändern, mit sehr künstlich eingelegten Elms-Haaren und Kieseln von Stachelschweinen, bestand. Als nun die Zeit kam, da die Ceremonien aufhören sollten, zündeten die Männer, ohne daß irgend ein Weib dabei zugegen war, in einiger Entfernung von den Zelten ein Feuer an, und verbrannten damit ihren Fuß, ihre Pfeifenröhre und ihre Geschirre. Dann war ein Gastmahl veranstaltet, und zwar von solchen Speisen, die sie so lange nicht hatten essen dürfen. Nachher konnten alle Männer essen, trinken und rauchen, wie sie wollten. Jetzt küßten sie auch ihre Weiber und Kinder wieder, und schienen das mit größerem Entzücken zu thun, als ich jemals vorher an ihnen bemerkt hatte *).

Der Oktober trat sehr rauh und mit starkem Schnee ein; besonders hatten wir am 6ten in der Nacht so heftige Windstöße, daß mehrere von unsren

*) Von je her haben die Menschen das Vergießen von Menschenblut als eine Verunreinigung und als einen Frevel betrachtet, der besonderer Verzeihung bedürfte. Spuren hiervon findet man unter andern auch in der Griechischen Mythologie und Geschichte. — Selbst der Barbar fühlt, daß es unrecht ist, einen Menschen zu tödten. In Europa ist dieses so tief in der menschlichen Natur liegende Gefühl nach und nach, besonders durch die Kriege, vertilgt worden.

Zelten umgeworfen wurden. Mich selbst betraf das bei das Unglück, daß die Zeltstangen meinen Quasbranen beschädigten und gänzlich unbrauchbar machten, ob er gleich in einem ziemlich starken Kasten lag. Ich hielt ihn nun nicht mehr des Tragens werth, brach ihn entzwei, und gab das daran befindliche Messing den Indianern, die es dann in kleine Stücke zerschlugen und aus ihren Flinten verschossen.

Am 23sten kamen mehrere Kupfer- und einige wenige Hundsruppen-Indianer zu unsren Zelten, und brachten Ladungen von Pelzwerk mit welches sie an einige meiner Begleiter gegen Eisenwaaren vertauschten. Sie waren hiernach so begierig, daß einer von meinen Indianern für ein einziges Stück Eisen *), welches er bei seiner letzten Anwesenheit im Fort gestohlen hatte, nicht weniger als 40 Biber- und 60 Marderfelle bekam. Einer von diesen Fremden hatte ungefähr 40 Biberfelle bei sich, mit denen er Matonabbi'n eine alte Schuld bezahlen wollte; aber ein anderer Indianer nahm sie alle weg, ob er gleich wohl wußte, daß sie im Grunde jenem gehörten. Matonabbi wurde hierüber so mißmuthig, daß er wieder auf den Gedanken kam, sein Land zu verlassen und bei den Athapuskow-Indianern zu wohnen. Ich wollte mich, da der wichtigste Theil meiner Reise nun gemacht war, nicht in seine Privat-Angelegenheiten mischen. Aus seinen Unterredungen mit den andren Indianern merkte

*) Es war die Schar eines Pfluges, die der Capitain John Fowler, Gouverneur vom Edurhill, gekauft, er funden hatte. Er ließ damit ein großes Stück Land pflügen und dann mit Hafer besen; da aber der Boden weiter nichts als durrer Sand war, so kann man den Erfolg leicht errathen. Die Saat brachte nicht ein einziges Korn.

Ich hingegen habe das Alle Luff zu einer Streiffen
 nach dem Althavogel am Kanahassen, um die
 selb. Menchieren und Biber zu erlangen. Die ersten
 sind die, was, beynah in dem Lande der nöthlichen
 Indianer gar nicht, und die letzteren nur so selten,
 daß ich während des ganzen Winters 1779 nur zwei
 Biberdame zu sehen bekommen hatte. In die-
 sen Gegenden, Wolfe, Quaque atches (Wolfs-
 hund), Füchse und Ottern die vornehmlichsten Thiere
 sind. Aber nur selten tödten die nöthlichen
 Indianer einen Wolf oder Wolfbären, weil sie beide
 Futur für etwas mehr als für gewöhnliche Thiere
 halten. Ihr Aberglaube in diesem Punkte geht so
 weit, daß wenn sie von ungefähr einen Wolfbären
 anschauen, sie ihn unangerührt liegen lassen und ihm
 nicht einmal die Haut abziehen. Doch verkauft diese
 deshalb nicht, denn bei jedem Trupp Indianer sind
 gewöhnlich einige weniger gewissenhaft. Mehrere
 tragen selbst die, welche kein solches Thier tödten wol-
 len, doch kein Bedenken, das Fell von andren In-
 dianern anzunehmen und es zum Verhandeln nach
 dem Spot zu bringen. Am 30sten October waren alle unsere Arbeit
 Gasse, Schuhe und Schlitzen in Stande, und wir folg-
 ten. Das reisten wir weiter nach Süden, und
 am 10ten bis 15ten November gingen wir auf
 dem Eise ein. Profan Gesehen, daher gleich kost
 Norden nach Süden 50 Meilen lang, und von Osten
 nach Westen 35 Meilen weit. Ich habe keine besondre
 Benennung hat; weshalb ich ihn den See ohne
 Namen geliebt sey.

flüchten Feind; aber da es jetzt so late oder, daß ich
 unmöglich länger auf dem Eise sitzen und angesehene
 ren; so fing ich meine Gefährten mit einigen Hottentotten
 und sehr große Hechte. — Sitzen wir also fort
 wie an den folgenden Tagen jedes Mal ein
 wobei wir unsre Zelte aufschlugen konnten zu uns
 Am roten November kamen wir zu dem Stande
 der großen Wallungen; und gingen nun in südwest-
 liche Richtung. Jetzt war das Eiß so stark, daß
 wir weiter nicht als einige Decyphaner schossen, was
 das wir ganz von den Vordrhen leben konnten, die
 wir uns an die See verschafft hatten.
 Am ersten kamen wir an den Arachd See, oder
 oder Indlaner See. Auf dem Wege dahin
 ren wir über den Methy See, und dann achtzig
 Meilen längs einem kleinen Flusse gegangen, der aus
 diesem See sich in den großen Methapher See
 ergießt. Der Arachd See ist zwar nicht klein, an
 seiner Stelle aber fünf und zwanzig Meilen breit
 aber im Winter äußerst fischreich. Die Indianer
 stellen daher alle ihre Netze aus, und zwar mit sehr
 glücklichen Erfolgen. Etwas im Jahr wurden
 so viele Fische gefangen, daß die Weiber schon aus
 drei Stogen genug zu trocknen hatten.
 Auf Wirfingen Altraupen, (Gadus lotus L.) Korb-
 ben (Cypripis Barbua L.) und kleine Hechte. Das
 Rogen dieser Fische, besonders der Altraupen, neh-
 men die nördlichen Indianer mit Reifen noch lieber
 als die von dem südlichen. — Die Hechte sind
 nicht nur die Hechte mit welcher die Hechte mancher
 Benennung nicht nur die Hechte mancher
 Die Altraupen oder Quappen haben bei uns bereits im
 Ende des Decembers, oder in den ersten Tagen des
 Novembers, zu laichen. Wahrscheinlich thun sie es in Nord-
 Amerika um dieselbe Zeit, und haben also im November
 schon einige Fische, die wir schon im Anfang des
 Jahres gefangen hatten.

als die Gische selbst; denn noch zweifelfand da-
 von, gut geküchelt) geben an vier Gallonen, mäßig
 die Suppe, die, wenn man sie gehörig kocht, so
 wohl wie Reis und dem Auge nicht weniger ange-
 nehm ist als dem Gaumen.

Das Land um diesen See ist sehr hügelig, doch
 nicht gebirgig, und besteht vorzüglich aus Felsen und
 hohen Steilen. Doch müssen diese mit reinigen, guten
 Erde bedeckt seyn, da an den meisten Stellen hohe
 Pappeln, Fichten, Tannen und Birken ständen; Pas-
 saten, Fichten und Birken schienen am besten im
 Thale fortzukommen; die Tannen aber waren selbst
 auf den Gipfeln der Hügel eben so schön, als an
 jedem andern Orte.

In dem Lande gab es hier in solchem Ueberflusse,
 daß mehrere Indianer in einer einzigen Nacht zwanzig
 über dreißig in Schlingen fingen. Eben so zahl-
 reich waren die Kapphänne in den Nichtenbäumen,
 und zugleich auch so zahm, daß sich etliche Indianer
 wohl zwanzig Stück in einem Tage mit Bogens und
 Pfeilen schießen sah. Ihr Fleisch ist zwar weißlich
 (von den Nadeln der Tannen ernähren) geweißlich,
 nicht sehr saftig und bitter, aber sie geben doch seine
 Abwechslung. Ueberhaupt pflegen die Eingebornen,
 ob sie gleich sich bisweilen sehr kühne behaften, doch
 eben so gern in ihren Speisen abzuwechseln, wie
 das andre Volk.

In dem Lande gab es auch viele
 Schakale, die es
 in dieser Gegend, zum
 Theil aus, und vertilgeten auf einige wenige
 Kapphänne, die nur eine einzige Nacht gaben,
 nicht Pulver und Blei, als zum Erlegen von Woth-
 hunden für mehrere Tage nöthig gewesen wäre.

Es ist schon erinnert worden, daß das Land um diesen See
 in dem Lande der Hochamerikanischen Nation (Lopos ame-
 ricana) liegt.

die Menschen dann noch leichter zu machen, wenn
 sie sie in einem Kessel mit geschmolzenem Fette, ge-
 kocht, wann sie so in der That viel zarter an Ge-
 schmack worden, als in Wasser, oder gewöhnlicher
 Fleischbrühe. Ich habe auch Hirschschwarten in Fett
 gekocht, gegessen, und sie außerordentlich gut gefun-
 den. Während unsres Aufenthalts am 11. Nov. 1771
 waren mehrere Indianer krank, besonders ein Mann,
 der auf der einen Seite, von der Scheitel bis zur
 Nase, den Schlag gerührt und den sein Bruder schon
 zwei Monaten in einem Schlitten gezogen hatte.
 Dieser Mann litt noch außerdem an einem innern
 Uebel, und war, da er gar nichts, als wie ein Skelett,
 und so schwach, daß er kaum sprechen konnte. Nun
 entschlossen sich die Aerzte zu einer Kur an ihm. Es
 wurde auf die schon beschriebne Art eine Beschwür-
 rungshütte errichtet, und eben der Mann, der im
 Sommer ein Rayounett zu verschlingen vorgegeben
 hatte, erbot sich jetzt, ein ganzes Bret, nicht kleiner
 als eine Gaskhaube, zu verschlucken. Ein anderer
 Mann setzte das Bret in Stand, und malte, nach
 seiner Abweisung des Gaulers, auf die eine Seite ein
 Maulthier, auf die andre aber, eben so schlecht ge-
 malt, das den Himmel und die Wolken vorstellen
 sollte. Als die Vorbereitungen gemacht waren, fragte
 der Beschwörer, ob ich zugegen wäre. (Er hatte
 mich nemlich sagen hören; ich hätte nicht deutlich
 gesehen, daß er das Rayounett verschluckt hätte). Da
 er mich so beantwortete, so hat er mich näher zu
 kommen lassen. Ich ging nun dicht an ihn heran, und
 fand ihn in dem Eingange der Beschwürungshütte
 als ihm das Bret übergeben wurde, nahm er

sich erst vor, nur sein Dittheit davon ist den Satz
 zu schieben, dann mit Kreise herum zu gehen, und es
 mit dem Nadeln neben so zu machen, ein kleines
 Stück ausgenommen, woran das Bret wieder her
 ausgezogen werden sollte. Raum aber hieß es es
 an dem Mund gebracht, so schied es so geschwind
 wie ein Blig) die Kohle hinunter zu glätten, und es
 blieb nur ein Bret. Soll breites Stück aufhalten den
 Lippen. Jetzt ging er dreimal auf und nieder, zog
 dann das Bret wieder hervor, und tief mit großer
 Eile in die Beschwörungshütte. Ich war sehr auf
 merksam, konnte aber den Betrug nicht entdecken,
 and daß das Wasser zu verschlucken vergab, wofür
 ich ein Stück Holz war, kann ich gar nicht bejwei
 felt, da ich selbst es unmittelbar vor mich nach der
 Ceremonie in der Hand hatte. Ich sah, daß er
 in dem das Wunder wenigstens groß zu machen, muß
 das Wasser wissen, daß es in einer finstern und sehr
 kalten Nacht geschah. Dgleich in einiger Entfernung
 ein großes Feuer brannte, so konnte demnach recht gut
 ein Betrug gespielt werden. Freilich war der Beschwö
 rungsgang nicht, aber mehrere von seinem Gehülften
 Händen, ich sowohl als er, das Bret, wie es schien,
 geschlang, als nächst, da es es wieder hervorzog,
 wohlwillig der Welt zu zeigen, und auch zu
 mich muß übrigens auch noch anmerken, daß ich
 den Tag vorher bei einer Jagdstreife einige Meis
 len weit von dem Felten zufälliger Weise den Zauber
 er unter einem Busche antraf, wofür ich sehr demüth
 lich beschäftigt, ein Stück Holz gerade so gut
 schneiden, wie das Ende des Bretes, das er verschluck
 ten zu wollen vorgab. Die Figur des ersteren gleich
 fast einem Vg und ein völlig gleiches Stück, fast an
 dem großen Bret. Wenn nun seine Gehülften das
 v. in dem, so ist es nicht zu bezweifeln, daß er
 a 70

legte verstreht hatten, so konnte er Ma. schmale Spitz
 sehr reich geschmückt die Zähne nehmen. ob. wodurch er
 dem Nicht lange nach diesem auftritte fragten mich
 einige Indianer was ich davon dächte. Ich was
 einige Zeit verlegen was ich antworten sollte; und
 ich selber sagte ich: dies wäre unmöglich; daß ein
 Mensch ein solches und breites Stück Holz ver-
 schlungen hätte. In die Nacht über meine Unwissen-
 heit, und weil ich die Geißer verschlungen, oder ver-
 fräßen ich mich lassen nur das Ende aus dem Munde
 bei dem Beschwörer hervorsichend. Ich selbst. Was er
 nun that; so warnungstug er auch sonst war, glaubte
 dennoch das dieses Spiel, und versicherte mir in
 dem stärksten Ausdruck er hätte eigentl. in der
 Gesellschaft befindlichen) Mann eine Kinderwiege mit
 eben der Leichtigkeit verschlungen sehen zu können ein
 Stück Papier in den Mund stecken; und als man sie
 wieder herausgezogen habe. Ich nicht die mindeste
 Spur von einem Zahne, oder sonst von Gewaltthät-
 tigkeit daran sichtbar gewesen. und noch davon
 ich sobald unser Beschwörer das größte Kunst-
 stück gemacht hatte, und wieder in das Zelt gegang
 gen. Was zogen fünf andre Männer und eine alte
 Frau sämtlich große Meister in der Kunst sich
 ganz nackt aus, folgten ihm nach und singen halb
 an zu saugen; zu blasen, zu singen und rings um den
 Geschwunden herum zu tanzen. In die Nacht sie drei
 Tage und vier Nächte ohne zu schlafen oder zu essen
 zu nehmen auch nur einen Tropfen Wasser zu trinken
 Als diese abgetragen. Belegten wieder in dem Bes-
 chwindigkeit hervorkommen, war ihre Munde voll
 Brockenheit ganz schwarz; und sie konnten kaum et-
 was ein; jedes Wort aussprechen, höchstens die unbedeut-
 endsten, welche in ihrer Sprache. In dem Wort
 bedeuten.

Nach einem so langen Fasten, hielten sie sich besonders am ersten Tage, zu viel auf einmal zu essen oder zu trinken; und wie es war, einige unter ihnen, wie es schon beinahe eben so viel davon, wie der Unglückliche, dem sie zu helfen gesucht hatten. Doch war dabei gewis viele Verstellung. Sie lagen mit verschlossenen Augen auf dem Rücken, als ob sie so eben den Geist aufgeben wollten; und man behauptete sie wie junge Kinder. Immer ließ jemand von ihnen, feuchte ihnen den Mund mit Weis an, gab ihnen von Zeit zu Zeit einen Tropfen Wasser, oder zuweilen auch einen Bissen Fleisch, und ließ sie einige Züge aus einer Tabakspfeife rauchen. Diese Komödie währte indes nur Einen Tag; nachher schienen Alle sich wieder völlig wohl zu befinden; andernommen, daß sie noch eine geraume Zeit heiser blieben. Zu verwundern, aber dennoch wenig wahr, ist es übrigens, daß der Kranke, als er wieder aus dem Beschwörungszelte hervorkam, nicht nur einen sehr starken Appetit hatte, sondern auch an der so lange gelähmten Seite alle Finger und Zehen wieder regen konnte. In drei Wochen erholte er sich dann so weit, daß er im Stande war, zu gehen, und nach sechs Wochen ging er für seine Familie wieder auf die Jagd. Er hieß Cosabash, d. i. Felsen-Stepphahn, und war einer von denen, die vorzüglich den Aufzug hatten, während meiner Reise fast mich zu sorgen. Auf meiner Rückreise nach dem Prinz von Wallis Fort im Jahre 1772 begleitete er mich, und kam auch in der Folge noch öfter nach der Falls bei, wo, sah er nie recht gesund aus, und schien hinneigen an Nervenzufällen zu leiden. Seine Krankheit schien ihn überhaupt ganz umgeändert zu haben: dennals war er sehr lebhaft, gutmüthig, wohlwollend und nichts weniger als geizig gewesen; nachher

wirden er aber still, zänkisch, unzufrieden und sehr
 krankhaft. * Und die Natur, die durch die Gantler die Kur ihrer Kranken eigent-
 lich bewirkt, mögen, läßt sich nicht leicht erklä-
 ren. Vielleicht giebt, das Vertrauen des Kranken
 zu seinem Arzt, zuweilen, seiner Seele solche Ruhe,
 daß die Krankheit eine andre Wendung bekommt,
 aber wie das in dem jetzt erzählten Falle hat gesche-
 hen können, weiß ich freilich nicht zu begreifen.

Wenn die Gantler Haß auf jemanden werfen
 und ihn ins Verheime Rache drohen, so hat das
 wirklich für den Bedroheten, öfters sehr unglückliche
 Folgen. Dieser glaubt nemlich ganz fest, der Bes-
 chwoerer habe Macht über sein Leben, und hängt die-
 sem Gedanken so lange nach, bis er endlich erkrankt
 und stirbt. Zuweilen bewirkt eine solche Drohung den
 Tod einer ganzen Familie, und zwar, ohne daß ein
 Tropfen Blut vergossen, oder irgend jemanden das
 mindeste Leid zugefügt wird. **

Die Lähmung durch Verkältung ist eine Krankheit, die nicht
 geheilt werden kann, öfters aber die Spuren einer gro-
 ßen Verkältung in der Oefnung des Körpers zurück
 läßt, daß der Kranke in seinem Temperament, seiner Ver-
 lungskraft und seinem ganzen Charakter gleichsam umge-
 schrieben wird. In dem hier erzählten Falle hatten die
 spanischen Sauerer eigentlich wohl nichts in der Heilung
 des Kranken gethan, sondern ihn dadurch, daß die Ver-
 kältung in ihnen wegen Belas beisammen waren, wohl
 nur in starken Schwefel gebracht. Dieser konnte das Uebel
 allerdings einigermaßen vermindern, doch nicht so weit
 gebracht, daß bel ben wilden Nordamerikanern ver-
 schlossen Schweiß, Fett und Rauch so viele Schwefelische
 das die Ausdünstung des Körpers auch bei kalter Luft
 doch nicht ausbleiben vor sich gehen kann. In dem
 Winter 1773 nach dem Urin von Wallis
 Fort kam, sagte er mir ein Mann (den ich mit einem
 in meinem Leben gesehen hatte, und der mehrere hundert
 Meilen von mir entfernt war), hätte ihn sehr abel behan-
 delt, ich möchte ihn doch tödten, um dem ansehnlichen
 Manne, dem ich so viel verdanke, einen Befehl zu thun,

von den Indianern zwei
 Stück Rothwild die ersten; die wir seit dem 20ten
 October sahen. Wir waren also genöthigt gewesen,
 heimzugehen. Monathe lang von einigen Fischen und
 von dem gesalzenen Fleische, das wir am 10ten
 See angelagt hatten, zu leben. Als wie die erwähnten Seen verließen, richteten
 wir unsern Weg mehr nach Süden, und am 24ten
 kamen wir an die Nordseite des großen Uthapu-
 kow-See. Unterweges sahen wir viel Rothwild;
 auch wurden viele Biber erlegt. Auf die letztern
 machten die Indianer ohne Unterschied bei Tage und
 bei Nacht Jagd; aber Rothwild und Elenhiere kann
 man bei Nacht nicht jagen: und jaht waren die Ta-
 ge sehr kurz, da die Sonne Mittags nicht einmal die
 halbe Höhe der Bäume erreichte. Uebrigens wurden
 die Nächte durch das Nordlicht und die Sterne, auch
 wenn der Mond nicht schien, so hell, daß ich sogar
 sehr kleine gedruckte Schrift lesen konnte.
 Ich erlaube mich nicht, bei irgend einem Reisenden,
 der in den höheren nördlichen Breiten gewesen
 ist, gefunden zu haben, daß er bei den Veränderungen,
 welche das Nordlicht mit seinen Farben und
 mit der Lage seiner Streifen macht, ein Geräusch in
 der Luft gehört hätte. Vielleicht war es, als die
 Reisenden ihre Beobachtungen über dieses Phänomen
 machten, nicht völlig still. Ich aber kam mit Ge-
 wissheit behaupten, daß ich in stillen Nächten dabei
 oft ein Knistern oder Rasseln, wie das Rauschen einer
 *) Daß das so genannte Nordlicht, welches in höhern Brei-
 ten fast täglich die Nächte erhellen, ein so strahlendes Licht
 gebe, daß man dabei kleine Druckschrift lesen könnte, ha-
 be ich noch nie gefunden. Darum man bei dem Nord-
 lichte, wenn es zur Jagd der Biber nöthig ist, nicht auch
 soll Hirsche oder Elenhiere jagen können, wird ich nicht
 zu begreifen.

großen Zahlte oder Klügge der einem freiszen Winde,
 gehört habe: nicht nur in der Gegend, worin ich seze
 auf meiner Reise war, sondern auch am Churhill-
 Fluße. Wahrscheinlich ist nur Mangel an Auf-
 merkfamkeit Schuld daran, daß man nicht überall
 wo sich starke Nordlichter zeigen, dieses Geräusch ge-
 hört hat. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß
 die Nordlichter zu einer Zeit viel näher bei der Erde
 sind, als zu der andren, und dies kann denn aller-
 dings auf den Schall Einfluß haben. Die Wahr-
 heit oder Falschheit meiner Vermuthung zu bestim-
 men überlasse ich Männern, die von der Physik
 mehr verstehen, als ich.

Der Indianische (Zugische) Hirsch, die ein-
 zige Art von Rothwild, welche, das Kenntlich abzu-
 genommen, in dieser Gegend gefunden wird — ist
 viel größer, als der, welchen man in den holzre-
 Genden nordwärts vom Churhillfluße an-
 trifft. Sein Haar ist im Winter gelblich roth, und
 seine Geweihe sind zwar stärker, aber kürzer, und
 von weniger Enden. Sein Fleisch ist übergens grö-
 ßer und nicht so wohlschmeckend, wie das von der
 kleineren Art, welches noch überdies die besondre Ei-
 genschaft hat, daß man besser alle überkräftig wird.
 Dies kam ich aus eigener Erfahrung verstehrn; denn
 ich habe zwölf oder achtzehn Monate lang beinahe
 gänzlich von diesem Fleische gelebt, und mir kaum
 Nahrung in den Speisen gewöhnlich, ob mir

Der von dem Verfasser hier erwähnte Umstand ist
 und sehr merkwürdig. Wenn er auch von andren Reisens-
 den, welche in hohe Breiten kommen, bestätigt wird, so
 ist doch die Erscheinung sehr merkwürdig. Man muß übrigens sagen, daß
 die Erscheinung sehr merkwürdig ist, und ich würde auf die
 Ursache nicht ohne Ansehen gewesen bin, wie ein Dämon
 dabei gehört habe.

gleich Fische sind. Doch immer sehr willkommen
 waren. Von diesem aus ist es nun zu dem folgenden
 Die Biber, welche es hier so häufig gab, beschäfti-
 gten die Aufmerksamkeit meiner Reisenden vorzugs-
 lich, da ihr Fleisch sehr wohlschmeckend ist, und da
 man ihre Felle zu Kleidung oder zum Handel so ver-
 brauchen kann. Die Lage der Biberbaue ist sehr
 verschieden. Wo die Biber zahlreich sind, bewohnen
 sie Seen, Flüsse, Glässer, und auch die kleinen Strö-
 me, welche die in dieser Gegend so zahlreichen Seen
 miteinander verbinden. Die beiden letzten Lagen
 wählen sie aber gemeinlich, wenn das Wasser tief
 genug ist, und der Strom ihnen den Vortheil giebt,
 daß sie Holz und andre Erfordernisse zu ihrem Bau
 leichter zuführen können.
 Sie geben keinem besondern Plaze bei ihren
 Bauten den Vorzug, sondern legen ihn bald auf Land-
 sprisen an, bald auch in einer Bucht, und oft bei ei-
 nem kleinen Inseln, immer wählen sie jedoch eine Stelle,
 wo das Wasser so tief ist, daß es im Winter nicht
 bis auf den Grund zufriert. Wenn sie aber ihren
 Bau in kleinen Flüssen oder Strömen anlegen, degen
 der Frost leicht den Zufluß nehmen kann, so lebet sie
 ihr wunderbarer Instinkt, diesem Uebel entgegen zu
 arbeiten, und zwar durch einen Damm, den sie in
 einer angemessenen Entfernung von ihrem Bau, quer
 über den Fluß ziehen. Einen solchen Damm halte
 ich für die merkwürdigste Arbeit der Biber, nicht
 so wohl deswegen, weil er so nett, als weil er so
 stark und wirklich nützlich ist. Er verräth einen Grad
 Dieser Thiere ist das schwarze Haar, und nicht
 das braune, wie man gemeinlich den Biber an-
 sieht. (Crotus virginianus L.) Er hat zwei Zähne, aber kei-
 nere, und etwas schaufelartige Gewebe.

von Klugheit. Ob Nachforschern fünftigen Uebels, das nahe an den Verstand des Menschen gränzt, und gewiß dieser Art von Thieren ganz eigenthümlich ist. Die Diberdämme sind nach den Beschaffenheit des Ortes, wo sie angelegt werden, in ihrer Gestalt verschiedentlich. Hat das Wasser in dem Flusse nur wenig Strömung, so wird der Damm beinahe gerade, ist aber die Strömung stärker, so bekommt er eine beträchtliche Krümmung, und ist mit den contrary Seite stromaufwärts gerichtet. Die Materias, deren sich die Diber dazu bedienen, sind Eichenholz, grüne Weiden, Birken und Pappeln, wenn sie vergleichen bekommen können; ferner Schlawen und Steine, die so unter einander gemischt sind, daß sie augenscheinlich die Festigkeit des Damms befördern. Uebrigens wird an diesen Dämmen keine andre Ordnung oder Methode beobachtet, als daß sie in einem regelmäßigen Bogen angelegt werden, und daß alle Theile gleich stark sind. In den Orten, wo man die Diber lange ungestört läßt, werden die Dämme, durch öfteres Ausbessern, zuletzt ganz feste Wälle, die der Gewalt des Wassers, und des Eises wehren können; und da auch die Weiden, Birken und Pappeln gemeinlich Wurzeln fassen und anschlagen, so entsteht nach und nach eine Art von regelmäßig gepflanzter Hecke, die ich an manchen Stellen so hoch gefunden habe, daß Vögel ihre Nester darin baueten. Zwar haben die Diber auch in Seen und Leichen Wasser, und brauchen da nicht erst einen Damm zu bauen; aber es mache ihnen dort weit mehr Mühe Holz und andre Materialien zu ihrem Bau zu bekommen. An Flüssen und Strömen haben sie es dagegen mit leichter Mühe; sie fallen es nehmlich immer oberhalb des ausgewählten Places, so daß die

Erklärung es ihnen zu führen muß. Die Wohnungen
 der Viber sind auch neben den Materialien gebaut
 wie ihre Wohnen, und ihre Größe richtet sich immer
 nach der Größe der Bewohner und Gewöhnlich sind
 dies mehr mehr, als vier, Alten und sechs bis acht
 Jungen doch habe ich auch zuweilen mehr als noch
 einmal so viel beobachtet. Diese Wohnungen sind
 zwar der Bewunderung nicht gänzlich unwerth, doch
 bleiben sie wohl hinter den Beschreibungen zurück,
 die man gewöhnlich von ihnen macht, denn sie sind
 gar nicht so regelmäßig und weit roher, als die
 Dämme. Ich habe auch in diesen Gegenden
 um Manich Leute haben in ihren Beschreibungen
 von den Viberbäuen gesagt, sie hätten in dem In-
 nern mehr als zu verschiedenen Gebrauche, als zum
 Essen, zum Schlafen, zu Vorrathskammern, und zum
 Berichten der natürlichen Bedürfnisse, bestimmte Ab-
 theilungen. Diese Leute waren aber entweder mit
 dem Gegenstande, den sie beschreiben, wenig bekannt
 oder was noch schlimmer ist, sie suchten Leicht-
 gläubige durch Erdichtung der größten Unwahrschein-
 lichkeiten zu hintergehen. Ich habe mich viele Jahre
 hindurch unter den Indianern aufgehalten, und dabei
 Gelegenheit gehabt, einige hundert Viberbäue zu se-
 hen, so kann ich denn versichern, daß dergleichen Be-
 schreibungen gänzlich falsch sind. Bei allem ihrer
 Klugheit wollen diese Thiere, wie man offenbar sieht,
 an ihren Bauen weiter nichts haben, als einen Platz
 wo sie trocken liegen, und ihre Speise, die sie sich
 aus dem Wasser hervorholen, verzehren können.
 Wirklich findet man oft, daß einige von den größ-
 ren Bauen Ethie oder mehr Abtheilungen haben, aber
 diese sind weiter nichts als ein Theil des Haupt-
 bäudes, welchen der Viber für Unterstutzung des
 Daches hat sehen lassen. Doch in solchen Fällen

haben die verschiedenen Zimmer — wie es Emsen,
 sie zu nennen, beliebt hat — keine andre Verbindung
 mit einander, als durch das Wasser; und sie sind
 eben ein doppeltes oder dreifaches Haus, als vier
 verschiedene Abtheilungen eines und eben desselben. Ich
 habe einen großen Biberbau auf einer kleinen Insel
 gesehen, der an ein Duzend Abtheilungen unter Ein-
 dem Dache hatte; und alle diese — über oder drei
 angenommen — standen in gar guter Romanziti-
 lätiva mit einander. Da sich im diesem Baue viele
 Biber aufhielten, so ist es wahrscheinlich, daß jede
 Familie ihre eigne Abtheilung kannte; und zu ihrer
 besondern Thür aus- und einging; ohne daß sie wei-
 deren Verkehr mit ihren Nachbarn hatte, den außer-
 wöhnlichen, welcher zum gemeinschaftlichen Besuche ihrer
 Wohnung und ihres Damms erforderlich gewesen
 war. — Meine Indianer erlegten 22 alte und 25
 junge oder halb erwachsene aus diesem Baue; und
 noch außerdem waren ihnen einige entkommen.

Genosse Reisende, welche der Wohnung der Bi-
 ber zwei Eingänge, einen auf der Land- und den an-
 deren auf der Wasserseite, zuschreiben, scheinen mit
 diesen Thieren noch weniger bekannt zu seyn, als jene,
 welche darin eine Reihe von Gemächern erblicken.
 Dieser doppelte Eingang würde sich gar nicht mit
 ihrer Art zu leben vereinigen und ihren größten Fein-
 den, den Wolfsbären, Gelegenheit geben, zu ihnen zu
 kommen und sie alle zu tödten.

Ich muß in der That lächeln, wenn ich lese,
 was verschiedene Schriftsteller von der Haushaltung
 der Biber erzählen. Sie scheinen wirklich mit ein-
 ander um die Worte zu streiten, wer am stärksten
 erdichtet kann. Dem Compiler des Buches über
 die Wunder der Natur und der Kunst, ist es indoch,
 glaube ich, damit wohl im besten Gelängnis; denn er

hat nicht nur die sämtlichen Erfindungen Anderer
 gesammelt, sondern sie auch noch so stark vermehrt,
 daß zu einer vollständigen Naturgeschichte der Biber
 nun weiter nichts mehr fehlt, als ein Wörterbuch ih-
 rer Sprache, eine Sammlung ihrer Gesetze, und ein
 Abriß ihrer Religion! —
 Es wäre ungereimt, wenn man dem Biber eine
 sehr große, instinktmäßige Klugheit absprechen wollte;
 aber man muß darin auch nicht zu weit gehen. Wie
 ist es zu möglich, daß der Biber, der, wenn er
 aufrecht steht, nicht über Bruchhals bis drei Fuß
 hoch ist und dessen Vorderfüße nicht viel größer sind
 als ein halber Kronenthaler — wie ist es möglich,
 daß der Biber Pfähle so dick wie ein Mannsfinger
 soll drei bis vier Fuß tief in die Erde schlagen
 können? Eben so ungereimt ist die Erfindung, daß
 sie diese Pfähle mit Zweigen durchflechten, die innere
 Seite ihrer Wohnungen mit einer Mischung von
 Schlamm und Stroh übertäuchen, und mit Schlamm
 und Steinen auf ihrem Schwanz schwimmen.“ So
 klug auch der Biber ist, so hindern ihn doch seine
 Gestalt und seine Größe, solche Kunststücke zu ma-
 chen. Unmöglich kann auch der Biber seinen Schwanz
 als Waerkehl gebrauchen, ausgenommen auf dem Por-
 tenn, wo er geht. Er ist nicht im Stande, dieses
 Glied, da es demselben an Gelenken fehlt, über den
 Rücken zu erheben; vielmehr neigt es sich in seiner
 natürlichen Lage nieder, und es kann nur mit vieler
 Mühe großer Anstrengung verhindern, daß es nicht auf
 der Erde nachschleppt. Daher kann der Biber auch
 nicht in seiner gewöhnlichen Stellung (aufrecht, wie
 das Eichhörnchen) sitzen, ohne den Schwanz zwischen
 den Beinen von sich zu haben, wo er, wenn das
 Thier frisst, gewissermaßen zum Teller dient.
 Es ist nicht weniger wahr, als daß sie zum

Von ihren Häusern: Welche in dem Grund schlammig
 vorkommt, legen sie das weisse Holz kreuzweise, und sehr
 nahe horizontal, wobei sie auch wieder gar keine Ord-
 nung beobachten, als daß sie eine Deckung oben über
 ihnen, in der Mitte frei lassen. Wenn ein Zweig etwas
 mehr zu weit hervorsteht, so schneiden sie ihn mit
 den Zähnen ab, und stoßen ihn zwischen die andern,
 um zu verhindern, daß der Schlamm nicht vom Dach
 nach unten falle. Es ist auch ganz irrig, wenn
 man glaube, die Oberflächten erst das Holzwerk über
 ihn in Stand, und überlächten es dann; ihre Häuser
 und auch ihre Dächer sind vielmehr von unten auf
 eine Masse von Holz und Schlamm, mit Steinen
 vermischt, denn sie anders vergleicht man bekommen kön-
 nen. Den Schlamm nehmen sie immer vom Ufer,
 oder aus dem Grunde des Flusses oder Seiches,
 dicht bei dem Eingange ihrer Wohnung. Schlamm
 und Steine tragen sie in ihren Kluven, oder in
 die sie dicht unter dem Halbe zusammenhalten, Holz
 oder schleppen sie immer zwischen ihren Bännen fort.
 Alle ihre Arbeiten verrichten sie bei Nacht, und
 sie sind dabei äußerst thätig. Ich habe zuweilen noch
 einer einzigen Nacht vor ihren Häusern so viel
 Schlamm aufgehäuft gefunden, daß sie mehrere Taus-
 send ihrer kleinen Laken zusammengebracht haben
 mußten. Sah man Gras oder Stroh darunter, so
 man das blasse Aufsicht, und rührte von der Beschaf-
 fenheit des Bodens her, von welchem der Schlamm
 genommen war. Daß sie dergleichen Anordnungen
 absichtlich machen sollten, ist eine grundlose Erdich-
 tung, und ich würde nicht annehmen, daß sie
 ein so verächtliches Klugheit an diesen Thieren,
 daß sie die äußere Seite ihrer Wohnungen jährlich
 mit frischem Schlamm überziehen, und man so leicht
 im Herbst als möglich, sollte man die Erde schon

nicht, sondern wenn man sie des Schlags mit
 dem Schwanz, so wie man sie im Stein, nach dem Winter
 findet, den Wolfsohn, so wie im Winter, zu braunfärbigen
 Abhängen gewisser Art, so wie die Wohnungen am
 Ort, so wie schlagend, so wie mit ihrem Schwanz, auf
 besonders, so wie sie in das Wasser tauchen. Dies hat
 vermuthlich die gemeine Sage dermaßen, so wie die
 reißt ihren Schwanz, so wie dem Besorfen der Häuser als
 Mauerwerke. Das Schlagen mit dem Schwanz, so
 aber die bloße Gewohnheit, so wie sie in dem, so wie sie
 zähmt, behalten, und die man besonders dann, so wie
 ihnen bemerkt, wenn sie in Schrecken gesetzt werden,
 wenn sie im, so wie sie im, so wie sie im, so wie sie im
 und ihre geistliche Nahrung ist eine große Wirt-
 schaft, die einige Wohlthätigkeit mit einem Kohlstengel hat,
 und auf dem Grunde der Seen und Flüsse wächst,
 das sie essen, so wie die Kinder von Bäumen, beson-
 ders von Haseln, Birken und Weiden, im Winter,
 aber, wenn das Eis sie verhindert, aus dem Land zu geh-
 hen, müssen sie sich, nächst der erwähnten Wurzel, bloß
 von der Rinde der Zweige ernähren, die sie im Som-
 mer abgehauen, und vor den Eingängen ihrer Wohn-
 stätten in das Wasser geworfen haben. Der Saft
 der Weichheit, so wie sie übrigens auch mit mancherlei Kräu-
 tern und Beeren, so wie die in der Nähe ihres Wasser-
 lasses wachsen, den sie, so wie sie, so wie sie, so wie sie
 so, so wie im Frühlinge das Eis aufgeht, verlassen
 die Wälder ihrer Wohnungen, und schweifen den ganzen
 Sommer hindurch umher, wahrscheinlich, um eine
 bequemere Lage zu suchen; doch, wenn ihnen dies
 nicht gelingt, so kehren sie, kurz vorher, ehe das Eis
 abfällt, wieder in ihre alten Wohnungen zurück, und
 sammeln ihren Winter vor sich. So wie sie, so wie sie, so wie sie
 so, so wie sie ihre Wohnungen verlassen, oder wenn
 die Veränderung ihrer Anzahl, so wie sie, so wie sie, so wie sie
 Senne's Reisen.

Haus zu erweitern, oder ein neues zu bauen; so fällen sie das dazu nöthige Holz schon früh im Sommer, fangen aber selten vor der Mitte oder gegen das Ende des August mit der Arbeit an; und vollenden sie, wie ich schon gesagt habe, nicht eher, als bis die Kälte eingetreten ist.

Man hat viel davon erzählt, daß diese Thiere sich in große Gesellschaften vereinigen und beträchtliche Städte oder Gemeinheiten — wie man sich zu wollen ausgedrückt hat — stiften sollen. Mehrere Umstände überzeugen mich indeß, daß selbst da, wo die größte Anzahl von ihnen beisammen wohnt, kein gemeinschaftliches Interesse unter ihnen Statt findet, ausgenommen etwa bei denen, die unter einem und eben demselben Dache wohnen; doch selbst bei diesen erstreckt sich das gegenseitige Interesse nicht weiter, als daß sie ihren Damm gemeinschaftlich bauen.

Wer im Winter Biber fangen will, muß sich ihrer Art zu leben bekantt sehn; sonst giebt er sich vergebliche Mühe. Sie haben nemlich immer an beiden Ufern eine Menge Höhlen und Löcher, die ihnen, wenn ihr Bau durch irgend etwas beschädigt wird, als Zufluchtsörter dienen; und in diesen Höhlen werden sie auch gemeinlich gefangen.

Wenn die Indianer Biber, die in einem schmalen Flusse wohnen, fangen wollen, strecken sie zuweilen Stränge quer über den Fluß; damit die Thiere nicht entkommen sollen; und alsdann bemühen sie sich, alle Löcher oder Zufluchtsörter an den Ufern ausfindig zu machen. Dies erfordert viel Übung und Erfahrung, und man geht dabei auf folgende Art zu Werke. Jeder nimmt einen Eismeißel und befestigt ihn an einer dünnen, etwa vier bis fünf Fuß langen Stange. Hiermit geht er längs dem Ufer hin; und klopfet auf das Eis. Wer in diesem Geschäfte ge-

über ist, erkennt an dem Schalle des Eises sehr wohl, ob er bei einer Biberhöhle ist, oder nicht. Wo man nun eine vermuthet, hauet man in das Eis ein Loch, das groß genug ist, einen alten Biber durchzulassen; und so fährt man fort, bis man alle Schlupfwinkel der Biber entdeckt hat. Während daß die Hauptpersonen sich auf diese Art beschäftigen, brechen die übrigen Männer und die Weiber den Bau der Biber auf, welches gar keine leichte Arbeit ist, da diese Häuser zuweilen fünf bis sechs, ja acht Fuß dick sind, wie ich selbst einmal eins gesehen habe. Sobald die Biber merken, daß ihre Wohnungen angegriffen werden, fliehen sie zu ihren Höhlen am Ufer. Die Indianer können das an der Bewegung des Wassers leicht bemerken. Nun versperren sie den Eingang der Höhle sogleich mit Stangen, und holen den Biber, wenn sie ihn anders erreichen können, entweder mit der Hand heraus; oder auch mit einem großen Haken, der an einem langen Stocke befestigt ist. Bei dieser Art von Jagd hat jeder Indianer ausschließliches Recht auf die Biber; die er in den Höhlen fängt; und da diese Regel allgemein beobachtet wird, so bezeichnet jeder die Höhlen, welche er findet, mit einem Zweige oder einem andren unterscheidenden Merkmalen.

Eben so verfährt man auch, wenn man Biber in Seen und Teichen fangen will; nur mit dem Unterschiede, daß man hier nicht erst den See quer über absteckt, weil es unnöthig und auch unmöglich ist.

Die Biber können nicht lange unter dem Wasser leben; also müssen sie, wenn ihr Bau zerstört ist und ihre Schlupfwinkel entdeckt sind, nothwendig an einem von beiden Orten gefangen werden. Gemeinlich bekommt man sie übrigens in ihren Höhlen. Zuweilen fängt man sie auch in Nezen, und im Some

mer sehr oft im Falle. Im Winter ist ihr Fleisch
 sehr fett und wohl schmeckend; im Sommer aber sind
 sie meistens sehr mager; da ihnen das Aufziehen ih-
 rer Jungen Mühe macht; und da sie zum sich Be-
 wendmitteln zu verschaffen, fast unaufhörlich in Bewe-
 gung sind. Ihr Fett ist dann auch so wenig werth,
 daß die Indianer es gemeinlich abfengen, und damit
 ihren Sommer wohl mit mehreren tausend ge-
 schickten und auch wohl abwechselnd auch mit andern
 und Sie haben zwey bis fünf Junge auf einmal.
 Herr Drobbs zählt in seiner Nachricht von der
 Hudsons Bay nicht weniger als acht verschiedene
 Arten von Bibern auf; aber im Grunde giebt es
 nur eine einzige; der ganze Unterschied rührt von den
 verschiedenen Jahreszeiten her, in welchen sie gefangen
 werden. Ich habe mich zu dem Ende schon öfters
 dem Hofvater sagt: ein guter Jäger könne in einem
 Winter sechshundert Biber fangen, aber nur einhun-
 dert zu Markte bringen. Wenn es sich zu seinen Zei-
 ten wirklich so verhielt, so müssen die Kanots der
 Indianer damals viel kleiner gewesen seyn; denn jetzt
 tragen die meisten ganz bequem dreihundert Biber-
 felle, das Gepäck und die Lebensmittel der India-
 ner noch ungerachtet. Ich habe auch schon öfters
 gehört, daß ein Indianer (was ich daher
 bezweifle) in einem Winter sechshundert Biber ge-
 fangen haben; so ist das ein einzelner Fall gewesen,
 und Mancher hat nicht zwanzig, ja wohl nicht einen
 einzigen bekommen. Einer glücklich Jäger hätte also
 doch nicht nöthig gehabt, seine Felle verfaulen zu
 lassen, oder am Feuer abzufengeln. Während meines
 Aufenthaltes bey den Indianern habe ich freilich wohl
 gesehen, daß mancher in einem Winter mehr Biber-
 felle und andres schweres Pelzwerk bekam, als seine
 Weiber forschaffen konnten; dann wurden aber die

überhäufigen nicht als unnütz verworfen, sondern Ver-
 wänden, wobei andere weniger glücklichen Jägern
 gegeben ist, daß immer der sämtliche Ertrag der
 Jagd zu der Faktorskammer freilich senger die süd-
 lichen Indianer viele Biber und Seeotterfelle ab-
 bruch geschieht dies selten zu anderer Zeit, als im Som-
 mer, wovon die Felle keinen Werth haben. Die
 Die weissen Biber, deren Lefranc erwähnt,
 sind so selten, daß vielleicht kaum der Zehnte kop-
 fassen Faktors der Kompagnie während seines gew-
 öhlichen Aufenthaltes im Lande jemals einen gesehen hat.
 In zwanzig Jahren, die ich in der Hudsons-
 Bay zugebracht, und bei meinen sechshundert Engl.
 Meilen weiten Reisen befand ich mich von der See küste,
 habe ich nur ein einziges weisses Biberfell gesehen.
 Doch auch dieses hatte auf dem Rücken viele röh-
 rliche und stümpfiche Haare, und nur die Seiten und
 den Bauch waren glänzend silberweiss. Die India-
 ner selbst hiessen es für eine große Wertloseigkeit.
 Ich hatte dreimal so viel als gewöhnlich, wenn man
 einmengen vorüber der Wert verschaffen konnte, aber
 ich habe in den zehn Jahren, die ich nachher noch
 verblieben, nicht eines bekommen. Dies beweist wohl
 hinlänglich, daß es keine besondere Art von weissen
 Bibern giebt, und daß auch eine Abweichung von der
 gewöhnlichen Farbe sehr selten ist. In dem
 Schwanze der Biber, und zwar von vortrefflichem
 Glanze, findet man öfter, doch bekommt man in ei-
 nem Jahre selten über zwölf bis fünfzehn solche Felle.
 Ubrigens mögen sie in der Churchill's Bay recht viel-
 leicht noch am häufigsten vorkommen. In dem
 Lefranc selbst ein geboener Indianer, kam
 Herrn Dobbs wohl schwerlich gesagt haben, der
 Biber werfe auf einmal zehn bis fünfzehn Junge;
 wobei er hat den letzteren absichtlich hintergehen wol-

len. Die Indianer tödten viele Biber in allen Perioden des Trächtigkeit; es fehlt ihnen also gar nicht an Gelegenheit, die gewöhnliche Anzahl der Jungen zu bestimmen. Ich habe einige Hundert trachtige gesehen, aber nie mehr als sechs Junge in einem gefunden; und auch dieses nur in zwei Fällen: denn die gewöhnliche Anzahl beträgt, wie gesagt, nur zwei bis fünf.

Außer der unfehlbaren Methode, die Anzahl der Jungen durch den Augenschein zu bestimmen, giebt es bei dem Biber noch eine andre, welche die Indianer als eben so richtig kennen. Wenn man nehmlich die Gebärmutter eines weiblichen Biber untersucht, so findet man darin jedesmal eben so viele harte, runde Knoten, als er zum letztenmale Junge geworfen hat. Ich habe diesen Umstand sehr sorgfältig untersucht, und kann aus eignen Erfahrung versichern, daß er gegründet ist.

Viele irrige Nachrichten über die Biber schreiben sich von den Franzosen her, die sich in Kanada aufgehalten haben: so z. B. die, daß ihre Wohnungen einen doppelten Eingang, auf der Land- und auf der Wasserseite, hätten. Vielleicht haben die Franzosen und andre französische Schriftsteller alte, von den Indianern eingenommene Biberwohnungen gesehen, in die man auf der einen Seite eine Öffnung gemacht hatte, was immer geschehen muß, ehe man die Biber daraus vertreiben kann. Sehr wahrscheinlich machen die Indianer in einem so milden Klima, wie Kanada hat, diese Öffnungen gemeinlich auf der Landseite; und das mag denn die gerügte Einrichtung veranlaßt haben *)

*) Die nördlichen Indianer glauben, daß die Biber die nördliche Seite ihrer Wohnungen immer viel dicker machen, als die andern, um sich auf diese Art vor den

Auch die Behauptung, daß die Biber sich ihres
 Lohes in den Wohnungen entledigen, ist völlig
 grundlos; vielmehr thun sie das immer im Wasser.
 Ich kann dies um so zuversichtlicher behaupten, da
 ich mehrere Biber so lange gehabt habe, bis sie so
 zahm wurden, daß sie auf den ihnen gegebenen Nah-
 men hörten, dem, der sie rief, wie ein Hund nach-
 folgten, und sich, wie andre Thiere, über Liebkosun-
 gen freueten. Ich ließ ein Haus für sie bauen, vor
 welchem einiges Wasser war; und in dieses tauchten
 sie sich jedesmal ein, wenn sie ihr Bedürfnis ver-
 richten wollten. Der Koth steigt dann, weil er sehr
 leicht ist, augenblicklich in die Höhe, und schwimmt
 auf der Oberfläche, wo er sich auflöst und nachher
 zu Boden sinkt. Selbst, wenn es im Winter froh,
 kamen sie zu dem erwähnten natürlichen Geschäft
 immer aus ihrem Hause hervor, und verrichteten es
 auf dem Eise. Als der Frost dann so streng war,
 daß ich sie in mein Haus nehmen mußte, gingen
 sie immer in ein großes Gefäß mit Wasser, das ich
 für sie hinstellen ließ. So konnte ich sie in reinem
 Wohnzimmer haben, ohne daß sie es im mindesten
 unrein machten. Hier waren sie die beständigen Ge-
 selschafter der Indianischen Weiber und Kinder, und
 war so gern, daß sie, wenn die Indianer eine Zeit-
 lang abwesend blieben, große Unruhe, bei der Rück-
 kehr derselben aber große Freude blicken ließen. Sie
 liebkosten dann den Indianern, krochen ihnen auf den
 Schooß, legten sich auf den Rücken, saßen aufrecht,
 wie ein Eichhörnchen, kurz, betrugten sich demahle wie
 Kinder, die ihre Eltern nur selten zu sehen bekommen.
 Im Winter lebten sie gewöhnlich von eben den Spei-

alten Nordwinden zu schütern, daher brechen sie auch
 gewöhnlich die Eisklappen. Seite derselben auf
 dem Eise, doch nur im Winter, nicht im Sommer.

sen, welche die Weiber aßen, und besonders mochten sie gern Reiß und Rosinen = Nuddinge. Doch fraßen sie auch Repphühner und frisches Wildbret recht gern. Mit Fischen machte ich ~~mir~~ keinen Versuch; man hat mir aber gesagt, daß sie auch die zuweilen zu fangen suchen. Ueberhaupt giebt es nur wenige Thiere, die man nicht dazu bringen könnte, Fleisch zu fressen, ob es gleich nicht ihre eigentliche Nahrung ist. So fressen z. B. unsre Pferde an der Hudsons = Bay nicht nur alle Arten von Fleischspeiß, sondern fressen auch recht gern den Spaltig, den man sonst den Schweinen giebt. Die glaubwürdigsten Schriftsteller behaupten, daß in Island nicht nur das Rindvieh, sondern auch die Schafe im Winter fast gänzlich mit Fischen und Gräten gefüttert werden.

Einige Schriftsteller sprechen auch von untergeordneten oder Sklaven = Bibern. Zuweilen wird einer gefangen, der nur ein sehr schlechtes Fell hat, woran breite Flecken auf dem Rücken, und die Schulfellen ganz kahl sind. Davaus läßt sich aber nicht schließen, daß das Fell durch Tragen schwerer Lasten so beschädigt sey; vielmehr mag die Ursache davon wohl in einer Krankheit liegen; denn rühret das Ausfallen der Haare von außerordentlich schwerer Arbeit her, so müßte man dergleichen Felle öfter zu sehen bekommen. Man sieht aber kaum Ein Beispiel in sieben bis acht Jahren. Ich habe einmal in einem ganzen Biberhaus auf allen Thieren weiter nichts als keine kurze Haare gesehen, und alle langen waren ausgefallen. Diese und jede andre Abweichung von der allgemeinen Regel muß man aber unstreitig irgend einer besondern Krankheit zuschreiben *).

Diese Naturgeschichte des Bibern ist ein wichtiger Beitrag zur Bereicherung der Wissenschaft; und was der Ver-

ist doch brüderliche...
neues Kapitel

Waisfalle und Wemerkungen von unsrer Anstalt auf der Galt
nicht so, das die...
schon nach dem...
schilmsis...
ab...
nach...

Als wir einige Tage mit der Biberjagd zugebracht
hatten, gingen wir weiter über den...
See. Da wir aber noch immer viele Zeit dazu ver
wenden, Nachts und Biber zu jagen, die es auf
einigen Inseln des Sees in Menge gab, so währte
es bis zum 9ten Januar 1772, ehe wir dessen süd
liches Ufer erreichten.

Dieser See ist, den Nachrichten der Eingebor
nen zufolge, von Osten nach Westen ungefähr 120
Seemeilen (20 auf einen Grad des Aequators) lang,
nach seiner Länge, verdient vollen Glauben, da es die genann
te Thierart viel länger und gewisser hat beobachtet, als
nen, als irgend jemand vor ihm. Man können viele Be
schreibungen des Biber, die mit Erörterungen vermischt
sind, berichtet werden. Nachstehende muß ich noch anmerken,
das ich selbst in der Sammlung von Thieren, welche die
Russische Compagnie von St. Petersburg in London
geschenkt hat, glänzend schwarz, und auch schwarzes
ver gesehen habe. — Bekanntlich ist das Biberfell, aber
das Cal... eine schmierige Substanz, die der Biber
in einem besondernbeutel absondert, und die man gegen
hystrische Zufälle und in andren Krankheiten benutz. Die
Engländer haben durch Erfahrungen und genaue Versu
che bemerkt, das das Sibirische Biberfell weit besser
und wirksam ist, als das Nordamerikanische, weshalb in
den Englischen Apotheken das erstere noch einmal so theuer
verkauft wird, als das letztere. Dieser Unterschied mag
wohl von der verschiedenen Nahrung herrühren, deren beide
Arten in ihrem Vaterlande genießen. Die Sibirischen
Biber haben vorzüglich Nüssenbläthen, welche den Nord
amerikanischen fehlen.

chten
affen
recht
sich,
weilen
einige
Reich
yung
u d
eist,
näh
igst
r das
fast
en.
erge
v ei
har,
schuf
nicht
Laster
davon
Aus
Ar
er zu
spiel
n ei
ichts
wa
hung
reitig

Bels
Ver

nach von Norden nach Süden 20 Breit. Das wo
 weit hinüber gihget, soll er am schmalsten seyn. Er
 ist voll Inseln, welche meistens mit schönen hohen
 Wäldern, Birken und Fichten bewachsen sind. Auf
 diesen Inseln giebt es ziemlich viel Rothwild. Auf
 einigen der größeren Landen, wie auch verschiedne
 Thier; doch gilt dies nur von solchen Inseln, auf
 denen sich große Teiche befinden: denn an den Ufern
 der Inseln selbst, war nirgends ein Biberbau zu be-
 merken.

Der See ist reich an sehr schönen Fischen, be-
 sonders zwischen den Inseln, die in manchen Gegen-
 den nahe bei einander liegen und schmale Kanäle,
 gleich kleinen Flüssen, bilden, in denen ich beim An-
 geln eine beträchtliche Erndtung nach Osten be-
 merkte.

Die Fische, welche es in diesem See, wie in den
 meisten andren hier zu Lande, am häufigsten giebt,
 sind Hechte, Fohren, Barsche, Barben, Schnäpel und
 Maikälper. Wäßer thut ihnen fingen wie auch noch eine
 andre Art von Fischen, von der die Indianer sagen,
 daß sie diesem See eigenthümlich sey. In der Figur
 des Körpers hat dieser Fisch, welcher von den nord-
 lichen Indianern Schies genannt wird, viele Aehn-
 lichkeit mit einem Hechte; die Schuppen, welche sehr
 groß und hart sind, haben aber eine schöne glänzen-
 de Silberfarbe. Das Maul ist groß, und steht so,
 wie an einem Hechte; eröffnet, hat es aber Aehnlich-
 keit mit dem Maul eines Störs. Ob es gleich gar
 keine Zähne hat, so nimmt es doch einen Bissen eben
 so gierig hin, wie ein Hecht, oder eine Fohre. Die,
 welche wir fingen, waren zwei bis vier Fuß lang.
 Ihr Fleisch ist sehr weiß und nicht hart, hat aber
 einen so widrigen sauren Geschmack, daß viele In-
 dianer, wenn sie anders nicht in gänzlichem Mangel

And, es gar nicht essen mögen *). Die Fohran in diesem See waren die größten, die ich jemals gesehen habe; einige die von meinen Gefährten gefangen wurden, wogen, glaube ich, 36 bis 49 Pfund. Ebenfalls von unglaublicher Größe, gewiß an 40 Pfund schwer, waren die Hechte, die hier selten bezunruhigt werden und immer eine Menge kleinerer Fische zur Nahrung haben.

Gleich am südlichen Ufer des Äthapuskam Sees veränderte sich die Scene sehr angenehm. Anstatt eines Gemisches von kahlen Felsen und Hügeln, woraus das ganze Land auf der Nordseite besteht, sahen wir nun eine schöne, ebne Gegend, in der kein Stein zu finden war. Einige von meinen Gefährten, welche keine kupfernen Kessel hatten, beluden daher ihre Schlitten mit Steinen von einigen der letzten Inseln, um ihre Lebensmittel in Kesseln von Birkenrinde kochen zu können. Diese darf man natürlicher Weise nicht auf das Feuer setzen; daher werden Steine heiß gemacht und in das Wasser geworfen, um den Kessel zum Kochen zu bringen **).

Dieser, von dem Dorf sehr unvollständig beschriebne Fisch kann kein anderer seyn, als der, welchen ich in den Philosph. Transactions Vol. LXIII. beschrieben und Caprinus castostomus genannt habe. Er heißt bei den Engländern: the Sucker (Der Saucker), weil er durch seinen Saugen die im Schlamm befindlichen Würmer zu seiner Nahrung hervorholt. — Meine Beschreibung findet man Deutsch in den Beiträgen zur Völk. und Länderkunde, V. III. S. 167—172.

*) Bedürfnis und Hunger machen stark, wie man auch hier wieder an einem neuen Beispiele sieht. — Die Grönländer bereiten aus einer Art von Thonerde, die sich schneiden läßt, Töpfe, Kessel, Pfannen, und auch große Lampen, die sie mit Thran füllen. In diesen Lampen zünden sie drei bis vier Döchte zugleich an, und hängen dann ihre Kessel von Thonstein (Lapptollars) darüber. Auch die Peruaner besaßen, als ihr Land durch die Spanier entdeckt wurde, schon Töpfe von Erde oder Thon. Die Einwohner der Südsee hatten, wie ich

Der Büffel, Eleuthier und Uiber waren sehr in Ue-
 berfluß vorhanden; und wir konnten an vielen Or-
 ten, durch die wir kamen, auch Spuren von Mär-
 tern, Füchsen, Wolfsbären und andern Thieren be-
 merken. Meine Gefährten gaben sich aber nicht die
 kleinste Mühe, eins von den dreisagten Thieren zu
 fangen. Sie dachten nur darauf, die dort erlöset zu
 bekommen, vielleicht besonders wegen ihres wohl-
 schmeckenden Fleisches, das sie sehr liebten; da sie
 hingegen das Fleisch der Füchse und Wolfsbären nie
 anders als in dem größten Mangel essen.

Die Büffel, besonders die Stiere, waren hier
 weit größer, als das Englische Hindrecht. Ein gew-
 öhnlicher Stier ist so schwer, daß, wenn sechs bis acht
 Indianer zusammen ihm die Haut abziehen, sie ihn
 niemals umzuwenden suchen, so lange es noch unges-
 thelt ist; vielmehr pflegen sie, wenn er eben abgezo-
 gen ist, die Keule und das Schulterblatt abzuschneiden, den
 Bauch aufzuschneiden und die Eingeweide herauszu-
 nehmen, und die Last auf diese Art so viel als mög-
 lich zu erleichtern, ehe sie ihn umkehren. Die Haut
 ist an einigen Stellen ungläublich dick, besonders um
 den Hals, wo die Dicke oft über einen Zoll beträgt.
 Die Hörner sind kurz, schwarz, und bewahrt gerade,
 aber an der Wurzel sehr dick.

Der Kopf eines Stiers ist sehr groß und schwer.
 Ich habe einige gesehen, die ich nicht vom Boden auf-
 heben konnte; die Köpfe der Kühe sind aber viel
 leichter. Der Schwanz ist gemeinlich schön glän-
 zend schwarz, und nur etwa einen Fuß lang; ob er
 gleich wegen des Haarbüschels am Ende länger scheint.

Sie mit So viel beschrieb, nach kein Mittel, um Boden des
 Fleisches erfinden; sondern braten es durch heißgemachte
 Steine. Sie bewegen also eben das zum Braten, was
 die Indianer ebenfalls so zu thun brauchen.

Dieser ist bei den Nöthen immer rothbraun, was vermuthlich vom dem Harnen herrühret. Das Haar auf dem Leibe ist weich und kraus, fast wie Wolle; meistens gelblichbraun, und auf dem ganzen Körper gleich lang, nach dem Kopf und Hals mitgenommen, wo es viel länger ist, als auf dem andern Theile. Die Indianer geben dem ganzen Felle durch Schaben gleiche Dicke, richten es dann noch behavt zu, und haben daran eine leichte, weiche, warme und dauerhafte Kleidung. Auch bereiten sie aus einigen diesen Felle Ledern zu Belten und Schuhen. Dies ist aber grob, schwammig, und mit dem Elementen keinesweges zu vergleichen. Ich weiß übrigens nicht, ob die Europäischen Gerber in Stande seyn würden, diesen Fellen Werth zu geben; denn sie scheinen von oben der Beschaffenheit zu seyn, wie die Felle der Bisamtiere, und von denen schickt die Compagnie einmal eine Anzahl nach England, wo sie aber gänzlich unbrauchbar gefunden wurden. Die Büffel halten sich am liebsten in weiten, offenen Ebenen auf; wo in diesen Gegenden ein sehr langes, großes Gras, oder vielmehr eine Art von kleinem Schilf wächst, das sie fressen; aber, wenn sie verfolgt werden, so fliehen sie in die Wälder. Sie sind so erstarrlich stark, daß, wenn sie durch einen Wald laufen, sie oft Bäume, so dick wie ein Mannesarm, niederreißen, und dabei ist ihre Schnelligkeit so groß, daß, wenn der Schnee auch noch so tief liegt, der schnellste Indianer in Schweschuhen ihnen nicht nachfolgen kann. Ich selbst bin oft Augenzeuge hiervon gewesen. — Unter allen großen Thieren dieser Gegenden, läßt der Büffel sich am leichtesten, so wie das Eleuthier, am schwersten jagen. Sein Fleisch ist sehr gut, und so frei von allem Nebengeschmacke,

daß es unsem Rindfleische sehr nahe kommt. Das Fleisch der Kühe, die einige Zeit trüchtig gewesen sind, hält man für das beste; und für den größten Leckerbissen gelten die Kälber, die aus dem Bauche der Kuh herausgeschnitten sind. Der Höcker auf dem Rücken, oder eigentlich auf den Schultern, ist nicht ein Fleischklumpen, wie Einige glauben, sondern er entsteht durch eine ungewöhnliche lange Fortsetzung der Knochen an dem Widerrüste. Das Fleisch an diesem Theile besteht so gleichförmig aus Fett und Magerem, daß es für sehr leckerhaft gehalten wird. Die Schwere dieses Höckers ist übrigens keinesweges so groß, als man sie gewöhnlich angeht. — Auch die Fäulen sind sehr wohlschmeckend, und immer sehr fett, wenn auch das Thier selbst noch so mager ist. Sie werden in Menge als Geschenk nach den Faktoreien der Compagnie gebracht; doch sind sie nicht so groß, und, für mich wenigstens, auch nicht so wohlschmeckend, wie eine Ochsenjunge in England *).

*) Diese Art Büffel ist dem nördlichen Amerika allein eigen; denn bei der Entdeckung von Amerika wurde in der ganzen südlichen Hälfte dieses Welttheiles und in West-Indien keine Art von zahmen oder wildem Rindvieh angetroffen. Die Rinder, welche von den Spaniern nach den West-Indischen Inseln und in die Gegend bei Rio de la Plata gebracht wurden, verwilderten bald, und vermehrten sich sehr stark. Im vorigen Jahrhunderte mußten die bekannten West-Indischen Seeräuber, welche aus rohen, halbwilden Franzosen und Engländern bestanden, ihre Lebrübe bei den Slibustiers mit der Jagd der wilden Rinder in St. Domingo, Cuba und Jamaica anfangen. Im Süden von Amerika, jenseits des Silber-Flusses bis an die Magellanische Meerenge, und bis in Eschille (Chili), lebten von verwilderten Rindern, die sich auf viele Tausende belaufen, und jetzt vorzüglich um ihrer Haare willen, von den Paragoren, auch von den Spaniern in Buenos Ayres und in Eschille häufig auf der Jagd erlegt werden. — Die wilden Nord-amerikanischen Rinder sind übrigens eine Art von Büf-

Auch das Elansthier ist groß, öfters höher und dicker, als das stärkste Pferd; aber die Länge der Beine, die große Masse des Körpers, die Kürze des Halses, die ungewöhnliche Länge des Kopfes und der Ohren, und der gänzliche Mangel eines Schwanzes geben dem Thiere ein sehr widriges Ansehen. Die männlichen sind weit größer, als die weiblichen, und unterscheiden sich auch in der Farbe. Die Haare des männlichen Elanus sind lang und weich, wie an dem Rothwild, an den Spizen beinahe schwarz, weiter hinauf aber aschfarbig, und an den Wurzeln völlig weiß. An dem weiblichen ist das Haar gelblich-braun; doch an einigen Stellen, besonders unter dem Halse, dem Bauche und an den Seiten, beinahe weiß.

Ihre Beine sind so lang, und ihr Hals ist so kurz, daß sie nicht gleich andren Thieren, auf einer ebenen Fläche grasen können, sondern im Sommer nur die Spizen höherer Pflanzen und das Laub der Bäume abnagen. Im Winter nähren sie sich immer von den Spizen der Weiden und von jungen Birkenreisern; deshalb sieht man sie in dieser Jahreszeit auch nirgends anders, als wo sie ihre Lieblingsnahrung finden. Sie haben zwar in der obern Kinnlade keine Vorderzähne; aber doch schneiden sie Weiden und kleine Birkenzweige von der Dicke eines Pfeifenrohrs so scharf ab, als ob es ein Gärtner mit der Scheere gethan hätte. Vorzüglich lieben sie übrigens die Zweige rother Weiden.

Man sieht die Fortsätze auf den Wirbeln des Rückens, am Widerrist, stehen sehr stark hervor, und verhalten sich also eine Art von Höcker oder Buckel; auch liegen bei diesen Thieren, wie bei den Büffeln der alten Welt, die Hörner platt am Kopfe, und sind nicht sehr lang. Diese Art ist also der *Bos Bison* L., jetzt, in der neuen Ausgabe von *Gmelin: Bos americanus*.

Im Sommer halten sie sich gern an den Ufern der Flüsse und Seen auf, wahrscheinlich um sich im Wasser vor den unzähligen Muskitos und Fliegen zu retten, von denen sie alsdann gequält werden. Es gibt aber auch mancherlei Wasserpflanzen, welche sie gern fressen, und welche sie, im Wasser stehend, leicht abreißen können.

Der Kopf des Eleuthierers ist, wie ich schon angedeutet habe, auffallend lang und groß, und hat Ähnlichkeit mit einem Pferdekopfe; die Nase und die Nasenlöcher sind aber wenigstens zweimal so groß. Die breiten Ohren sind ungefähr einen Fuß lang, und stehen immer aufrecht. Man glaubt, daß der Sinn des Gehörs bei ihnen schärfer ist, als das Gesicht und der Geruch; daher macht es auch große Schwierigkeit, sie zu schießen, besonders da die Indianer keine andre Methode kennen, als ihnen zwischen Daumen und Gebäusen nachzukriechen, bis sie auf die Schußweite hinan gekommen sind. Im Sommer, wo sie sich viel an Seen und Flüssen aufhalten, werden sie von den Indianern oft im Wasser gefangen; wenn sie über Flüsse setzen, vom Lande nach einer Insel schwimmen, u. s. w. Derselbe man sie auf diese Art, so sind sie die geduldigsten von allen Thieren, und thun nicht den mindesten Widerstand. Die Jungen sind sehr einfältig. Ich selbst habe gesehen, daß ein Indianer an eins hinan ruderete, und daß es sich ohne alles Geräusch greifen ließ. Das arme, harmlose Geschöpf schien dabei so ruhig, als ob es neben seiner Mutter schwämme, sah uns mit angstloser Unschuld ins Gesicht, und brachte die eine Vorderpfote fast jede Sekunde an die Augen, um die gerade sehr zahlreichen Muskitos zu vertreiben.

Ich habe auch Weiber und Knaben alte Eleuthierers in dieser Lage tödten sehen, und zwar so, daß sie

ſie ihnen mit einer Art auf dem Kopf ſchlugen; und im Sommer des Jahres 1775, als ich von Cumberland-Haus nach York-Hout reiſte, ſah ich, daß zwei Knaben, die weder eine Flinte, noch Boggen und Pfeile hatten, einen ſchönen Elenn-Horn im Waſſer auf die Art tödteten, daß ſie ihm einen Stein in dem Aſter trieben.

Sie ſind auch leichter zu jähmen, als irgend eine Hirschart. Ich habe in Thurchill mehrere ſo jähm, wie ein Schaf, geſehen; ſie folgten ihrem Herrn, wohin er wollte, und kehrten auf ſeinen Ruf ſogleich wieder um, ohne je von dem Wege abzuweichen.

Das Fleiſch des Elenthieres iſt ſehr gut, aber gröber und viel zäher, als alles andre Wildbrett. Die Naſe und die Zunge ſind das Beſte. Vielleicht verdient es angemerkt zu werden, daß die Leber dieſes Thieres zu keiner Jahreszeit geſund iſt, und daß es, wie das übrige Rothwild, keine Galle hat. Das Fett an den Eingeweiden iſt hart, wie Talg, das äußere aber weich, wie das an einer Hammelkruſt. Hierin unterſcheidet ſich das Elenn von allen andern Arten des Rothwildes, an dem ſonſt das äußere Fett ebenfalls hart iſt.

In allen ſeinen Handlungen und Stellungem iſt das Elenthier ſehr tölplich. Wird es beunruhigt, ſo läuft es nur in einer Art von Trab, doch aber, da es lange Beine hat, ziemlich ſchnell, und wie es ſcheint, mit vieler Leichtigkeit. In einer von Strauchholz ſteten Gegend könnten Leute zu Pferde, und Hunde das Thier indeß wohl einholen, da es kurze Läufe und einen kurzen Athem hat.

Herr du Puy ſagt in ſeiner Beſchreibung dieſes Thiers: man finde es niemals nordwärts vom Cap de Horn

Die Häute der Elenthiere geben, wenn sie von den Eingebornen zugerichtet sind, vortrefliche Zeltdecken und Schubleder; auch werden sie noch zu andren Kleidungsstücken gebraucht. Sie haben, wie die Häute der Büffel, eine sehr ungleiche Dicke. Einige Indianische Weiber verstehen sich aber darauf, sie durch Schaben so gleichmäßig zu machen, wie ein Stück dickes Tuch. Gut zubereitet, sind sie sehr weich; da man aber bei der Zubereitung kein Del braucht, so werden sie durch Masse immer hart, wenn man sie nicht, während daß sie trocknen, unaufhörlich reibt. Eben das gilt auch von allem, auf Indianische Art zugerichteten Leder, ausgenommen das von dem *Wewasisch* *) (rothen Hirsche), welches sich wie Genisenleder waschen läßt, und immer weich bleibt.

Das weibliche Elenthier hat nie Geweihe; das männliche aber hat erstaunlich große und schwere, die sich in ihrer Form gänzlich von den Geweihen des gewöhnlichen Rothwildes unterscheiden. Das äußerste Ende jedes Horns ist flach, wie eine Schaufel, aus welcher einige kurze Enden sprossen; das untere ist so stark wie ein gewöhnlicher Mannsarm

und Neu-Schottland; ich habe es aber im *Wewasisch* Lande, folglich nicht weit von 60° N. B., sehr häufig gesehen.

*) Der *Wewasisch* ist eine Hirschart, welche zuweilen auch *Wewasche* genannt wird. Er hat runde Geweihe, und nicht schaufelartige, wie das Elenthier oder der Elchhirsch; diese Geweihe stehen auch mehr aufrecht, und haben weniger Enden. Der *Wewasisch* hat nicht die breite Oberlippe des Elenno, sondern seine Schnauze läuft gewissermaßen sich zu. Sein Fell ist rötlich; weshalb er von den Engländern auch, der *rothe Hirsch*, genannt wird. Diese sehr abweichende Hirschart ist unstreitig ein besondres Thier, aber noch nicht hinlänglich bestimmt; sie sollte eine eigene Art ausmachen und *Cervus rufus* (der rothe Hirsch), genannt werden.

über dem Knochen. Das Elenn wirft sein Geweihe jährlich ab, wie die übrigen Thiere vom Hirschgeweihe schlechte. Das Geweihe wiegt öfters über sechzig Pfund; dieser beträchtlichen Größe und des schnellen Wachstums ungeachtet, ist es aber doch sehr hart und fest.

Obgleich das Fleisch des Elennthieres von den meisten Indianern sehr geschätzt wird, so hielten doch meine Gefährten es eben so wenig für nahrhaft, als das Büffelfleisch. In Ansehung des Elennthieres scheint dies ein bloßes Vorurtheil zu seyn; aber das Fleisch des Büffels ist, so schön es auch aussieht, und so angenehm es auch schmeckt, so leicht, und wird so schnell verdauet, daß man es in der That eben nicht nahrhaft nennen kann. — Das Elenn hat jedesmal Ein bis drei Junge, und wirft sie zu Ende des Aprils, oder zu Anfange des Mayes.

Die Art, wie die Indianer diese Felle zubereiten, ist folgende. Sie machen eine Art von Lauge aus dem Gehirn und aus dem weichsten Fett oder Marke des Thieres. Hierin wird das Fell eingewaschen.

*) Wenn man zu den Nachrichten unsres Verfassers von dem Elenn oder Elch bisziche noch das hinzunimmt, was man in den Neuen Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin B. I. S. 1 — 69 Tab. I. findet: so kann man sich eine vollständige Naturgeschichte dieses Thieres entwerfen. — Der Professor Gmelin von St. Petersburg in Braunschweig schreibt in seiner Geographia zoologica, die auch Deutsch mit Buchstaben herausgegeben ist, und auf seiner Karte, dem Elenn den beschränkten Aufenthalt bis 30° N. B. vor. Dieses Thier ist aber sogar bis nach Indien hin in den Waldungen der Gattischen Gebirge anzutreffen; so man hat es sogar in den heißeren Gegenden um Pondichere jahre gehabt, und es ist dort vollkommen gesund gewesen. *Des Isles philosophiques sur les mœurs de divers animaux étrangers (par Foucher à Obolenville). à Paris 1783, 80. pag. 115 — 119.*

weicht, dann wieder herausgenommen, und nicht nur am Feuer getrocknet, sondern auch einige Tage in den Rauch gehängt. Hierauf wird es wieder in warmes Wasser eingeweicht, bis es ganz davon durchdrungen ist. Nachher drückt man es so viel als möglich aus, und trocknet es an einem langsamen Feuer, reibt und zieht es aber dabei, so lange noch einige Feuchtigkeit darin ist. Durch diese einfache Behandlung, und durch nachheriges Schaben werden manche Häute sowohl für das Auge, als für das Gefühl sehr zart und angenehm.

Am 11ten Januar entdeckten einige von meinen Gefährten auf der Jagd die Spur eines fremden Schneeschuhes, und folgten ihr nach. In einer beträchtlichen Entfernung kamen sie zu einer kleinen Hütte, und fanden darin ein junges Weib ganz allein sitzen. Da dieses ihre Sprache verstand, so brachten sie es mit zu den Zelten. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es zu den westlichen Hun ds r i p p e n - I n d i a n e r n gehörte, welche im Sommer des Jahres 1770 von den U t h a p u s k o w - I n d i a n e r n zu Gefangnen gemacht worden waren. Zur folgenden Sommer hatte die Frau einen Versuch gemacht, den letzteren, nicht weit von der Gegend, wo sie sich jetzt befand, zu entlaufen, um nach ihrer Heimath zurückzukehren. Die Entfernung war aber so groß, und man hatte sie in einem Kanot über so viele Seen und Flüsse in so mancherlei Krümmungen geführt, daß sie den Weg nicht wiederfinden konnte. Nun baute sie sich die Hütte, in der wir sie fanden, um im Winter Schutz vor der Kälte zu haben; und hierin hatte sie sich seit dem Eintritt des Herbstes aufgehalten.

Aus ihrer Angabe der Monden, die seit ihrer Flucht verfloßen waren, zeigte sich, daß sie schon bei-

nahe sieben Monate lebte, ohne irgend einen Menschen gesehen zu haben. Während dieser ganzen Zeit hatte sie sich sehr gut ernährt, und zwar dadurch, daß sie Repphühner, Kaninchen und Eichhörnchen in Schlingen fing, auch zwei oder drei Biber und einige Stachelschweine tödtete. Daß sie keinen Mangel gelitten haben konnte, war offenbar: denn sie besaß, als man sie entdeckte, noch einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln; auch war sie gesund, wohl bei Leibe, und eins der schönsten Indianischen Weiber, die ich je in irgend einer Gegend von Nordamerika gesehen habe.

Die Mittel, welche dieses arme Geschöpf angewendet hatte, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, waren in der That bewundernswürdig, und zeigten augenscheinlich, daß Noth die Mutter der Erfindung ist. Als die wenigen Hirschsehnen, die sie mitzunehmen Gelegenheit gehabt, zu Schlingen und zum Nähen ihrer Kleider verbraucht waren, konnte sie dieselben nur durch Sehnen aus den Beinen und Füßen der Kaninchen ersetzen; und diese wußte sie mit großer Geschicklichkeit zusammen zu flechten. Die Kaninchen und die andren Thiere, welche sie in ihren Schlingen fing, gaben ihr nicht nur eine recht gute Nahrung, sondern sie machte sich aus den Fellen auch nette und warme Winterkleider. Man sollte kaum glauben, daß eine Person in ihrem verlorenen, hilflosen Zustande Ruhe und Fassung genug hätte haben können, um irgend etwas zu ersinnen oder zu thun, was nicht zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nothwendig war; sie hatte aber, wie die deutlichsten Beweise zeigten, ihre Sorgfalt viel weiter erstreckt: denn ihre sämtliche Kleidung verrieth obendrein vielen Geschmack, und zeigte sehr mannigfaltige Flevarthen. Die Materialien waren zwar roh,

aber sehr künstlich gearbeitet und mit so vieler Beurtheilungskraft geordnet, daß ihr ganzer Anzug ein sehr angenehmes, obgleich etwas romantisches, Ansehen hatte.

Die müßigen Stunden, welche die Jagd ihr übrig ließ, wendete sie an, aus der inneren Rinde der Weiden Schnüre, wie Bindfäden, zu flechten; und wirklich wären schon einige Hundert Klaster fertig, aus denen sie sich, so bald der Frühling käme, ein Fischnetz machen wollten. Eben so verfertigten die Hunde ryppeen Indianer alle ihre Fischnetze; und diese sind denen, welche die nördlichen Indianer haben, weit vorzuziehen.

Alles Metall, welches die arme Frau bei ihrer Flucht mitnahm, war ein fünf bis sechs Zoll langes Stück von einem eisernen Meißel, zu einem Messer umgearbeitet, und eine halbe eiserne Pfeilspitze, die ihr zu einer Pfeilspitze diente; und mit diesen Werkzeugen hatte sie sich vollständige Schneeschuhe und einige andre nützliche Sachen verfertigt.

Ihre Methode, sich Feuer anzuzünden, war ebenfalls sonderbar. Sie besaß hierzu weiter kein Hilfsmittel, als zwei harte, schwefelhaltige Steine, aus denen sie durch langes Reiben und auf einander Schlagen einige Funken hervorlockte, welche sie dann in einigem Zündschwamme auffing. Da aber diese Methode sehr mühsam war, und nicht immer glücklichem Erfolg hatte, so ließ sie ihr Feuer den ganzen Winter

Die nördlichen Indianer machen ihre Fischnetze von schmalen Riemen, die sie aus rohen Hirschfellen schneiden. Tragen sie diese Netze recht gut; wenn sie aber einige Zeit im Wasser gelegen haben, werden sie so weich und schlüpfrig, daß sie, wenn große Fische hinein gerathen, leicht abgleiten und den Fang entkommen lassen. Noch außerdem fallen sie leicht, wenn sie nicht öfters aus dem Wasser genommen und getrocknet werden.

ter hindurch nicht ausgehen. Hieraus kann man schließen, daß sie von der Methode, Feuer durch Reiben hervorzubringen, wie es die Eskimoeser und viele andre unkultivirte Völker thun, gar keinen Begriff haben mußte. Hier nun kommt die körperlichen Vorzüge der Frau ihre erprobte Geschicklichkeit und ihre sonderbare Geschichte erregten unter mehreren von meinen Indianern einen starken Streit, obwer sie zum Weibe bekommen sollte; und das arme Weib wurde noch an eben diesem Abend beinahe von einem Duzend Männer um Ringen gewonnen und wieder verloren. Mein Führer Matonabbi, der damals nicht weniger als sieben völlig erwachsene Weiber, und noch außerdem ein Mädchen von elf bis zwölf Jahren hatte, welche auch mit ihm den Preis gerungen haben, wenn nicht eine von seinen Frauen ihm, zu seiner Beschämung, gesagt hätte: „er könnte ja für alle seine Weiber ohnedies schon nicht gehörig sorgen.“ Diese spöttische Aeußerung bekam, so wahr sie auch seyn mochte, dem armen Weibe sehr übel; denn der große Matonabbi, der sich in jedem Stücke acht bis zehn Männerin gewachsen glaubte, fand sich dadurch sehr beleidigt, stiel mit Händen und Füßen über sie her, und richtete sie so übel zu, daß sie nach einigen Kränkeln endlich starb. Hier hat man ein auffallendes Beispiel, was der Hunger und ein erfindsamer, thätiger Geist ausrichten vermögen. Es ist sehr wichtig, in der Jugend auch die körperlichen Kräfte zu üben. Man denke sich eine verärrtelte, mit allen mechanischen Arbeiten unbetannte, Europäerin in der Lage dieser Nordamerikanerin: wie würde die wohl dem Hungertode haben entgehen können? Die arme, durch ihre Geschicklichkeit und ihre körperlichen Reize so interessante Frau wurde als ein Geschenk Eigenthum der Horde angesehen, welche sie gefunden

Be-
ein
An-
no
ihre
nde
en;
fer-
me,
wen-
ihre
rdh-
173
hrer
ges
um-
ihre
ugen
mige
ben-
üßs-
aus
nder
dann
We-
schen
Win-

von
iden.
aber
e so
inein
e las
nicht
wer-

im All die Athapuskow Indianer die vorhin erwähnte Frau gefangen nahmen; überfielen sie dieselbe nebst ihrer Gesellschaft, nach der allgemeinen Sitte dieser Wilden; bei Nacht, und tödteten Alles, was sich in Zelten befand, nur sie und drei andre junge Weiber ausgenommen. Unter den ermordeten Personen waren auch die Eltern und der Ehemann der jungen Frau. Ihr junges, vier bis fünf Monate altes, Kind verbarg sie in einem Bündel Kleider, und nahm es bei Nacht unentdeckt mit sich. Als sie aber an den nicht weit entlegenen Ort kam, wo die Athapuskow Indianer ihre Weiber zurückgelassen hatten, untersuchten die letzteren das Bündel; und eins davon, welches das Kind fand, nahm es heraus, und tödtete es auf der Stelle.

Eine so grausame, barbarische Handlung erregte bei der Fremden solchen Widerwillen gegen diese Indianer, daß sie sich durchaus nicht mit denselben versöhnen konnte, obgleich der Mann, der sich ihrer annahm, sie in jedem Stück als seine Frau behandelte, und ihr sehr gütig, ja färtlich, begegnete. Sie wollte lieber dem Mangel und dem Elende ausgesetzt seyn, als unter Leuten, die ihr Kind so grausam ermordet hatten. *)

*) hatte, und nun erschied man durch Kämpfe nur, wer insbesondere sie zur Frau haben sollte. — An dem harten Schicksale, welches eins von Matonabbi's sieben Weibern durch Vorsehnlichkeit imig, haben die Leser ein heues Beispiel, wie unabhängig die Leidenschaften der rauen Barbaren im Norden von Amerika sind.

Es ist bei den weißen Stämmen der südlichen Indianer nur allzu gewöhnlich, daß die Weiber ihre Männer oder Freunde, wenn diese in den Krieg gehen, bitten, ihnen einen Sklaven mitzubringen, damit sie das Vergnügen haben können, ihn zu tödten; ja, einige von diesen unumschlichen Weibern begleiten ihre Männer, und mordeten Weiber und Kinder eben so schnell, als jene die eigent-

leben. Die arme Frau erzählte diese Geschichte auf eine sehr rührende Art; aber sie erregte dadurch bei meinen milden Begleitern nur Gelächter.

In einer nachherigen Unterredung mit dieser Frau erfahren wir: ihr Land liege so weit nach Westen hin, daß sie, bis zu ihrer Gefangenschaft, niemals Eisen oder irgend eine andre Art von Metall gesehen habe. Alle Personen ihres Stammes, sagt sie, machten ihre Aexte und Eismeißel aus Hirschgeweihen, und ihre Messer aus Steinen oder Knochen; ihre Pfeile spitzten sie mit einer Art von Schiefen zu, oder mit Knochen und Hirschgeweihen; und ihre einzigen Werkzeuge zu Holzarbeiten wären die Beizähne. Sie hätten, fuhr sie fort, zwar öfters von den nützlichen Werkzeugen gehört, mit denen die Völkerschaften oder Stämme nach Osten hin durch die Engländer versorgt würden; aber aus Furcht vor den Athapuskon-Indianern, die im Winter und im Sommer schreckliche Blutbäder unter ihnen anrichteten, wären sie nicht näher gekommen, um Eisen einzuhandeln, sondern hätten sich vielmehr noch weiter zurückgezogen *).

Als ich in Cumberland, Haus war (einer landeinwärts liegenden Faktorei, die ich im Jahre 1774 für die Hudsonsbay-Kompagnie anlegte), hatte ich genauere Bekanntschaft mit einer sehr jungen Dame von diesem außerordentlichen Schlage. Ich hatte damals einige Indianer, die in den Krieg gehen wollten, mit einem jungen Sklaven mitzubringen, den ich die Absicht hatte, als einen Bedienten aufzuflehen. Nun wünschte diese Dame, ebenfalls einen Sklaven zu bekommen, da mir sie ihn ermorden könnte. Ich kann kaum sagen, wie sehr ich erstaunte, als ich von einem, kaum sechzehn Jahre alten Geschöpfe einem so ungewöhnlichen Wunsch hörte! — Gleich nachher besahl ich ihn, die Faktorei zu verlassen, und nun Begleiters sie die, welche in den Krieg gingen, wo sie ihren Sterblich wahrscheinlich zu finden können. Der Völkerschaft, zu welchem diese Sklave und brave Frau gehörte, wird von den Engländer, Dog-rih-ah In-

am 16ten Januar fuhren wir bei der Fortsetzung unſerer Reiſe zu dem größten Archa-pu's-tow-Fluſſe) der hier ungefähr zwel (Engl.) Meilen in der Breite hatte) und ſich in den ſchon beſchriebenen großen See eben des Nahmens ergieſt; über den wir vor Kurzem gegangen waren.

Die Bäume an dieſem Fluſſe, beſonders die Fichten und Pappeln, ſind die ſchlankeſten und höchſten, die ich in irgend einem Theile von Nord-Amerika geſehen habe. Auch die Birken wachſen hier beträchtlich hoch. Eben ſo einige Arten von Weiden; doch hatte keine einen Stamm, wie die in England.

Die Ufer des Fluſſes ſind an dem meiſten Stellen ſehr hoch, und an manchen volle hundert Fuß über dem gewöhnlichen Waſſerſpiegel. Da der Boden lehmartig iſt, ſo wird er ſchon in dem kurzen Sommer, den dieſe Gegend der Erde hat, durch ſtarke Regen weggeſpült. Im Frühlinge aber verurſacht das Aufbrechen des Eiſes jährlich eine ſtarke Ueberſchwemmung, ſo daß es nicht ungewöhnlich iſt,

aus Hundstribben (Indianer), und von den Franzoſen plats-côtés des-chiens genannt. Ob dieſe Benennung durch eine beſondere Bildung ihrer Rippen veranlaßt ſey, davon ſchweigt der Verfaſſer; und ich weiß auch nicht, daß irgend ein anderer Reiſender etwas darüber geſagt hätte.

In allen holzarmen Ländern nimmt man den Weiden alle drei oder vier Jahre ihre in die Höhe wachſenden Zweige. Dabei bekommen ſie an dem Orte, wo die Waſte abgehauen werden, einen dicken Kopf; dieſen Köpfe aber die Nordamerikaner Weiden nicht haben, weil ihnen niemand den Kopf abhauet; ſie wachſen vielmehr gerade in die Höhe, wie alle andern graſen Waldbäume. Auch da, wo man Kopfweiden hat, pflegt man, um einen Gatten gegen Stürmen zu decken, die wehre über gehauete gerade in die Höhe ſchießen zu laſſen. Solche Bäume nennt man, vorzüglich in Preußen: Sturmweiden.

ganze Landspitzen weggespült zu sehen. Da nun auch dicht am Ufer Bäume wachsen, so wird eine sehr beträchtliche Anzahl derselben durch die unversehliche Gewalt des Wassers und des Eises dem Strom hinunter, und in den schon erwähnten See geschwemmt. An dem Ufer und an den Inseln dieses Sees liegt die größte Menge Treibholz, die ich jemals irgendwo gesehen habe, und einiges davon ist so groß, daß es zu Mastbäumen für die größten Schiffe dienen könnte. Die Ufer des Flusses sind überhaupt so steil, daß weder Menschen noch Thiere hinan zu klettern im Stande sind, ausgenommen an einigen Stellen, wo starke Regengüsse oder Ueberfluthungen Schlüffe ausgespült haben, und selbst diese lassen sich meistens sehr schwer ersteigen, da eine Menge großer Bäume im Wege liegen. In diesem Flusse sind mehrere niedrige Inseln, die sehr häufig von Elenthieren besucht werden, weil dort schöne Weiden stehen, welche ihnen im Winter ihre Lieblingsnahrung geben. Auf einigen von diesen Inseln findet man auch eine Menge Kaninchen (Amerikanische Hasen); da wir uns aber jetzt größeres Wild in Ueberfluß verschaffen konnten, so fanden wir solches kleines unserer Aufmerksamkeit nicht werth. Außer dem großen Flusse ergießen sich auch noch verschiedne kleinere in den Athapuskow See; und an der nördlichen Seite sind verschiedne kleine Flüsse und Bäche, die das überflüssige Wasser ableiten. Einiges von diesem verliert sich nach mannigfaltigen Krümmungen durch die holzleeren Gegenden nordwärts vom Churchill Flusse in die Steppe und Niederungen; das übrige aber ergießt sich durch viele kleine Kanäle und Bäche in andre Flüsse und Seen, und zuletzt ohne Zweifel in die Hudsons-

Bay. Diese unzähligen kleinen Flüsse sind so voll
 herumliefen und Steine, daß auch nicht einmal ein
 Indianisches Kanot eine beträchtliche Strecke darauf
 fahren kann. Wäre es aber mit ihnen auch anders,
 so würden sie den Eingebornen dennoch wenig oder
 gar nicht zu Statten kommen, da alle nicht weniger
 als einhundert (Engl.) Meilen weit von dem Chur-
 chills-Flusse entfernt bleiben. ^{Das will mir aber an}
^{von Auf Matonabits's} Vorschlag, gingen wir viele
 Tage den Fluß hinauf, sahen aber keine Spur, daß
 die Athapuskow-Indianer kürzlich hier gewes-
 sen wären. Im vorigen Sommer hätten sie hier
 die Waldungen angezündet. Obgleich seitdem schon
 mehrere Monate verfloßen waren, und obgleich der
 Schnee sehr tief lag, so brannte doch das Moos
 noch an vielen Stellen. Dies täuschte uns Anfangs
 sehr stark, da wir glaubten, der Rauch käme von
 fremden Zelten her; aber nach einem sehr sorgfäl-
 gen Umhersehen konnten wir doch nicht die mindeste
 Spur von einem Fremden entdecken. ^{Da unsre}
^{Erwartung,} die südlichen Indianer
 anzutreffen, auf diese Art fehlgeschlug, so beschloßen
 wir einige Zeitlang Büffel, Elenthier und Biber zu
 jagen, und uns so einzurichten, daß wir dann kurz
 vorher die Schiffe aus England anzukommen
 pflegten, wieder in dem Prin; von Wallis's Ort
 seyn könnten. Als wir an vierzig Engl. Meilen
 längs dem Athapuskow-Flusse hingegangen wa-
 ren, nahmen wir am 27sten Januar bei einer Stelle,
 wo er sich nach Süden wendet, unsren Weg nach
 Osten. Die Waldungen, durch die wir kamen, wa-
 ren hit und wieder so dick, daß wir nothwendig ei-
 nen Weg für die Weiber und ihre Schlitten aus-
 hauen mußten; an andren Stellen hatte man aber
 so viele Bäume in Brand gesteckt, daß wir öfters

weiter zu gehen genöthigt waren, als wir sonst wohl gethan hätten, weil wir nicht eher Nadelholz genug zum Bestreuen des Bodens in unsren Zelten finden konnten. Das Mond um 1771 und 1772

Vom 15ten bis zum 24sten Februar gingen wir längs einem kleinen Flusse, der sich in den Stoweys See ergießt, und zwar nicht weit von der Stelle, wo wir im May des Jahres 1771 Kanots bauten.

Am 24sten kam ein Fremder, der Anführer von nördlichen Indianern, mit mehreren von seinen Leuten zu uns. Er schenkte mir und Matonabbin jedem ein Stück Tabak und zwei Quart Branntwein. Eigentlich hatte er dieses Geschenk für die südlichen Indianer bestimmt; da er aber von meinen Gefährten erfuhr, daß er diese höchst wahrscheinlich nicht antreffen würde, so hielt er es nicht für ratsam, seine Last noch weiter mitzunehmen. Der Tabak war uns in der That willkommen, da wir uns kein Vorrath von diesem Artikel schon seit einiger Zeit verbraucht hatten. An dem Branntwein machte ich gar keinen Antheil haben, sondern überließ ihn gänzlich den Indianern, von denen aber, da sie sehr zahlreich waren, jeder kaum einen Mundvoll bekam. Die nördlichen Indianer, besonders die, welche weit von dem Fort entfernt wohnen, machen sich nicht viel aus Branntwein; die näheren, welche in Gräbelleger gewöhnlich Gänse für uns schießen, trinken ihn gern, wenn er ihnen nichts kostet; aber nur selten hat einer von ihnen Lust, etwas dafür zu geben.

Wir machten jetzt nur kleine Tagereisen, weil sowohl der zuletzt erwähnte Fluß, als die benachbarten Seen und Teiche viele Biber hatten, und wirklich auch auf dem Lande viele Elenn, Hirsche und Büffel aufhielten. Es wurden mehrere Tage mit der Jagd zugebracht; auch hörten wir eine beträchtliche

Quantität Fleisch, vorzüglich von Büffeln, da meine Gefährten aus Erfahrung wußten, daß es einige Tage reisen weiter nach Osten hin diese Thiere gar nicht gebe.

Die Fremden, die uns am 24ten begegneten, sagten uns, daß bei ihrer Abreise aus dem Prinz von Wallis-Fort sich dort alles wohl befunden hätte. Die meisten von ihnen blieben übrigens nur eine Nacht in unsrer Gesellschaft, und setzten dann ihre Reise nach Nordwesten fort.

Wir selbst gingen am 28ten weiter, und zwar nach S. Osten. Am folgenden Tage sahen wir Spuren von einigen Fremden. Verschiedne von meinen Begleitern suchten diese auf; und da sie fanden, daß es harmlose Leute waren, so plünderten sie die wenigen Felle, welche dieselben hatten, und nahmen ihnen auch eins von ihren Weibern weg. Jede Gewaltthätigkeit meiner Gefährten vermehrte mein Mißvergnügen und meinen Unwillen; doch diese letzte vorzüglich, da sie an so guten, harmlosen Menschen verübt wurde, die sich von aller Gesellschaft so entfernt zu halten pflegen. Matonabbi versicherte mir, daß seit längerer Zeit als einem Menschenalter eine einzige Familie (wie man diese Menschen wohl nennen kann) ihre Winterwohnung in einem Walde aufgeschlagen habe, der so weit in die wüste, hülzleere Gegend hinaus liege, daß gar keine andren Indianer dahin kämen. Den besten Nachrichten zufolge, die man mir gab, muß die Breite dieses Ortes ungefähr 63 $\frac{1}{2}$, oder doch wenigstens 63 $\frac{1}{2}$ sein. Die wenigen nördlichen Indianer, welche an diesen Ort hingekommen sind, beschreiben ihn als sehr angenehm, und sagen, er liege an einem Flusse, der mit verschiedenen schönen Seen Verbindung habe. Was man von diesem Orte und von der Lebensart seiner Be-

wohner erzählt, würde einen ganzen Band anfüllen; ich will daher nur anführen, daß er alle Arten von Wild hat, welche zu den verschiedenen Jahreszeiten die holzleere Gegend besuchen. Doch da die Bewohner sich nicht darauf verlassen können, immer Wild zu haben, so sind sie vorflechtig genug, sich Vorrath einzusammeln, und leben mit einer Mäßigkeit, von der alle andern Indianer in dieser Gegend der Erde, die Eskimor ausgenommen, nichts wissen. Rothwild giebt es hier, sowohl im Frühling als im Herbst, in erstaunlicher Menge; und die Bewohner legen daher, besonders in der letzteren Jahreszeit, so große Vorräthe ein, daß es ihnen im Winter selten an Lebensmitteln fehlt. Gänse, Enten und Schwäne kommen bei ihrem Ziehen im Frühling und im Herbst in Menge dahin, und die Bewohner fangen sie mit vieler Geschicklichkeit und müßerwindlicher Geduld in Schlingen *, um an ihnen eine Abwechslung der Lebensmittel zu haben.

Es soll hier auch, was ich aber unwahrscheinlich finde, eine Art Nepphühner von der Größe des gemeinen Hühnes geben; und diese sowohl, als gemei-

*) Um Schwäne, Gänse und Enten im Wasser zu fangen, macht man eine Anzahl von Hecken oder Säunen, die von dem Ufer eines Flusses, Sees oder Teiches unter rechten Winkel in das Wasser hinein stehen. Man hat nehmlich bemerkt, daß diese Vögel gemeinlich nahe am Ufer hin schwimmen, um Gras u. s. w. zu fressen. In diesen Hecken läßt man Oeffnungen, welche groß genug sind, daß die Vögel hindurch schwimmen können; und in jede Oeffnung wird dann eine Schlinge gelegt. U. d. V. — Bedurfis bringt den rauen, wilden Menschen in seinem Lande zu bekümmern, um des Uebernaturs dankt für Tausen und Erliegen derselben benutz zu können. In die diesen Stücke weiß oft der roheste, wildeste Barbar dem unterrichten Europäer nach Anweisung zu geben; so wie auch der Stubengelehrte sehr oft von dem Jäger und dem Landmanne lernen kann.

ne Kapphäner soll man Theils in Schlingen fangen, Theils durch Bogen und Pfeile tödten.

Vielleicht findet man es befremdend, daß ein Theil dieser abgesondert lebenden menschlichen Gesellschaft sich so weit von seinem Wohnorte entfernt hatte. Die Ursache hiervon liegt darin, daß es in ihrer Waldung entweder gar keine, oder doch keine hinlänglich großen, Birken giebt; und nun waren sie nach Westen gegangen, um sich Birkenrinde zur Verfertigung zweier Ragots und etwas von dem Schwamme, der an den Birken wächst, und den alle Indianer in dieser Gegend als Zunder gebrauchen, zu verschaffen. Es giebt an den Birken zwei Arten von Schwämmen. Die eine ist hart, und das an ihr Brauchbare hat viele Ähnlichkeit mit der Rhabarber; die andre ist weich, auf der äußeren Seite so alatt wie Sammet, und, wenn man sie einige Zeit in heiße Asche gelegt und zwischen zwei Steinen wohl geklopft hat, einigermaßen unserem Zündschwamme ähnlich *).

Am

*) Außer diesen beiden Arten von Schwamm, giebt es hier noch eine dritte, die ich noch für weit vorzüglicher halte. Man findet sie an alten, abgestorbenen Pappeln, und zwar von verschiedner Größe und Dicke: zuweilen nur so dick, wie Gemenleder, zuweilen wieder so dick, wie eine Schuchsole. Auch diese Schwammart ist, wie die beiden andern, wenn man sie von den Ästen abnimmt, immer feuchter, trocken wird sie aber ganz biegsam; und fängt leicht Feuer, vorzüglich wenn sie vorher eine Zeitlang in einembeutel gelegen hat, worin Schießpulver gewesen ist. — Man muß sich übrigens wundern, daß die Indianer, deren Art zu leben ich hier beschrieben habe, nie darauf gefallen sind, Feuer durch Reiben hervorzubringen, wie die Eskimos; und eben so, daß sie sich keine Kanots von Fellen machen. Wahrscheinlich können sie die Felle des Rothwildes nicht bearbeiten, daß sie Wasser halten; und Robbenfelle, deren die Eskimos sich in ihren Kanots immer bedienen, haben sie nicht. A. d. D. — Auch in Europa wird der Zündschwamm aus den Hölzschwämmen, die an Bäumen wachsen,

Am 11ten März verließen wir das schöne, ebne Land der Arhapykower, und näherten uns wieder den steinigten Bergen oder Hügeln, welche das Land der nördlichen Indianer begrenzen. Elennthiere und Biber sahen wir noch in Menge; aber nach dem 29sten Februar keine Büffel mehr.

Am 15ten begegneten wir, außer mehreren andren Fremden, auch einem Manne, dem ich im März des Jahres 1771 einen Brief an den Befehlshaber des Prinz von Wallis-Fort mitgegeben hatte, auf den er mir nun eine vom 21sten Jun. datirte Antwort brachte. Da er nicht wissen konnte, welchen Weg wir bei unsrer Rückkehr von dem Kupfer-Flusse nehmen würden, so war unser Zusammentreffen sehr zufällig. — Diese Indianer hatten sich im Winter einiges Pelzwerk gesammelt, und machten jetzt mit uns Gesellschaft, so daß wir nun zusammen zwanzig Zelte stark waren, in denen ungefähr zweihundert Menschen wohnten; doch viel geringer war unsre Gesellschaft auch während des ganzen Winters nicht gewesen. — Wir kauften von diesen Fremden einige gut zubereitete Elennhäute zu Zeldecken und Schuhleder, auch noch einige andre Felle zu Kleidung, welches alles bei unsrer Ankunft in der Faktorei bezahlt werden sollte.

Ich bedaure es sehr, daß ich meinen Quadranten verloren hatte, und daß noch obendrein bei meinem Aufenthalte am Arhapykow-See meine

sen, bereitet, und, damit er schneller Feuer fangen soll, ebenfalls mit Schwefelpulver eingerieben. Ob wir die Bereitung der Hölzschwämme von den so genannten Wilden, oder der Wilder so dort sind, gelert haben, ist noch zweifelhaft. Unzweifelhaft verstanden wir übrigens ganz rohen Wilderkräutern manche nützliche Erfindung, mancher nützliche Nahrungsmittel und manche vortheilhafte Arznei. Die Wirkung der China und Quassia u. S. wurde von rohen Menschen in

Nur stehen geblieben war; denn nun fehlte es mir, besonders bei trübem Himmel, wenn die Sonne nicht zum Vorschein kam, an allen Mitteln, die Entfernungen, welche wir auf unserer Reise zurücklegten, mit einiger Genauigkeit zu bestimmen.

Meine Indianer sammelten sich jetzt Birkenrinde, und setzten Holz in Ständer, um Kanots daraus zu bauen. Auch schnitten sie sich kleine Stücke von Birkenholz, die ihnen den ganzen Sommer hindurch in der holzleeren Gegend zu Befestigungen dienen, und dann, wenn der Winter heran käme, in Schneeschuhe verandelt werden sollten. Ich muß übrigens hierbei bemerken, daß diese Arbeiten ihren wenigen Zeit rauben, sondern, daß sie dieselben entweder Abends nach der Tagereise, oder Morgens vor dem Aufbruch verrichteten.

Am 10ten kamen wir an den großen See (Pike Lake), und am 20ten gingen wir zu einer Stelle hinüber, wo er nicht mehr als sieben Meilen breit war. Den folgenden Tag kamen wir zu dem Vedobida See, der im Ganzen nicht über drei Meilen breit, und an manchen Stellen noch viel schmaler, aber etwa vierzig Meilen lang ist; daß er das Ansehen eines Flusses hat, und die Indianer sagen: dieser See sey von allen Seiten eingeschlossen und ringsum mit hohen Ufern umgeben, und auf denen eine Menge Kanonen wachsen. Diese sollen hier nicht sehr hoch werden, aber ihre Zweige sehr weit ausbreiten (wohl dreimal so weit, als Europäische Kan-

nen). Wer einmal daran gewöhnt ist, die Lagezeit immer genau wissen zu können, der entsetzt sich nicht über das, was er hier sieht. Unter diesem Namen muß ich schon schon ihm stehen geblieben war, die Zeit bis zu Ende des Jahres, als ich erst im Monat in der Höhe sehr unangenehm zugebracht habe.

S. 243

nen von gleicher Stärke), so daß sie fast das Ansehen von Apfelbäumen haben. Sie sind reich an Harz. Ihr Holz brennt wie ein Licht, und riecht sehr stark; die Indianer mögen es daher nicht in ihren Zelten brennen, ja auch nicht einmal vor demselben ihre Speisen dabel kochen.

Jetzt fing es sehr stark an zu thauen; und da das Strauchholz hier so dick stand, daß man nur mit Mühe hindurch kommen konnte, so benutzten wir die Gelegenheit, auf dem Eise des erwähnten Sees fortzugehen, aber ungefähr die Richtung unseres Weges hatte. Als wir aber ungefähr 22 Meilen fort gegangen waren, wendete sich der See mehr nach Norden; wir rührten uns daher geschickt, ihn zu verlassen und ostwärts zu gehen. Nach einem Wege von 14 Meilen kamen wir dann zu dem Noo-theri-whole, oder Berginsel-See, der nach einer hohen, in ihm liegenden Insel so benannt wird.

Vom 28ten bis zum 31ten März hatten wir so starke Windstöße aus Süden, daß es völlig unmöglich war, auf Seen oder offenen Ebenen zu reisen; und in den Wäldungen war es gefährlich, da mehrere Bäume mit großer Gewalt umgeworfen wurden. Doch geschah kein Unglück, obgleich mancher von uns in Gefahr schwebte.

Von der Mitte des März bis zum Anfange des April thauete es zwar am Tage sehr stark; aber der Nacht vor es wieder. Die jüngeren Leute beschäftigten nun die Morgen, wo der Schnee hart gefroren war, um Elenthier zu jagen; denn zu dieser Zeit kann jemand mit guten Schneeschuhen über die Eisrinne weglaufen, fast ohne den mindesten Eindruck darauf zu machen, da hingegen Elenthier und selbst Rothwild, bei jedem Schritte bis an den Bauch einfranken.

Das

Die Elenthiere haben so zarte Füße und so kurzen Athem, daß ein guter Läufer sie sehr oft in sechs bis acht Stunden ermüdet, ob ich gleich auch Fälle gesehen habe, wo die Jagd zwei Tage währte. Bei solchen Gelegenheiten nehmen die Indianer gewöhnlich weiter nichts mit sich, als ein Messer oder Bannonet, nebst einem kleinen Beutel mit Feuergeräth, und sind dabei so leicht bekleidet als möglich. Mancher nimmt auch wohl einen oder zwei Pfeile mit sich, aber höchst selten jemand eine Flinte, da diese für einen Mann, welcher so viele Stunden hinter einander laufen muß, zu schwer seyn würde.

Wenn die armen Elenthiere endlich nicht mehr laufen können, stehen sie still, und bieten ihrem Verfolger mit dem Kopf und den Vorderfüßen die Spitze. Besonders machen sie von den letzteren guten Gebrauch, so daß die Indianer, welche weder einen Bogen mit Pfeilen, noch eine kurze Flinte bei sich haben, gewöhnlich ihre Messer oder Bannonette an einen langen Stock binden müssen, um das Thier aus der Entfernung erstechen zu können. Durch Mangel an dieser nöthigen Vorsicht haben sich einige junge Leute oft sehr gefährliche Verletzungen von dem Elenn zugezogen.

Das Fleisch eines auf diese Art gesagten Elenns ist nichts weniger als wohlschmeckend, und auch, wie ich glaube, sehr ungesund, da das Thier durch sein so viele Stunden fortgesetztes Laufen gewissermaßen in einer fieberhaften Hitze seyn muß. Mehrere Indianer haben mir gesagt: ein lange so gesagtes Elenn gebe nicht mehr als etwa ein Quart Blut; alles andre habe sich in das Fleisch gezogen. Die südlichen Indianer gebrauchen zu dieser Art von Jagd Hunde, wodurch sie erleichtert und beschleunigt wird;

die nördlichen Stämme aber, die keine solchen Hunde haben, müssen das Jagen selbst verrichten *).

Am 7ten April gingen wir über den Thee-lee-a-ya-Fluß, und zwar in einer Gegend, wo das kleine nördliche Rothwild sehr häufig war, da hingegen die Elennthiere nun anfangen sehr selten zu werden.

Am 12ten sahen wir einige Schwäne, die nach Norden flogen. Dies waren die ersten Zugvögel, welche uns in diesem Frühlinge zu Gesichte kamen, ein Paar Schneevögel ausgenommen, die immer eher ziehen, als die übrigen Zugvögel, und daher sehr richtig die Vorboten des Frühlings genannt werden. Die Schwäne kommen allen andren Wasservögeln zuvor, und finden zuweilen die Flüsse noch nicht offen, ausgenommen an Wasserfällen, wo man sie daher um diese Jahreszeit häufig antrifft, und zuweilen in beträchtlicher Anzahl zu schießen pflegt.

Am 14ten kamen wir zu einem andren Theile des zuletzt genannten Flusses, und schlugen unsre Zelte nahe bei einigen Familien von fremden nördlichen Indianern auf, die daselbst lange Zeit Rothwild in Schlingen gefangen hatten, und so arm waren, daß sie nicht eine einzige Flinte besaßen. Die Bösewichter unter meiner Gesellschaft raubten den armen Leuten noch überdies fast alle ihre Sachen, die einigermaßen brauchbar waren; und um ihre Grausamkeit

*) Der Amerikanische Hund unterscheidet sich von dem Europäischen, und kann fast gar nicht bellen, sondern nur heulen und gurren. Er ist nicht viel größer, als ein Fuchs, und hat einen wüthen Kopf, mit spitzen Ohren. Diese Art von Hunden sahen die Europäer schon, als sie das Land entdeckten. So wie unsre Hunde vom Wolfe, Fuchse und Schakal abstammen, so sind die Amerikanischen wahrscheinlich Abkömmlinge eines Fuchses oder eines ähnlichen Thieres, das noch irgendwo in Amerika im wilden Zustande lebt.

zu vollenden, vereinigten sich immer Hret-Yeths, acht bis zehn, und schleppten mehrere junge Weiber in eine geringe Entfernung von den Zelten, wo sie denselben nicht nur Gewalt anthaten, sondern sie auch noch auf andre Art und so barbarisch mißhandelten, daß ein Paar in Lebensgefahr geriethen. Ich machte ihnen bei dieser und bei andern ähnlichen Gelegenheiten Vorwürfe über ihre Barbarei; aber das half gar nichts, und sie sagten mir vielmehr nachher geradezu: wenn eine Verwandtin von mir da gewesen wäre, so sollte es ihr nicht anders gegangen seyn.

Wir hielten uns hier zehn Tage lang auf, um eine Quantität Fleisch zu dörren und Fett zum Mitnehmen einzusammeln, da die Indianer glauben, daß wir nun nicht eher wieder Nothwild in Ueberfluß haben würden, als bis wir in die holzleere Gegend kämen. Jetzt thauete es auch schon so stark, daß hier und da der bloße Boden zum Vorschein kam, und daß an manchen Stellen das Eis ausbrach, besonders wo der Fluß seicht und die Strömung schnell war.

Am 25sten reisten wir weiter, blieben aber an den beiden folgenden Tagen wieder liegen, weil einige Wesber sich noch nicht bei uns eingefunden hatten. Am 25sten früh Morgens, brachen wir wieder auf, und am folgenden Tage gingen wir über den Tke-weyaza-Yeth: an eben der Stelle, wo wir im Frühlinge des Jahres 1771 das Holzwerk zu unsren Kanots in Stand gesetzt hatten.

Am 1sten May bekamen wir starken Schnee und sehr heftige Windstöße aus Nordwesten. Diese wurden zuletzt so gewaltig, daß man unmöglich aufrecht stehen konnte. Wir mußten uns daher niederlegen, ohne irgend einen andren Schutz gegen das

Wetter zu haben, als unsere Schlitten, die wir dem Winde entgegen stellten. Es blieb bis zum 1ten ziemlich kalt; doch am 5ten war es so heiß und schmil, daß wir nur dreizehn (Engl.) Meilen gingen. Am 6ten, wo das Wetter eben so blieb, begegneten wir verschiednen fremden Indianern, die uns sagten, daß nicht weit von hier ewige andre wären, die eine ziemlich gute Ladung von Pelzwerk hätten und in diesem Sommer nach der Faktorei gehen wollten.

Auf diese Nachricht schickte Matonabbi zu ihnen, und ließ sie um ihre Gesellschaft auf der weiteren Reise bitten; und diese Einladung wurde nicht ausgeschlagen. Alle Indianische Anführer, die nördlichen sowohl als die südlichen, mögen gern mit starker Begleitung nach der Faktorei kommen, da sie aus Erfahrung wissen, daß ihnen eine solche Begleitung Ansehen giebt. Die meisten an der Hudsons Bay wohnenden Europäer sind mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer völlig unbekant, und haben von der Aufrichtigkeit dieser Anführer eine so hohe Meinung, daß sie sich einbilden, Alle, welche bei solchen Gelegenheiten mit dem Anführer kommen, ständen das ganze Jahr hindurch zu seinen Diensten und unter seinem Befehle. Das Ansehen dieser großen Männer erstreckt sich aber, wenn sie die Faktorei wieder verlassen haben, nie weiter als auf ihre eigene Familie; und die geringe Hochachtung, die ihre Landesleute ihnen während des Aufenthaltes in der Faktorei erweisen, rührt im Grunde bloß aus Eigennus her.

Die Anführer oder Hauptleute haben übrigens bei solchen Gelegenheiten ein sehr müßames Geschäft; sie müssen nicht nur das Wort führen, sondern auch für alle ihre Freunde und Verwandten betteln, und eben so für die, welche sie zu anderer Zeit

zu falschen Ursache haben. Diese unwillkommenen Aufträge, und ihr eignes Verlangen, von den Engländern für sehr bedeutende und wichtige Leute gehalten zu werden, machen sie sehr überlästig. Sobald ein Gouverneur ihnen irgend etwas ab, wäre es auch nur für den unwürdigsten Menschen in ihrem Trupps so werden, sie sogleich mürrisch und unparthaisch. Wenn sie auch zu anderer Zeit ganz vernünftig sind, so nehmen sie doch jetzt gar keine Gründe an. Hat man ihnen den Werth aller von ihnen selbst gebrachten Telle auch schicklich bezahlt, so hören sie doch nicht auf zu betteln, so lange sie noch in der Gegend sind, und nur selten einmal geht einer von ihnen ganz befriedigt wieder weg.

Im Oktober 1776 kam mein Wegweiser, Makabab, an der Spitze eines großen Trupps von nördlichen Indianern, zum Handeln nach dem Pelz, oder Waller, Fort, wo ich damals Befehlshaber war. Ich rückte ihn als einen Hauptmann vom ersten Range aus, und kleidete auch seine sechs Weiber vom Kopfe bis zum Fuße. Während seines Aufenthaltes in der Faktorei, einer Zeit von zehn Tagen, verlangte er aber noch 7 Feuerantze, und 15 gemelte Röcke, 15 Hüte, eben so viele Hemden, 2 Kisten, 140 Pfund Pulver und Schrot, Kugeln und Feuerkeine verhältnismäßig; ferner viele Aerte, Eismeißel, Feilen, Nagelsetze, Messer und eine große Quantität Tabak, Zeug, Bettstücher, Kämme, Spiegel, Strümpfe, Schuhschaber, u. s. w., unzählige kleine Artikel, als Nadeln, Nadeln, Farbe und Stahl noch ungerechnet, so daß alles zusammen, nach den Handelspreisen, den Werth von 700 Silberstücken betrug. Was er selbst als Geschenk bekommen hätte, machte noch überdies an vierhundert Silberstücken aus. Die seltenste unter seinen Forderungen waren aber 12 Pfund Pulver, 20 Pfund Schrot und Kugeln, vier Pfund Tabak, einige Kleidungsstücke und mehrere Eisenmesser für zwei Männer, die im vorigen Winter sein Zell und sein andres Geschick gesaugt hatten. Ich gab ihm zu verstehen, daß er selbst diese Personen für ihre Dienste bezahlen mußte; er antwortete mir aber: es wäre ihm unerwartet, daß ich ihm eine solche Kleinigkeit abzugeben könnte. Künftig würde er seine Waaren in kleinen Anbringen, die ihm dafür gäben, was er forderte. Auf meine Frage: „in wem denn?“ erwiderte er

Als wir uns vier Tage hier aufgehalten hatten, beschlossen Maconabht und alle die andren In-
dianer, welche mich nach dem Fort begleiten sollten, die alten Leute und die Kinder unter dem Schutze
einiger Indianer zurückzulassen, und ihnen den Ca-
cha-wah-tha-ga in der holleeren Gegend zum Sam-
melplatze zu bestimmen. Am 17ten setzten wir nun un-
sre Reise fort, und schlugen Abends unsere Zelte an
einem Flusse auf, der sich in den Dabahrt (Doo-
dardt) ergießt. Heute warfen wir Alle unsere Schnee-
schuhe weg, da der Boden sehr schon an den meisten
Stellen nicht mehr bedeckt war, doch die Schritten
behaltent wir noch einige Zeit, da sie uns, besonders
auf dem Eise der Flüsse und Seen, nützlich sehn
konnten.

Am 18ten war das Wetter äußerst heiß und
schwül, und das Wasser über dem Eise des erwähn-
ten Flusses schon so tief, daß man nicht ohne Mühe
und Gefahr darauf gehen konnte. Wir schlugen da-
her unsere Zelte auf, fügten an unsre Kanotz zu
bauen, und wurden damit so geschwind fertig, daß
wir am 19ten Nachmittag unsere Reise fortsetzen
konnten. Am 20sten war es wieder so kalt, daß
man nach einem Wege von fünfzehn Meilen anhalten
mußte. Wir hatten, vom Duhahrt-Flusse an,
sehr oft bis über die Knie durch Sümpfe von
Schlamm, Wasser und weichem Schnee waten müs-
sen, und nun in einer so dicken Rinde an unsre
Strohpfähle und Schuhe anstos, daß wir nicht nur
sehr beschwerlich gingen, sondern auch in Gefahr stan-
den, uns die Füße zu erkriegen, und so zu
in einem sehr frechen Tone zu dem kanadischen Handels-
leuten. Nun mußte ich denn sehr Bestanden wohl be-
friedigen.

Am folgenden Tagen lehrten mehrere Jndianer
 uns, weil sie aus Mangel an Lebensmitteln nicht weiter
 reisen konnten. Das Wild von aller Art war jetzt so
 selten, daß wir seit dem ersten Winter nichts als ein-
 ge wackige Gänse geschossen und Hirsche auf dem gan-
 zen Wege auch nicht einmal gesehen haben. Unt-
 zfeldt schossen wir zwar unter Sträuch Hirschwild, aber
 unsern Vorrath so viel, daß wir davon kaum eine einzi-
 gige Mahlzeit hatten. Drei Tage später schlugen
 mehrere Jndianer einen andern Weg ein, da sie aus
 Mangel an Munition nicht mit uns dem Foss ge-
 hen konnten. Mehrere von meinen Gefährten muß-
 ten jetzt von Mättigkeit ihre Bündel Pelzwerg zurück-
 lassen, bis aber in Höhlen und Felsspalten sorg-
 fältig versteckt wurden, so daß sie wahrscheinlich we-
 der durch die Witterung noch durch Raubthiere ge-
 litten haben werden. Alles, was von die ja und ge-
 kommenen Fremden jetzt lebten, waren Fische, es
 wurden aber nicht immer so viele gefangen, als zum
 Unterhalte so vieler armen Leute erforderlich waren.
 Ich sah gleich noch so viel Untern und Blei hatte,
 daß ich ich mich und meine Gefährten bis zur Am-
 kunft ins Foss damit ausreichen konnte, so ward es
 da Selbstverhaltung das beste Naturgesetz ist, doch
 räthsam gefunden, den größten Theil davon zu ver-
 streuen, eignen Gebrauche anzuhaben, besonders da wir
 jetzt kein andres Wild haben, als Gänse, und noch
 kleine Vögel, die verhältnismäßig sehr viel Pulver
 und Schrot kosten. Wir hatten zwar den Fremden
 zu uns gekommenen Jndianern, so viel wir konnten,
 auszuhalten, starben mehrere von ihren Weibern vor
 Mangel. Wenn es an Lebensmitteln fehlt, müssen
 nehmlich bei diesen inhumanen Menschen, die Weiber
 sich immer sehr kümmerlich behelfen, und sobald
 wirklicher Mangel nahe ist, läßt man viele von ihnen

verhängen, indess die Mannspersonen noch immer
 zu essen haben. Um gosten May gingen wir über das Eis des
 Carhambachagasseflusses, welches gleich nachher,
 als der Letzte von uns herab war, aufbrach.
 Wir befanden uns noch nicht lange auf der Ostseite
 des Flusses, als wir bemerkten, daß bald schlechtes
 Wetter kommen würde. Nun machten wir sogleich
 die nöthigen Vorbereitungen; diese konnten aber
 nicht sonderlich seyn, da wir uns eben in der ganz
 höchsten Gegend befanden, und folglich zu unfremder
 Schutze weiter nichts hatten, als unsere Zelte, die
 wir denn so vortheilhaft als möglich aufzuschlagen
 suchten. Es währte nicht lange, so kamen starke
 Regengüsse. Der Fluß trat aus seinen Ufern, und
 veränderte unsern Lagerplatz in einen weiten See,
 so daß wir uns mitten in der Nacht auf einen nicht
 weit entfernten Hügel retten mußten, wo wir aber
 bei dem heftigen Sturme kein Zelt aufschlagen konnte-
 ren. Nur blieb uns weiter nichts übrig, als die
 Zeltdecken um die Schultern zu nehmen, und dem
 Winde den Rücken zuzukehren. In diesen Umständen
 mußten wir, ohne die mindeste Erfrischung, bis zum
 Morgen das gten Julius aushalten. Während die-
 ser Zeit blies aber der Wind, bei immer anhaltendem
 üblem Wetter, aus allen Himmelsgegenden, so daß
 wir unsre Lage sehr oft verändern mußten.
 Gütlich wurde das Wetter doch etwas gemäßig-
 ter, ob wir gleich noch immer frische Windstöße aus
 Nordwesten mit scharfem Froste und häufigen Schneefallen
 schauerlich hatten. Wir setzten nun früh Morgens un-
 sere Reise fort, aber nicht wenigstens wurde das Ge-
 heiß sehr beschwerlich. Gammelte Peine von der Kälte
 und Kälte an den beiden vorherigen Tagen beinahe er-
 starrt waren. Von heute an bis zum 7ten schlossen

wie nämlich so viele Gänse, daß wir unsern Leuten das
 nie hinhalten konnten; am 8ten aber erlegten die
 Indianer fünf Stück Nothwild, wodurch wir denn
 Alle wieder gutes Muthes wurden. Jetzt hörtes
 wir einiges Fleisch, verloren indeß darüber gar keine
 Zeit. Wir banden es nehmlich oben an die Bündel
 der Weiber, und ließen es so im Wehen von Luft
 und Sonne dörren. Das auf diese Art zubereitete
 Fleisch ist sehr nahrhaft, sehr wohlschmeckend, und
 wird von den Eingebornen allgemein sehr geschätzt.
 Wirklich verliert Fleisch, das man im Feuer dörret,
 zumal wenn die Hitze zu schnell gegeben wird, viel
 von seinen nahrhaftesten und besten Theilen. Die Hin-
 gegen bei dem Dörren an der Luft und Sonne alle
 darin bleiben.

Am 9ten sahen wir an verschiedenen Stellen in
 N. Oken Nauch, und an eben dem Tage trafen wir
 mit vielen nördlichen Indianern zusammen, die nach
 der Knapp's-Bay gehen wollten, um daselbst die
 Ankunft der Schäluppe von Churchhill abzuwarten.
 Mehrere von diesen Indianern waren sonst mit ih-
 rem Pelzwerk nach dem Prütz von Wallis's
 Fort gegangen; da sie aber dort Waaren auf Kre-
 dit ausgenommen hatten, so gingen sie nun anders-
 wohin, um nicht gemahnt zu werden. Solche Be-
 trügereien werden von den Indianern öfters verübt,
 und die Compagnie sowohl als der Gouverneur in
 der Bay leiden dadurch jährlich einen sehr beträcht-
 lichen Verlust.
 Wir blieben uns nicht lange bei diesen India-
 nern auf. Als wir sie verlassen hatten, waren wir
 mehrere Tage hindurch so glücklich, Ueberfluß an Le-
 bensmitteln zu haben. Auch das Wetter blieb an-
 haltend sehr gut, so daß es schien, als ob wir nun
 einigen Ersatz für die von uns ertragenen Mühselig-

kelten, Hunger und Kälte, bekommen sollten. Rothwild war auf einer großen Strecke unsres Weges in solchem Ueberflusse vorhanden, daß die Indianer so viel, als wir brauchten, schossen, ohne nur den ordentlichen Weg verlassen zu dürfen. Auch lieferte uns jeder See und Fluß, zu dem wir kamen, eine Menge der schönsten Fische, so daß wir Abwechslung in unsren Speisen hatten. Gänse, Repphühner und andres Geflügel gab es ebenfalls in solcher Menge, daß eine geschickte Hand nur Pulver und Schrot brauchte, um so viele zu schießen, als wir uns nur wünschen konnten. Die einzige Unbequemlichkeit, die wir jetzt noch litten, waren öftere und starke Regenschauere; doch bey dem Gedanken, daß ich nun bald wieder zu Hause seyn würde, hätte ich wohl mehr, selbst den schrecklichsten Hunger, ertragen.

Den 18ten kamen wir zu dem Eierfluß, von wo ich, auf Maronabbis Verlangen, einen Boten nach dem Pottiz von Wallis-Port schickte, um meine nahe Ankunft melden zu lassen.

Den 20sten, früh Morgens, kamen wir zu dem Kobbenfluß; er schlug aber, wegen eines starken

Herr Jeremie ist in seiner Nachricht von der Lage und dem Laufe dieses Flusses sehr unbestimmt. Man kann nicht leicht errathen, ob die Nation, wölcher ich Placé, Coré, Schiens nennt, die Kupper, oder die Hundstappen-Indianer seyn sollen; denn auf Beide passen die Umstände, die er anführt, nicht ganz. Ich glaube übrigens, daß er nicht so weit nach Norden oder Westen gekommen ist, als er vorgiebt; denn sonst würde er in seiner Beschreibung dieser Gegenden gewissermaßen gewesen seyn. Die Straße, deren er erwähnt, ist unstreitig keine andre, als die, welche wir jetzt Chesterfields Einfahrt nennen, und welche in manchem Jahre auch den ganzen Sommer hindurch nicht frei von Eise wird. Ich untersehe mich nehmlich zu behaupten, daß niemals irgend ein Indianer (die beiden ausgenommen), welche den Capitain Riddle an begleiteten, die Wager-Strade oder die Repulse-Bay gesehen hat. Zum Beweise, daß die Eisflüsse ausgenommen,

Windes, der gerade auf ihn blies, so heftige Wellen, daß wir beinahe zehn Stunden lang liegen bleiben mußten, ehe wir uns in unsren kleinen Kanotz hinüber wagen konnten. Den 24ten gingen wir dann über den Po-ko-ti-tis-to-Fluß; und gerade jetzt kehrten die Indianer, die ich von dem Eierflusse nach Churchill geschickt, zurück, und brachten mir ein wenig Tabak und einige andre Artikel mit, die ich verlangt hatte. Es wurde spät Nachmittags, ehe wir Alle über den Fluß kamen;

niemals Indianer solche hohe Bretten besuchen, außer in beträchtlicher Entfernung von der See, mag ich eines Umstandes aus dem Jahre 1763 erwähnen. Kapitän Christopher, der damals Chesterfields, Ein's fahrt unternahm, bekam zwar die verständigsten und erfahrensten nördlichen Indianer mit, die nur zu finden waren; aber keiner von ihnen kannte nur einen Zollbreit von dem Lande nordwärts der Wallisbucht (Whale-cove). — Auch in dem, was Herr Jeronje von dem Churchill-Flusse sagt, irrt er sich sehr; er behauptet nehmlich: es gebe an ihm kein Holz, außer nommen auf einigen Inseln, ungefähr zehn oder zwölf Meilen den Fluß hinauf. Als er schrieb — lange vorher, ehe dort eine Faktorei angelegt wurde — gab es auf beiden Seiten des Flusses Holz in Menge, und selbst nicht einmal fünf Meilen weit von dem Orte, wo jetzt Prinz von Wallis's Fort steht. Die Inseln aber, von denen er spricht, sind, wenn sie anders jemals existirt haben, verschwunden. Denn seitdem die Kompagnie ein Etablissement an diesem Flusse besitzt, hat niemand auf vierzig Meilen weit eine Insel gesehen, die Bau- oder andres Holz von irgend einer Art hervorgebracht hätte. Die Menge von Stümpfen, die man jetzt noch sieht, und von denen die Säume wahrscheinlich zu Bauholz abgehauen worden sind, beweisen hinlänglich, daß, als man sich zuerst am Churchill-Flusse anbaute, Holz in Uebersuß daselbst vorhanden war. Es hat aber in sechs- und siebenzig Jahren natürlicher Weise sehr vermindert werden müssen. Seit einigen Jahren ist das Brennholz nahe bei der Faktorei so selten, daß die meisten Bedienten sich beinahe sieben Monate im Jahre fast mit weiter nichts beschäftigen, als einen Vorrath zum Brennen für den Winter, und ein wenig Bauholz zu den nöthwendigsten Reparaturen anzuschaffen.

Neuntes Kapitel.

Eine kurze Schilderung der nördlichen Indianer; ihres Landes, ihrer Arbeiten, Sitten u. s. w.

Die nördlichen Indianer sind gewöhnlich von mehr als mittlerer Größe, wohl proportionirt, stark und robust, aber nicht corpulent. Sie haben indeß nicht die Gewandtheit des Körpers und die Lebhaftigkeit, welche man bei den andern Indianischen Stämmen an der Westküste der Hudsons-Bay so häufig antrifft.

Ihre Farbe ist einigermaßen kupferartig, oder vielmehr dunkelbraun, und ihr Haar, wie bei allen andern Indianischen Stämmen, schwarz, stark und schlicht *). Wenige von den Männern haben einen Bart. Selten kommt dieser eher zum Vorschein als im mittleren Alter; doch auch dann ist er nie so reich, wie bei den meisten Europäern. Die wenigen Haare

Amerika, so gut wie unwiderleglich erwiesen, daß man entweder gar nicht, oder doch nur mit der größten Gefahr, und höchst selten, aus dem Arktischen Meere in das so genannte kille segeln kann. Die seitdem von Mackenzie gemachten Entdeckungen im Westen bestätigen diese Behauptungen.

*) Ich habe einige beinahe sechs Fuß hohe Indianer bemerkt, die eine einzige Haarlocke hatten stehen lassen; und diese war so lang, daß sie ihnen, wenn sie gingen, auf dem Boden nachschleppte. Der Fall kommt selten vor, und man hat bisweilen den Argwohn gehabt, daß die Locke falsch sey; ich habe indeß an Mehreren das Haar untersucht, und gefunden, daß es natürlich war.

A. d. B.

am Kinn sind übrigens äußerst stark und borstig. Einige von den Indianern geben sich nur wenige Mühe, ihren Bart wegzuschaffen, ob er gleich für einstellend gehalten wird; und die, welche es thun, wissen dazu kein andres Mittel, als die Haare mit den Wurzeln zwischen den Fingern und der Schneide eines stumpfen Messers auszureißen. Keins von beiden Geschlechtern hat Haare unter den Armen, und nur Wenige, besonders Weiber, haben dergleichen an einem andren Theile des Körpers; wo indess die Natur es wachsen läßt, reißen sie es nie aus.

In ihren Gesichtszügen ist etwas Eigenthümliches, durch das sie sich von allen andren Stämmen in diesen Gegenden unterscheiden; sie haben nemlich sehr niedrige Stirnen, kleine Augen, hohe Backenknochen, römische Nasen, volle Backen, und meistens ein langes, breites Kinn. Ob man gleich an beiden Geschlechtern fast allgemein diese National-Physiognomie bemerkt, so scheint doch die Natur bei den Weibern sich darin noch getreuer zu bleiben, als bei den Männern, bei denen man, wenn auch nur selten, doch bisweilen Abweichungen davon findet. Ihre Haut ist weich, glatt, und nicht schmutzig; und wenn sie reinlich gekleidet sind, riechen sie eben so wenig widrig, als irgend ein andrer Mensch.

Sowohl die nördlichen, als die Kupfer- und Hundstuppen-Indianer haben auf jeder Backe drei oder vier parallele schwarze Streifen. Diese machen sie sich so, daß sie eine Prieme oder Nadel unter der Haut wegziehen und dann sogleich Kohlenstaub in die noch frische Wunde reiben.

Weisheitszähne sind sie mürrisch und geizig; den Begriff der Dankbarkeit schenken sie nicht einmal dem Rahmen nach zu kennen. Immer, selbst unter sich allein, sprechen sie von ihrer Armut; und wenn sie

nach der Faktorei kommen, haben sie jedesmal um tausenderlei zu bitten. Ist jemand von ihnen wirklich in Noth, so giebt man ihr in der Faktorei Lebensmittel, Kleider, Arznei und alle andre Bedürfnisse unentgeltlich; aber, zur Dankbarkeit dafür, unterrichten sie jeden ihrer Landsleute, wie man sich benehmen müsse, um eben diese Wohlthaten zu erhalten. So sieht man denn sehr oft Männer und Weiber bei strenger Winterkälte oder bei starker Sommerhitze, wo die Fliegen sehr lästig sind, halb nackt nach dem Fort kommen. Bei solchen Gelegenheiten fehlt es ihnen nie an einer Geschichte (gleich viel, ob wahr oder erdichtet), die sie immer mit vielen Seufzern und Thränen untermischen. Zuweilen stellen sie sich auch lahm, ja sogar blind, um Mitleiden zu erregen. Ich kenne in der That keine Menschen, die ihre Gesichtszüge mehr in ihrer Gewalt hätten. Die Weiber sind aber in dieser Kunst noch stärker, als die Männer; ich habe, wie ich versichern kann, zuweilen gesehen, daß die eine Seite ihres Gesichtes in Thränen schwamm, wenn sich auf der andern ein bedeutendes Lächeln zeigte. Ihre Betriegerereien, um Wohlthaten zu erlangen, sind so gewöhnlich und auch schon so bekannt, daß ein Gouverneur nothwendig sehr viele abweisen muß; denn, wenn er das nicht thäte, so würde er am Ende alle Waaren der Kompagnie verschenken, und der ganze Stamm der nördlichen Indianer sich zuletzt in Menschen verwandeln, die ein Gewerbe aus dem Betteln machten, anstatt Pelzwerk zu bringen und ihre Bedürfnisse dafür einzutauschen. Sie verstehen sich auch auf die Kunst zu schmeicheln, und üben sie aus, so lange es ihr Vortheil ist; doch nicht einen Augenblick länger. So sagen sie z. B. einem neuen Gouverneur: er wäre in ihren Augen der Vater ihres Stammes, und sie

können ihm ganz vertrauen. Thut aber das nicht die gehoffte Wirkung, so werfen sie ihm ins Gesicht vor: er sey einer der grausamsten Menschen, und habe kein Gefühl für die Noth ihres Stammes. Zuweilen werden sie indeß auch wieder ruhig, und sagen von dem Manne, den sie so gern hintergangen hätten: er ist kein Kind, und läßt sich nicht betriegen.

Rauhe, unfreundliche Behandlung ist bei den meisten von ihnen, besonders bei der geringeren Klasse, besser angebracht, als sanfte; denn, sobald man ihnen die mindeste Achtung bezeigt, werden sie unerträglich unverschämt. Einigen von ihren Anführern kann man zwar diesen Vorwurf nicht machen; aber doch haben nur wenige von ihnen Verstand genug, auf die Begünstigungen, die man ihnen bei ihrem Aufenthalte in den Faktoreien der Kompagnie erweist, gehörigen Werth zu sehen. Erfahrung hat mich belehrt, daß ein nördlicher Indianer, wenn man ihn in gehöriger Entfernung hält, sich selbst und der Kompagnie nützlich werden kann; zeigt man aber in der Faktorei die mindeste Rücksicht gegen ihn, so wird er indolent, unthätig, lässig, und sinnet nur darauf, wie er den Edelmuth der Europäer zu seinem Vortheile benutzen will.

Die meisten betriegen die Europäer, so oft sie nur können, und brauchen dazu jedes nur ersinnliche Mittel. Sie verkleiden sich und ändern ihren Namen, um die Schulden nicht bezahlen zu dürfen, die sie zuweilen in der Faktorei gemacht haben. Wird ein neuer Gouverneur angesetzt, so sind alle ausstehende Schulden ganz unstreitig verloren. Die Indianer beweisen nehmlich sogleich mit einer Menge Zeugen, daß sie schon längst bezahlt, und daß man

nur vergessen habe, ihre Thaten in den Büchern auszureichen. Bei allen diesen üblen Eigenschaften sind sie aber doch die sanftesten unter den sämtlichen Indianischen Völkerschaften, die irgendwo mit der Compagnie Handels treiben; und da sich nur selten einmal einer von ihnen herauscht, so schreiten sie nie zu Gewaltthätigkeiten, und lassen es im schlimmsten Falle bei losen Worten bewenden. Die Männer sind allgemein sehr eifersüchtig auf ihre Weiber, und ich zweifle nicht, daß eben dieser Geist auch unter den Weibern herrscht, die aber von ihren Männern so in Furcht gehalten werden, daß sie sich mit der Freiheit zu denken begnügen müssen. Die Gegenwart eines überdlichen Indianers erregt bei seinen Weibern immer eine besondre Furcht, da er sie niemals anders behandelt, als ein (roher) Europäischer Hausvater sein Gesinde. Bei ihren Heirathen finden gar keine Ceremonien Statt, und alle werden von den Eltern oder den nächsten Anverwandten geschlossen. Die Mädchen haben dabei keine Stimme, sondern müssen unbedingt dem Willen ihrer Eltern gehorchen. Diese wählen denn immer jemanden, von dem es am wahrscheinlichsten ist, daß er ihre Tochter wird ernähren können, mögen sein Alter, seine Person und sein Charakter auch noch so abschreckend seyn. Die Mädchen werden immer schon als Kinder verlobt, doch nie mit Knaben von gleichem Alter; und dies ist ohne Zweifel eine sehr vernünftige Einrichtung unter einem Volke, bei dem die Existenz einer Familie gänzlich von dem Fleiß und der Geschicklichkeit eines einzigen Mannes abhängt. Kinder sind wie die Indianer sehr richtig bemerkt, in ihren Sitten und Neigungen so unbeständig, daß man in

Ihrer Jugend unnützlich schon beurtheilen kann; welche Geschicklichkeiten sie im mannbaren Alter haben werden. Aus diesem Grunde schließt man Osters Ehen von sehr unvorhältnißmäßigem Alter, und es ist nicht ungewöhnlich, daß Männer vor fünf und dreißig bis vierzig Jahren junge Mädchen von zehn bis zwölf, ja bisweilen noch jüngere, haben. Vom achten oder neunten Jahre an ist den Mädchen aller Umgang mit dem andren Geschlechte untersagt, und sie dürfen sich nicht einmal auf die unschuldigsten Spiele mit demselben einlassen. Sie werden, wenn sie in ihren Zellen sitzen, oder auf Reisen, so aufmerksam beobachtet, wie es nur immer in der strengsten Erziehungsschule geschehen kann. Gewohnheit und hergebrachte Sitte machen indes eintr so und natürlichen Zwang den Kindern leicht und erträglich obzuden unschuldige und müßte Zeitvertreiber dem jugendlichen Alter angemessener wären, als stetes Sitzen bei einem alten Weibe, und die ununterbrochne Beschäftigung, Haut zu schaben, Schuhe auszubessern und andre häusliche Geschäfte zu verrichten. Bei allen solchen ungewöhnlichen Einschränkungen ist indes das Betragen der Eltern ganz und gar nicht konsequent; denn diese beobachten in den Unterredungen vor ihren Töchtern, ja auch mit ihnen, nicht die ändteste Zurückhaltung, sondern sprechen oft von den unanständigsten Dingen. Da indes die Mädchen von ihrer frühesten Jugend an einer solchen Sprache gewohnt werden, so thut sie keinswegs eben die Wirkung, wie bei gestitzten Europäern rinnen. — Die südlichen Indianer sind übrigens noch weniger zurückhaltend in Gegenwart ihrer Kinder. Die Weiber der nördlichen Indianer haben meistens weniger Temperament, als die Süd-Indianer.

riinten, und bekommen, ungeachtet ihrer frühen Heirathen, in den ersten Jahren selten Kinder. Die Ehescheidungen fallen hienieden oft vor, bisweilen wegen Ausschweifungen, noch öfter aber wegen angeblähnen Mangels der erforderlichen Geschicklichkeiten, oder wegen schlechten Betragens. In beiden Fällen giebt es dabei weiter keine Umstände, als eine gute Tracht Schläge, und einen Straß zum Zelte hinaus, wobei der Frau, je nachdem der Fall ist, gesagt wird: sie könne zu ihrem Liebhaber, oder zu ihrem Verwandten gehen.

Die Vorsehung ist sehr gütig, daß sie diese Weiber weniger fruchtbar seyn läßt, als die bei kultivirteren Nationen. Da Selten hat eine Frau mehr, als fünf oder sechs Kinder, und diese werden überdies immer nach so großen Zwischenzeiten geboren, daß das jüngste schon zwei bis drei Jahr alt ist, ehe wieder ein neues kommt. Ihrer leichten Geburten, und der Ceremonien, die bei solchen Gelegenheiten Statt finden, habe ich schon erwähnt; ich will daher hier nur anmerken, daß sie sich für ihre Kinder keiner Wiege bedienen, wie die Süd-Indianerinnen. Sie stopfen denselben nur einige Handvoll Moos zwischen die Beine, und tragen sie so auf dem Rücken, bis sie laufen können. Diese Art, junge Kinder zu behandeln, ist zwar sehr ungeschickt und linksich; doch froht man wenige unter ihnen; die eigentlich verunstaltet wären; fast alle haben indeß etwas gebogene Beine.

In gewissen Zeiten ist es den Weibern nicht erlaubt, mit ihren Männern in demselben Zelte zu wohnen, und sie müssen sich dann eine kleine Hütte vorholten. Auf die geringere Fruchtbarkeit der Weiber hat natürlicher Weise ihre harte, mit so vielen Beschwerlichkeiten verbundene Lebensart Einfluß.

in einiger Entfernung von den andren Zelten errichten. Dies ist unter den sämtlichen Stämmen eine allgemeine Sitte, und die Weiber sind klug genug, sie bei irgend einer Streitigkeit mit ihren Männern zu benutzen und sich auf einige Zeit von denselben zu trennen. Ohne weitere Umstände kriechen sie dann jedesmal an der Seite des Zeltes, wo sie so eben sitzen, hinaus, weil sie alsdann nicht zur Thar aus- und eingehen dürfen. Dies ist ganz gewöhnlich, und ich habe einige übellaunige Damen gekannt, die ihren Ehemann und ihr Zelt auf vier oder fünf Tage verließen, und das zwei oder dreimal in einem Monate wiederholten, ohne daß der arme Mann den Betrug argwöhnte; oder, wenn er ihn ja merkte, so mochte er aus Delikatesse die Sache nicht näher untersuchen. So pflegte z. B. Matonahhi's schöne Frau, die im May 1771 von ihm entlief, sich unter diesem Vorwande zuweilen mehrere Wochen von ihm zu trennen. Wirklich hatte er einigen Verdacht gegen sie, und ließ sie daher immer sorgfältig bewachen, um zu verhüten, daß sie nicht mit einem andren Manne Umgang haben könnte. — Auch die südlichen Indianer sind in diesem Punkte sehr delikats. Zwar zwingen sie ihre Weiber nicht, ein besonderes Zelt für sich zu errichten; doch liegen sie während dieser Zeit nie mit ihnen unter derselben Decke. Bei ihnen müssen die jungen Mädchen, wenn zum erstenmal die Reinigung eintritt, sich vier oder fünf Tage etwas von den übrigen Zelten entfernen. Kommen sie dann wieder zurück, so tragen sie eine Art Schleier, von Glasperlen oder Korallen geflochten, und werden als mannbear betrachtet.

Bei diesen Gelegenheiten herrscht auffallender Aberglaube unter ihnen. Weiber in solchen Umständen dürfen niemals über das Eis eines Sees oder

Flusses gehen, sich auch nicht den Gegenden nähern, wo die Männer Wiber fangen, oder wo ein Fischnetz ausgestellt ist, weil man fürchtet, daß sie sonst den guten Erfolg hindern würden. Sie dürfen alsdann auch nicht von dem Kopfe irgend eines Thieres essen, ja nicht einmal über einen Weg gehen, wo man neuerlich den Kopf irgend eines jagdbaren Thieres getragen oder gefahren hat, weil man glaubt, daß der Jäger sonst in der Folge kein Glück haben würde.

Diese armen Leute leben in einem so unwirthbaren Klima, daß sie, aus Mangel an Feuerung, ihre Speisen oft ganz roh verzehren müssen; doch frühe Gewöhnung macht, daß sie das, was eigentlich Wirkung der Noth ist, oft aus freier Wahl thun, besonders mit Fischen. So sonderbar es auch scheinen mag, so muß ich doch sagen, daß ich selbst Fohren, Kachse und Schnäpel noch bis auf den heutigen Tag halb roh am liebsten essen mag. Ihrer Methode, Fleisch in Kesseln von Birkenrinde durch heiß gemachte Steine zu kochen, habe ich schon oben erwähnt; hier will ich nur noch anmerken, daß diese Methode ihr Nachtheiliges hat, da sehr oft das Fleisch sandig wird.

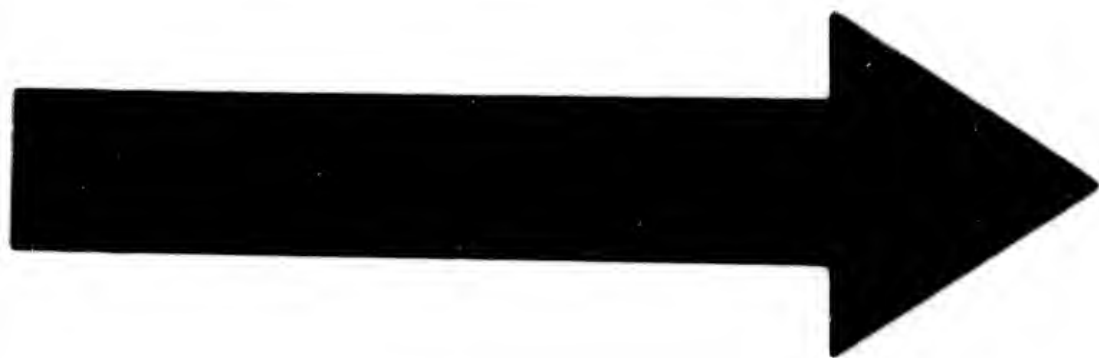
Eins von den merkwürdigsten Gerichten bei allen Indianischen Stämmen, den nördlichen sowohl als den südlichen, ist Blut mit dem halbverdaueten

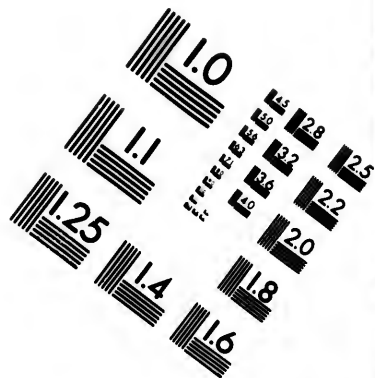
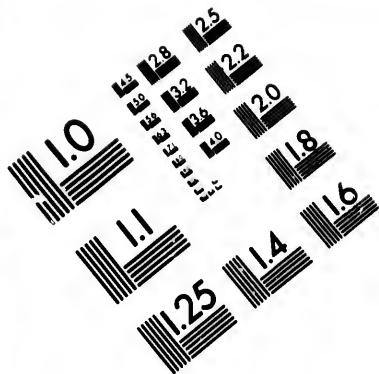
Einen ganz ähnlichen Aberglauben findet man auch noch jetzt in Deutschland, wo er sich wahrscheinlich aus den einfurten Besten, als die Einwohner noch rohe Jäger waren, herschreibt. Diesem Aberglauben zufolge, darf eine weibliche Person, die sich in den oben erwähnten Umständen befindet, nicht dazwischen, Fleisch einfallen, Saurekraut oder Gurken erweichen; Bier oder Wein abziehen, u. s. w. Alle diese Geschäfte, sagt der Aberglaube, gerathen dann nicht.

Inhalte eines Hirschmagens vermischt und in einer hinlänglichen Quantität Wasser gekocht, so daß es ungefähr so dick wie Erbsensuppe wird. Zuweilen mischen sie auch etwas Fett und zartes Fleisch, klein geschnitten, unter die Masse. Alles wird, um es desto schwächer zu machen, wenn es in den Magen selbst gefüllt ist, einige Tage, ziemlich nahe bei dem Feuer, in den Rauch gehängt. Die Masse geräth dadurch in eine Art von Gährung, und bekommt einen so angenehmen, säuerlichen Geschmack, daß auch Leute mit der feinsten Zunge davon essen würden, wenn sie nur kein Vorurtheil dagegen hätten. Freilich möchten wohl die meisten Europäer sich diese Schüssel verbitten, besonders wenn sie die Zubereitung gesehen hätten; denn das meiste Fett wird vorher von den Männern und Knaben gekaut, damit es nicht in Klumpen bleiben soll. Ich muß indeß doch sagen, daß man weder alte Leute mit üblen Zähnen, noch junge Kinder, an der Zubereitung dieser Schüssel Antheil nehmen läßt. Anfangs weigerte ich mich, von diesem Gerichte mitzuessen; doch in der Folge, als ich wußte, wie behutsam man mit dem Käuen war, trug ich nicht länger Bedenken, und fand das Gericht immer äußerst wohlschmeckend *).

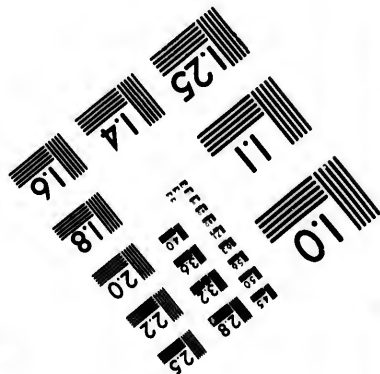
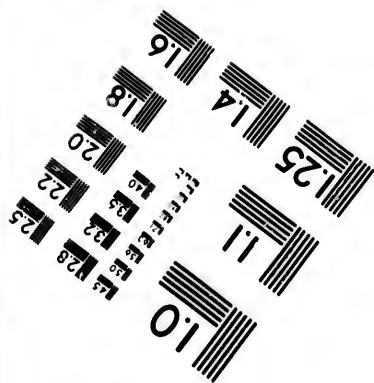
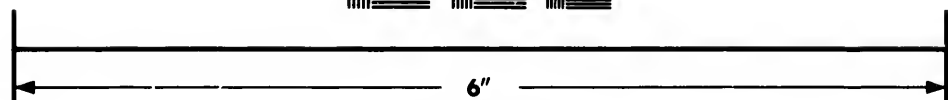
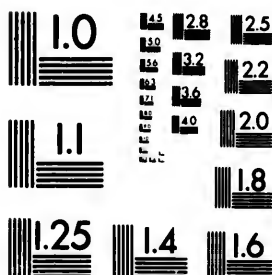
Das Rothwild ausgenommen, wird der Magen keines andern größeren Thieres gegessen. Im Winter, wenn es sich von einem feinen, weißen Moose nähert, macht man sich aus dem Inhalte des Magens sehr viel; ich habe oft gesehen, daß die Indianer rings um einen so eben erlegten Hirsch her saßen,

*) Die Zubereitung durch Säure ist einem gestirnten Europäer höchst schmerzhaft, aber selbst unterhalb Äquator, die dort wohnende Völker, wird sie gefunden. Bekanntlich bereitet man auf den Südsee Inseln einen veräuschenden Trank aus zerhackten Pfefferwurzeln.





**IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)**



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

0
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25

und den noch ganz warmen Magen ausleerten. Im
Commalet wo das Rothwild von größerer Nahrung
lebt, ist dieses Gericht weiniger beliebt. In
den noch ungeborene Junge von Bisseln, Hirschen,
Wibern und andren Thieren, werden für aufwärts
denliche Heckerbissen gehalten, und ich bin nicht der
einzige Europäer, der hierin mit den Indianern einen
lei Geschmack hat. Eben das gilt von noch nicht
ausgespinnenen Gänsen, Enten, u. s. weiter. Ue-
berhaupt ist es in den nördlichen Niederlassungen
beinahe ein Sprichwort: wer wissen will, was gut
schmeckt, der muß mit den Indianern leben.

Die Zeugungstheile aller erlegten Thiere, sowohl
vom männlichen als vom weiblichen Geschlechte, wer-
den immer von den Männern und Knaben gegessen,
und obgleich diese Theile, besonders die männlichen,
gemeiniglich sehr zähe sind, so dürfen sie dennoch nicht
mit einem schneidenden Werkzeuge berührt werden,
sondern man muß sie mit den Zähnen zerreißen.
Was dann zum Käuen gar zu zäh ist, wird ins
Feuer geworfen und verbrannt. Die Indianer glaub-
ten sehr sehr, wenn ein Weib oder ein Hund etwas
von diesen Theilen genösse, so würde es ihrem Glücke
auf der Jagd sehr nachtheilig seyn.

In einigen nördlichen Reichthümern war es in Anfang
dieses Jahrhunderts gewöhnlich, bei großen Sammlern
einen so genannten hundertten Käferbraten vor-
zusetzen. (Es ist ein Braten von einem Käfer, das stierlich
nach der Geburt, noch ehe es zur mindesten Nahrungsmittel
genommen hätte, geschlachtet war). Auch andre ungeborene
Thiere sehr ein Preussischer Statthalter am die Zeit
des siebenjährigen Krieges, der viel auf eine gute Tafel
hielt, seinen Gästen Offens vor. Der unsterbliche Lord
und Basset setzten auf der Küste von New-Holland
von ihrem Staatlichen Reisegefährten, Luchia bebräu-
ret Eier essen, und Beide haben mir in der Folge ver-
sichert, daß sie dieses Gericht äußerst art und wohl-
schmeckend gefunden hätten.

Nach die Gebäulzer bey Büffel, Elendieren, Dorscheln, die essen sie sehr gern und vorheben sie begierig, ohne sie vorher zu waschen, wolt sonst etwas damit vorzunehmen, als daß sie den Inhale ausschütten. Man brauche nichts erst zu sagen, wolt doch das die Gedichte ist, besonders von größerem Dieren, die ihre Zeitlang rechtlich gewesen sind. Die ganze Zubereitung besteht darin, daß man den unruhlichen Saft an einer Stange gerade über das Feuer hält, weil man glaube, daß der Rauch den eigentlichen Geschmack und Geruch vertribe. Will man dieses Geschick kann essen, so wird ein großes Gedel heraus geschritten und einige Minuten gekocht; aber die vielen großen Drüsen an der inneren Seite machen es zu einer abschneidenden Speise. Gedichte haben diese Drüsen in Gestalt und Farbe viele Ähnlichkeit mit einem Eidotter, und die Indianer die ihnen auch diese Benennung geben, verschlingen sie sehr begierig. Die Büffelkalbäunen sind sehr gut, und die Indianer wissen sie weit besser zu bereiten, als die Europäer. Man wäscht sie nur nochdürftig in kaltem Wasser, und kocht sie etwa eine halbe oder drei Viertelstunden. Dann sind sie genießbar, zwar etwas härter, als wir sie in England essen, aber viel wohlschmeckender und auch nahrhafter, als Kalbäunen, die man, wie weiß wie sie, in heißem Wasser, abgebrähet und zehn oder zwölf Stunden lang gekocht hat. Die kleineren Wägen, oder die so genannten Pfalten, von Büffeln, Elendieren und Hirschen werden gewöhnlich roh gegessen, und eben so die Lieren von Elendieren und Büffeln. Man hat ein Jäger aus von diesen Thieren geschossen, so schneidet er den Bauch auf, steckt den Arm hinein, reiße die Rippen heraus, und verzehret sie noch ganz warm

als von Grotte. Die Wecken saugt den Jagd nach dem
 Blut aus der Wunde die seiner Kugel gemacht hat.
 man sage nehmlich, daß diese den Dinst und sehr
 schon nachhohlet. Und nach dem was in dem Buche
 27 Die ursprünglichen Waffen der Indianer. Von
 gewandt Pfeile werden seit der Einführung des Feuer-
 gewehrs nicht mehr von ihnen gebraucht, ausgenom-
 men bei der Jagd aber beschreiben die von Jagd
 nach dem Wild zwischen zwei Reihen von Pfeilen zu
 fließen gerichtet wird. Die südlichen Indianer wissen
 alle dem Bogen noch am besten umzugehen, obgleich
 die Feuerwehr unter ihnen schon viel länger im
 Gebrauch ist. So genutzlich und dem Ursprung der
 28 Die Zelte der Indianer. Die südlichen Indianer
 sind sowohl im Sommer als im Winter bei ihnen
 bestehen immer aus behaarten Hirschkellen; und das
 nicht so sich leichter fortbringen lassen. Um das man
 für kleine so daß selten eins aus mehr als fünf Hirsch-
 kellen besteht. Sowohl die Zelte als die Pfeile sind
 einigmal andre Stoffe werden immer von Hund-
 29 Die Abessinier vertreiben Schiffe von einem lebendigen
 Hunde mit großem Wohlgefallen; und diese Stoffe mü-
 gen wohl jedermann von Einförmigkeit sehr grausam und un-
 menschlich finden. Jedes Fleisch ist übrigens ganz unkra-
 ftig leichter zu verhaaren und weit nahrhafter, als gewöhn-
 lich über gebratenes.

30 Die vielen Eisenwerkzeuge und Feuerwaffen, welche
 die Europäer, besonders die Engländer, seit dreißig bis
 vierzig Jahren den Indianern in Nordamerika gebracht
 haben, sind Schuld daran, daß diese Leute jetzt gar
 nicht mehr im Stande sind sich selbst zu verteidigen und
 Pfeile zu verfertigen, ja, auch nur mit Bogen und Pfei-
 len umzugehen. Sollte nun der Handel mit dem Eisen
 31 und einmal unterbrochen werden, oder gänzlich aufho-
 ren, so würden die armen Indianer in große Verlegen-
 heit geraten. Denn die Engländer, diese unter
 32 andern, wie sie die bei ihnen so häufigen Eisenerze schmel-
 zen, schmieden und in Werkzeugen verarbeiten könnten,
 33 aber sie denken sehr wenig an die Indianer, so daß
 34 auf Gelderwerb, und nicht auf Verdienste zum die Weisheit
 35

gezogen; welche man zu dieser Arbeit abgerichtet hat.
 Diese Thiere sind von verschiedener Größe und Farbe
 (es) alle aber von dem Fuchs- und Wolfsgatt, mit
 spitzen Schwänzen, einem starken buschichten Schwanz
 je und scharfen aufrecht stehenden Ohren. Sie ha-
 ben, wenn sie angegriffen werden, großen Mut, und
 betheben so stark, daß der kleinste Knecht unter ihnen,
 wenn er in rechten Winkel kommen kann, mehrere un-
 serer größten Hunde sich abhält. Diese Hunde
 stehen sehr willig einem Schlitzen; aber nur wenige
 können geben, sie die Wägen, dergleichen sind sie im
 verfertigen, und so müssen die armen Weiber sich
 damit begnügen, mehr den Umfang, als das Gewicht
 ihrer Last zu vermindern und die Hunde nur etwas
 auf dem Rücken tragen zu lassen. Angesehen aber so
 wie Packpferde es thun, so haben auch diese Hunde
 nach dem Herbst, und wenn der Winter herannahet,
 nähern diese Weiber die Häute von Hirschbäumen in
 Form großer Mantelstücke zusammen, und stehen, so
 sie auf dem Boden fort, doch sobald sie an eine Bal-
 dung kommen, verfertigt man sich eigentliche Schlit-
 zen aus Bäumen. Breiter von dem Lärchenbäume,
 der an dem Dufels-Berg allgemein, Wachhol-
 derbäume genant wird. Diese Schlitzen sind von
 verschiedner Größe, je nachdem die Person, die ihn
 ziehen soll, stärker oder schwächer ist. Ich habe ein-
 mal gesehen, die zwölf bis vierzehn Fuß lang, und
 fünfzehn bis sechzehn Zoll breit waren; doch mei-
 stens sind sie nur acht bis neun Fuß lang, und zwölf
 bis vierzehn Zoll breite. Die Breiter aus denen diese Schlitzen bestehen,
 sind nicht über einen Viertelzoll dick, und selten über
 fünf bis sechs Zoll breit. Wären sie dicker, so wür-
 den sie für die armen Leute sehr ungeschicklich zu ar-
 beiten seyn, da diese sehr andern Bestenung dazu

haben, als ein gewöhnliches, an der Spitze etwas aufwärts gebogenes Messer. Die Breter werden mit dünnen Riemen von Hirschhäuten zusammengenähet; und auf der oberen Seite befestigt man verschiedene Querbölzer, welche den Schlitten stärker machen und das Gestell sichern, an welches dann die Last immer mit andren kleinen Riemen befestigt wird. Der vordere Theil des Schlittens ist aufwärts gebogen, und zwar in Form eines halben Kreises, der wenigstens funfzehn bis zwanzig Zoll im Durchmesser hat. Hierdurch bewirkt man, daß der Schlitten nicht in den lockeren Schnee einsinkt, und daß er über die Unebenheiten und höherigen Stellen, die es in den offenen Ebenen immer giebt, leichter weggleitet. An einem solchen Schlitten befestigt man vorn einen doppelten Riemen, welcher der ziehenden Person über die Schultern gehängt wird und auf der Brust ruhet.

Ihre Schneeschuhe unterscheiden sich von andren, in dieser Gegend gewöhnlichen: sie sind vorn zugespitzt, und so eingerichtet, daß sie nur auf Einen Fuß passen und nicht, wie andre Schneeschuhe, bald an dem rechten, bald an dem linken, getragen werden können. Die Nahmen solcher Schuhe sind nehmlich an der inneren Seite beinahe gerade, an der äußern aber sehr gebogen. Meistens Theils werden sie von Birkenholz gemacht, und die Riemen aus Hirschfellen geschnitten *).

*) Noth und Bedürfnis haben zuweilen einen Menschen veranlaßt, sich durch eine Erfindung um sein ganzes Geschlecht, oder doch um seinen ganzen Stamm, verdient zu machen. Die Schneeschuhe sind schon lange erfunden. Von ihnen benannte man in ältern Zeiten einen Stamm der Finnen: Sie bekennen D. i. Schretts-Finnen, weil sie auf langen, gebogenen Schneeschuhen das Wild verfolgten. (S. Forsters Geschichte der Errederkünigen, 2c. 2c. in Nordes. S. 35. und 37. in den Anmerkungen 42 und 48.)

Da ihre Kleidung vorzüglich aus behaarten Hirschfellen besteht, so sind sie sehr voll Ungeziefer. Das wird aber ganz und gar nicht für schimpflich gehalten, sondern die angesehensten Männer fangen und essen es zum Zeitvertreibe. Mein alter Wegweiser *Matonabbi* liebte dieß kleine Ungeziefer so sehr, daß er öfters fünf bis sechs von seinen handfesten Weibern anstellte, ihre Holzheiden durchzusuchen; den immer sehr beträchtlichen Fang nahm er dann mit beiden Händen hin, und verzehrte ihn mit dem größten Wohlgefallen.

Auch die südlichen Indianer und die *Esquimaux* lieben das Ungeziefer sehr; und die letztern haben noch außerdem manche andre, ähnliche Leckerbissen. So brauchen sie z. B. *Thran* als Sauce zu dem Fleische. Auch habe ich oft gesehen, daß sie eine ganze Handvoll Maden aus dem Fleische aßen; sie lecken ferner den Unrath aus der Nase auf, und wenn ihnen die Nase einmal blutet, so lassen sie auch das Blut nicht verloren gehen *).

Die von den nördlichen Indianern bewohnte Strecke Land ist sehr weiträumig; sie geht von 59° bis 68° N. Breite, und die Länge von Osten nach Westen beträgt ungefähr funfhundert Englische Meilen. In Süden wird dieses Land von dem *Churhill-Flusse* begränzt; in Westen von dem Lande der *Athapuskower*; in Norden von den *Hundsrücken-* und *Kupfer-Indianern*; und in Osten von der *Hudsons-Bay*.

Dieser ganze Strich Landes ist fast Eine dichte Masse von Felsen und Steinen, und größten Theils, besonders nach Westen hin, zwischen den Waldungen,

*) Unser Verfasser bestätigt hier nur, was viele andre Augenzeugen versichern. Man lese *Ernsts Erdland*.

sehr hügelig. Die Oberfläche ist zwar an den meisten Stellen mit einer dünnen Lage von Moos bedeckt, worin auch einige Sträucher, Krauter und Beeren stehen; aber darunter liegt gar keine Erde, was für etwas anderes, als die wenigen vegetabilischen Naturprodukte, wachsen könnte. Einige häufige Sträucher bringen zwar verschiedene Grasarten hervor, deren Vegetation erstaunlich schnell ist; doch solche Stellen sind so sparsam ausgebreitet, daß sie kaum für das Bedürfnis der Gänse, Schwäne und anderer Zugvögel im Herbst und Frühling, hinreichen.

Die vielen Seen und Flüsse, die es hier zu Lande giebt, können zwar meistens nicht befischt werden, sind aber den Eingebornen doch äußerst nützlich, da sie ihnen im Sommer und im Winter eine Menge Fische liefern. Die Arten, welche man fängt, sind Forellen, Schüdpel (von den Indianern Titameg, oder Titag genannt, *Salmo Lavaretus* L.), Schleiß (Cyprianus Tinca L.), zwei Arten von Barben ^{*)}, Kalkraupen (*Gadus Lota* L.), Hechte (*Eloz Lucius* L.) und Barsche (*Perca fluviatilis* L.).

Auf den Felsen und großen Steinen dieser Gegenden wächst ein schwarzes, hartes, krausles Moos, welches den Eingebornen im Nothfalle, wenn sie keine Fleischweissen haben, zur Nahrung dient. Dieses Moos ist nicht über das Köcher der hartestige Art, sondern es hat es weicher wie das Sago. Es ist sehr nahrhaft, daß jeder, der es einmal gegessen hat, es noch immer sehr gern isst. Man kocht es vorzüglich, mit Suppe damit zu verdicken, wofür

*) Wir kennen in Europa nur eine Art von Barben, *Percis fluviatilis* L., und die Barben, welche gemeint sind, sind eine Art von *Percis fluviatilis* L. (Cyprianus).

Wenn sie in Kissen oder Matten, jedoch auch
 Eggen, befindlichen, Kanälen sitzen, so können sie
 wohl drei, oder mehr Wege zusammenbliden, sich so
 über den ganzen Kanal ausbreiten und alle, nicht
 gar in kleine Fische fangen, aber das thun sie nicht;
 sondern halten die Wege in verächtlichen Entfernun-
 gen von einander, und zwar in der abregalibischen
 Meer, das sonst ein Weg auf das andre überfließen
 können, und sie dann nicht das Hindernis fange
 nistrom.

Bei dem Angell haben sie ande, denn so wige
 regante Gebrauche. So oft sie einen Faden anhohe
 fen, perlecken sie hier bis höchster Dinge unter
 dem Leder, die als eine Art von Zaubermittel wohn
 ten sollen. In der That ist der einzige Köber, west
 sen sie sich bedienen, nach der Meinung, eine Zu-
 sammensetzung von Zaubermitteln, in ein Stück Fisch-
 haus eingehet, welches in der Natur einige Verhül-
 lichkeit mit einem kleinen Fische hat. Die eingewei-
 heten Ingredienzien sind: Stücken Schwamm, Antbi-
 fer, von Hühn, Aker und Zähne von Dittor, Geh-
 darme und Schwanz von der Wäster, Rader, Holz
 von Eichhornchen, geronnene Milch aus dem
 Magen von laugenden Hirsch und Büffelstücken,
 Menschenhaare, und unzählig andre eben so merkwür-
 Dinge. Man glaubt hölgens, daß sie verchiednen
 Fischarten, nicht einerlei Lieben, und andern über den
 Köber sie nachdem sich in einem Fluße oder in einem
 See vorzüglich diese oder jene Gattung verhalten.

Von der Verschwendung der Indier, die ih-
 nen dann sehr oft Mangel zuzieht, und von ihrem
 Eredien in der Faktorei habe ich schon oben gestro-
 chet und will mich daher hier nicht wiederholen.

Wenn zwei Gruppe von Indiern einander be-
 gegnen, so beobachten sie allerlei sonderbare, einem

Euronder sehr auffallende Ceremonien. Sobald sie
 sich einander bis auf zwanzig oder dreißig Schritt
 genähert haben, machen sie halt, setzen ober liegen
 sich auf den Boden nieder, und brechen einige Mi-
 nuten lang nicht eine Sylbe. Endlich unterbreche
 einer von ihnen (gewöhnlich ein ällicher Mann,
 wenn ein solcher in der Gesellschaft ist) das Still-
 schweigen, und erzählt dem andren Trupp alle die Un-
 glücksfälle, die ihm und seinen Gefährten, seitdem
 sie einander nicht gesehen, zugestoßen sind, und eben
 so alle Todesfälle oder andre traurige Ereignisse, die
 sonst jemand während eben dieser Zeit erlitten hat.
 Ist der erste mit seiner Rede fertig, so hält einer
 von dem andren Trupp eine ähnliche; und beide Par-
 theien legen jedesmal Armuth und Hungersnoth
 vorzugeben. Meistentheils fangen einige Zuhörer
 bald an zu weinen; und nicht lange, so erheben sie
 ein lautes Geschrei. Bisweilen hört man, zuletzt Män-
 ner, Weiber und Kinder gemeinschaftlich heulen. Be-
 sonders sind die jungen Mädchen bei solchen Gelegen-
 heiten mit ihren Thränen und Klagen sehr freigebig,
 ob sie gleich im Grunde nur deshalb weinen, weil
 sie auch Andere es thun sehen. Wenn die ersten Aus-
 brüche des Schmerzes vorüber sind, nähern sie sich
 einander allmählig, und jedes Geschlecht macht un-
 ter sich Gesellschaft. Haben sie Tabak bei sich, so
 gehen die Pfeifen rüggum, und die Unterhaltung
 wird bald allgemein. Da sie einander gleich bei dem
 ersten Zusammentreffen alle üble Nachrichten mit-
 getheilt haben, so können sie jetzt nur noch gute
 erzählen; und diese wirken dann so schnell, daß ehe
 noch eine halbe Stunde vergeht, in jedem Gesichte
 Heiterkeit zu lesen ist. Hiermit nun nicht zufrieden
 Mangeth, so macht man einander oft allerlei kleine
 Geschenke an Lebensmitteln, Ammunition und andren

Sachen hiemitellen ohne weitere Absicht, noch öfter
 aber in der Hoffnung ein größeres Gegengeschenk
 dafür zu bekommen. Sie haben nur wenige Belustigungen. Die vor-
 züglichste besteht darin, daß sie mit Bogen und Pfei-
 len nach einem Ziele schießen. Außerdem werfen sie
 auch mit Keulen und Lanzten, doch das letztere im-
 mer nur bei Nacht. Es ist merkwürdig, daß diese
 Indianer, ob sie gleich eine besondere Nation aus-
 machen, doch keinen eigenthümlichen Tanz, und eben
 so wenig eigenthümliche Lieder haben, sondern beides
 von den Hundsrappen, oder von den südli-
 chen Indianern entlehnen. Die Länge der Lanzen
 von diesen beiden Nationen sind sehr leicht; sie
 bestehen nehmlich nur darin, daß man die Spitze nach-
 setzweise so schnell und so hoch als möglich, von
 dem Boden aufhebt, und dabei den Körper völlig in
 Ruhe bleiben läßt. Die Hände werden dabei ge-
 schlossen vor die Brust gehalten, und der Kopf vor-
 wärts geneigt. Bei dieser Belustigung sind sie im-
 mer ganz nackt, ausgenommen, daß sie nur die
 Lenden eine Bekleidung haben, die aber doch zumet-
 sen auch abgeworfen wird. Ihr Gesang ist weiter
 nichts als eine häufige Wiederholung des Sylben:
 hi, hi, ho, ho, u. s. w., die durch längeres oder
 kürzeres Verweilen bei dieser oder jener Sylbe, und
 durch Erhöhung oder Senkung der Stimme, etwas
 Gesangsähnliches bekommt, und die verlangte Wirkung
 hat. Diesen Gesang begleiten sie mit einer Trom-
 mel, und hiemitellen auch mit einer Klapper in Form
 einer Hohlflasche, die aus einem Stücke trockner Büf-
 selhaut besteht, und in der einiges Schrot oder eini-
 ge Kiesel umgeschüttelt werden.

Der Tanz der Weiber ist zwar vollkommen an-
 ständig, aber noch weniger von Bedeutung, als der

männliche. Alle ganze Menge von ihnen steht sich
 ein wenig von der rechten zur Linken, und dann wie-
 der von der Linken zur rechten Seite, ohne dabei die
 Füße auszusetzen; und wenn die Waage anhalt, ma-
 chen sie nur auf einmal eine kleine Bewegung mit
 dem Leibe und dem Haupte (fast wie ein künstlicher
 Mensch), und rufen in einem hellen, reinen Ton: Hi-
 schen, und doch haben sie einen andern Zeitvertreib, der
 darin besteht, daß einer ein Stückchen Holz, einen
 Knopf, oder sonst etwas Kleines, verkehrt in die
 eine Hand in die andre steckt, und dann seinen
 Mitspieler fragt in welcher Hand ist es? Wer rich-
 tig rät, bekommt einen Holzspahn als Wette; und
 wer am Ende die sämtlichen Marken (zehn, fünf-
 zehnt bis zwanzig) hat, gewinnt eine einjährige Ladung
 Pulver und Blei, einen Pfeil, oder sonst eine Klei-
 nigkeit. Die Weiber nehmen an keiner Belustigung der
 Männer, nicht einmal am Tanze, Antheil. Ihr häu-
 siges Leben ist eine zusammenhängende Reihe von Be-
 schwerlichkeiten, ohne daß sie die mindeste Erholung
 und das mindeste Vergnügen haben. Die häuslichen
 Arbeiten ausgenommen, in denen sie von Jugend auf
 unterrichtet werden, scheinen sie auch für nichts in
 dieser Welt Sinn zu haben und so läßt zu sehn, die
 Weltspannischheit, den sie bewohnen. Bei dem allen
 giebt es aber einige Ausnahmen unter ihnen, und
 mich glaube, daß nur milde Behandlung und unzer-
 reichte erforderlich wären, um sie zu eben dem zu ma-
 chen, was andere Weiber sind. Sie tragen ihr
 Haar lang, und nie angebunden, wie die skandinavischen
 Frauen thun. Fast Eine unter fünfzig hat ei-
 nen Kamm; aber dennoch wissen sie, mit großer Ge-

und von dem unermesslichen Geschicklichkeit, das
 Haar immer glatt und zedentlich zu halten.
 Das Haupt häufigsten Krankheiten sind eine Art
 von Starbun, das mit der Krätze in ihrer schlimmsten
 Methodo Ähnlichkeit hat, Ausgebrungen und Diarr
 hiden. Das Schachts ist zwar sehr beschwerlich, doch
 nicht tödtlich, wann nicht andre innerliche Uebel her
 kommen; die freiben andren Krankheiten aber voffen
 mit einigen Nebenzufällen verbunden, eine Menge
 Personen von beiderlei Geschlecht und von jedem Al
 ter weg. Nur wenige von ihnen erreichen zu ho
 heren Alter, welches wahrscheinlich davon herrührt,
 daß sie von ihrer Jugend an große Beschwerlichkei
 ten ertragen müssen, an sich und ihren Familie Un
 terhalt zu verschaffen.

Das erwähnte krebbsartige Uebel scheint zwar
 nicht ansteckend zu seyn, doch hat es selten einer,
 ohne daß auch Alle die mit ihm in demselben Orte
 wohnen, mehr oder weniger davon leiden. Dies be
 weist übrigens noch nicht, daß es ansteckend ist, denn
 sonst würde eine einzige Familie es in kurzer Zeit
 dem ganzen Stamme mittheilen, welches aber nie
 geschieht. Vielmehr schmecken also schlechtes Wasser,
 und die Ungeandtheit reiniger Aeren von Fischen, die
 sie bei ihrer herumirrenden Lebensart an diesem oder
 jenem besondern Orte fangen, daran Schuld zu seyn.
 Bei jüngeren Personen greift es immer Hände und
 Füße an, sogar die flache Hand und die Fußsohlen,
 Aeltere bekommen es gemeinlich um die Hüften, an
 den Knöcheln und dem Gesäße; an dem letzteren be
 sonders sind die Wunden oder Geschwüre, wie man
 sie nicht nur am Kammerhofs so groß wie der obere
 Theil eines Mannsdammes. Am häufigsten zeigt sich
 dieses Uebel im Sommer, wo die Indianer sich in
 der unfruchtbaren Gegend aufhalten; wo es ist, ob:

auf die letztern; und daher verfolgt man denn diese armen, unglücklichen Leute unanfhörlich.

Die nördlichen Indianer sind im Ganzen sehr gefühllos, und können die äußerste Noth solcher Verwandten, die nicht nahe mit ihnen verwandt sind, ohne alles Mitleiden sehen. Ich selbst sah einmal einem von ihnen das Stöhnen, die Zuckungen und das Krümmen eines Menschen nachsehen, den unter den qualvollsten Schmerzen gestorben war; und die ganze Gesellschaft, nur mich ausgenommen, brach darüber in ein lautes Gelächter aus.

Wie begraben die nördlichen Indianer ihre Todten, sondern sie lassen die Leichen immer liegen, wo sie gestorben sind, so daß sie wahrscheinlich von wilden Thieren und Raubvögeln gefressen werden. Das ist auch der Grund, weshalb man Füchse, Wölfe, Raben u. s. w. nicht anders als im höchsten Nothfalle sieht.

Bei dem Tode eines nahen Verwandten zerreißen sie sich aus großer Betrübniß alle ihre Kleider, und gehen nackt, bis ihnen jemand, der weniger betrauert ist, wieder andre giebt. Ihre Trauerzeit währt dann ein volles Jahr, das sie nach dem Monde und den Jahreszeiten bestimmen.

Sie haben oben dazu keine besondere Kleidung, sondern schneiden sich nur die Haare ab, und heulen hernach unanföhrlich. Selbst im im Essen beim Essen, bei Unterhaltungen mit An-

den.

Das ist bei den nomadischen Wölkern im Norden von Amerika. Sitte ist, todte Leichname den wilden Thieren und Raubvögeln zu überlassen, kann nicht bestanden. Ihre Mühe, den Verstorbenen ein Grab zu bereiten, wäre gewissermaßen verloren, da sie bei ihrer herumwandern dem Leichnam bald wieder an die Stelle bringen können, wo er lag. Die Thiere im Norden, die sie und Säheer. In Japaner thun oben das, bei ihnen liegt aber der Tod in ihren Kellern, Begrä-

bislang ist nicht ohne, da nicht ohne sein, was

Neuntes Kapitel.

been, u. s. w. setzen sie dieses widerliche Heulen und Schreien fort; es ist aber mit Güte und Gemüthsruhe, wofür es auch von Einigen zu einer Art von Gesang gemacht wird. Doch wenn sie einmal ernstlich über den Verlast eines guten Freundes nachdenken, so thut es für den gegenwärtigen Augenblick solche Wirkung auf sie, daß sie sich gänzlich ihrem Schmerz überlassen. Alsdann scheinen sie (doch ist es wohl ebenfalls nur Gemüthsruhe) sehr mit einander zu sympathisiren. Ich habe in solchen Fällen oft mehrere Dutzende von ihnen zusammen schreien hören, obgleich kaum Einige Kräfte dazu hatten. Besonders sind die Weiber bei dergleichen Gelegenheiten sehr verpflichtend; und da man ihnen in diesem Falle keinen Zwang anthut, so schreien sie denn auch aus Leibeskräften.

Nach einer Tradition, welche die Indianer haben, ist der erste Mensch auf der Erde ein Weib gewesen. Sie lebte eine Zeitlang allein, und suchte sich Beeren, ihre einzige Nahrung. Dabei fand sie einmal ein hundeartiges Thier, welches ihr in ihre Höhle folgte, und bald freundlich und zahm wurde. Dieser Hund konnte sprechen, sagt man, in einem schönen jungen Mann verandert. Dies that er auch bei Nacht sehr oft; doch wenn der Tag anbrach, nahm er immer wieder seine vorige Gestalt an, so daß die Frau 2. 3, was bei solchen Gelegenheiten vordringlich, für Träume und Täuschungen hielt. Diese Verwandlungen hatten in Kurzem Folgen, und die Hälfte der Welt war schwanger.

Nicht lange nachher kam ein Mann zum Vorschein, der so groß war, daß sein Kopf bis in die Wolken reichte. Er wollte die Erde durchwandern, sehr unbestimmte Wege einzeln. Als er die Inseln sah, zeichnete er mit seinem Spazierstocke alle Seen, Teiche und Flüsse ab, und füllte sie sogleich

mit Wasser. Man zerriß er den Hund in Stücke. Die Gedärme warf er in die Seen und Flüsse, und befahl ihnen, allerlei Arten von Fischen zu werden. Das Fleisch zerstreute er über das Land, und es verwandelte sich, auf sein Geheiß, in mancherley Arten von vierfüßigen Thieren. Auch die Haut riß er in kleine Stücke, und warf sie in die Luft, wo allerlei Vögel daraus wurden. Hierauf gab er der Frau und ihren Kindern volle Freiheit, zu tödten, zu essen, und nicht zu sparen; denn er hatte Allen geboten, sich zu ihrem Gebrauch in Ueberfluß zu vermehren. Nun Lehrte er dahin zurück, woher er gekommen war, und seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört.

Von Religion haben die nördlichen Indianer übrigens noch gar keine Begriffe. Zwar singen ihre Zauberer Lieder, und halten lange Reden an einige wilde Thiere und Raubvögel, so wie an gewisse Wesen der Phantasie, von denen sie vorgeben, daß dieselbey ihnen bei der Heilung kranker Personen Beistand leisten; doch fehlt es ihnen, wie ihren leichtgläubigen Nachbarn, gänzlich an allen Ideen von praktischer Religion. Einige tadeln die jungen Leute wohl, wenn sie von gewissen wilden Thieren und Vögeln ohne Ehrfurcht reden; aber so wenig nachsüchlich, daß oft nur barbar gespottet wird. — Von einem künftigen Leben haben sie gar keine Vorstellung, wie mir *Watonabb*, der gebildeter war, und auch etwas von der christlichen Religion wußte, mehr als einmal gesagt hat. Da sie so ganz und gar nichts von Religion wissen, so haben sie, um *Watonabb's* eigene Worte zu gebrauchen, weiter nichts zu thun, als sich, um ihren Vortheil, ihre Neigungen und Leidenschaften zu bekümmern, und so gsmächlich, so zu leben als möglich, durch diese Welt zu gehen, obz

nen in einer künftigen auf Belohnungen zu hoffen, oder sich von Bestrafung zu fürchten. Bei dieser Denkart sind sie, wenn es ihnen nicht an ihren Bedürfnissen fehlt, die glücklichsten Menschen auf der Erde; denn nichts als großes Unglück, das sie oder ihre Familie trifft, kann ihre Ruhe stören; kleinere achten sie nicht. Gleich vielen andern unfulturirten Völkern, ertragen sie körperlichen Schmerz mit vieler Standhaftigkeit; doch glaube ich, daß sie hier in den südlichen Indianern nachsehen.

Hohes Alter ist das größte Unglück für einen nördlichen Indianer; denn so bald er nicht mehr arbeiten kann, wird er, sogar von seinen eignen Kindern, vernachlässigt, und mit der größten Geringschätzung behandelt. Man giebt den Alten ihr Essen zuletzt, und gemeinlich das Schlechteste, Ungenießbarste; auch schießt man die Felle, die niemand tragen will, für sie auf die plumpeste Art zusammen. Wahrscheinlich sind die Alten sich bewußt, daß sie in der Jugend ihre Väter und Mütter, eben so nachlässig behandelt haben; daher unterwerfen sie sich, ohne Murren ihrem Schicksale, welches bei ihnen von hohem Alter nun einmal unzertrennlich ist. Sie sehen geduldig der traurigen Stunde entgegen, wo man sie, weil sie nicht länger mehr zu wandern im Stande sind, allein zurücklassen wird; so daß sie alsdann Hungers sterben müssen. Sollenwährend, so unnatürlich der Europäische Laster dies auch finden mag, so ist es dennoch bei dieser Völkerschaft sehr gewöhnlich; und wenigstens stirbt die Hälfte der alten Personen von beiden Geschlechtern in diesem elenden Zustande.

Die nördlichen Indianer nennen das Nordlicht: *Edahin*; d. i. *Norhild* *) und wenn dieses *) Ihre billige Vorstellung hat einen Grund; an dem man wohl nicht denken sollte: Sie haben richtig bemerkt, daß,

Meteor sehr hell ist, sagen sie: in jener Gegend der Atmosphäre sey Rothwülb in Menge; aber so weit gehen ihre Begriffe noch nicht, daß sie sich nun Hoffnung machen, von diesen himmlischen Thieren zu essen.

Außerdem haben sie viele abergläubische Vorstellungen von mancherlei Feen oder Geistern (In ihrer Sprache, Rant-e-na) welche ihnen oft erscheinen, und die verschiedenen Elemente, Erde, Wasser und Luft, bewohnen sollen. Einem oder dem andren dieser Geister schreiben sie gewöhnlich jede Veränderung ihres Zustandes zu. Da aber nur ihre Zauberer diese Vorstellungen bei ihnen unterhalten, so haben sie keinen allgemeinen Glauben. Jeder von diesen Gauklern weicht nehmlich in dem, was er von solchen Wesen sagt, weit von den übrigen ab, und erzählt beinahe jeden Tag eine neue Grille, oder ein außerordentliches Ereigniß, das ihm, wie er vorgiebt, in einem Traume, oder auf der Jagd, von einer seiner Lieblings-Feen entdeckt worden ist *).

Wenn eine haarige Dirsch, oder Rehhaute in einer dunkeln Nacht stark mit der Hand gerieben wird, elektrische Funken herausspringen, wie aus dem Rücken einer Kage. — Die indischen Indianer haben von diesem Meteor eine eben so romantische, doch angenehmere, Idee. Sie glauben nehmlich, daß die Geister ihrer abgeschiednen Freunde in den Wolken tanzen; und wenn das Nordlicht vorzüglich glänzend ist, wobei es in Farbe, Gestalt und Lage die stürzenden Abweichungen zeigt, so sagen sie: ihre verstorbenen Freunde wären sehr lustig. U. d. Verf.

*) Diese Märchen von gewissen Feen in der Luft, der See und der Erde haben große Ähnlichkeit mit dem Aberglauben, der im nordöstlichen Asien bei den Anhängern der so genannten Schamanischen Religion Statt findet. Wirklich mögen sie Bruchstücke der Schamanischen Religion seyn, da wahrscheinlich die Nord-Amerikaner über die Bering'sche Straße aus Asien gekommen sind. S.

der
zeit
offt
zu

Sors
ih
heis
asser
bren
ndes
ube
ha
dies
von
und
r ein
giedt,
r seia

unfern
Suns
e. —
e eben
anden
de in
iglich
stet
benen
See
glau
n der
Wirk
iglor
r bis
S.

